Im Verlage von Ignaz Klang, Buchhändler in Wien,
Dorotheergasse Nr. 1105, ist so eben ganz neu erschienen, und daselbst so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

König Heinrich

von Deutschland.

Historisches Drama in fünf Acten,

von

Otto Prechtler.

Octav-Format, 140 Seiten stark, auf feinem Velinpapier elegant gedruckt und in gefärbtem Umschlage broschirt.

Preis: 1 fl. C. M.

Ferner ist daselbst erschienen und in C. M. zu haben:

Prechtler, Otto, Gedichte. Erste Gesammtausgabe auf Velinpapier. Wien 1844. Schiller=Format kl. 8. In Umschlag brosch. 1 fl. 20 kr.

Mayrhofer, Johann, Gedichte. Neue Sammlung. Aus dessen Nachlasse mit Biographie und Vorwort, herausgegeben von Dr. E. Freiherrn von Feuchtersleben. Wien 1843. Velinpap. Schiller=Format; kl. 8. In Umschlag broschirt 1 fl. 20 kr.

Meyern, W. F., Dya-Na-Sore, oder die Wanderer. Dritte Original-Auflage. Vollständig in 5 Bänden. Velinpapier, Schiller-Format, kl. 8. Wien 1840. In Umschlag brosch. 4 fl. 30 kr.

— — W. F. hinterlassene kleine Schriften. Mit Vorwort und Biographie Meyern's, herausgegeben von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. 3 Bände mit Facsimile. Velinpapier. Schiller-Format, kl. 8. Wien 1842. In Umschlag brosch. 3 fl. 30 kr.

Stierle=Holzmeister, J., gesammelte humoristische Novellen, Erzählungen und Gedichte. Erste Original-Gesammtausgabe in 3 Bänden. Velinpapier. Schiller-Format kl. 8. Wien 1844. In Umschlägen brosch. 3fl. 40kr.

Mendelssohn, Moses, sämmtliche Werke. Original=Gesammtausgabe in Einem Bande. Als National-Denkmal! Imperial=Octav. Wien 1838. Auf Velinpapier mit neuen großen deutlichen Lettern höchst elegant und correct gedruckt, nebst dem (von Stöber) in Kupfer gestochenen Bildnisse und Facsimile des großen Weltweisen, dann Congreve-Titel. In Umschl. elegant brosch. statt 6 fl. (der Concurrenz wegen) um 4 fl.

(Mehreres erscheint in dieser Ausgabe zum ersten Male gedruckt.)

Lichtenberg (Georg Christoph), sämmtliche vermischte Schriften. Neue rechtmäßige, höchst elegante und ganz vollständige Ausgabe in 9 Bänden. Schiller = Format kl. 8. Mit Biographie, Portrait und Facsimile des Verfassers, nebst vielen Abbildungen (nach Chodowiecki) in Holz geschnitten. Wien 1844. Velinpap. In Umschlägen brosch. 6 fl.

— — humoristische, satyrische, witzige und launige Schriften. (Aus dem Vorigen besonders abgedruckt). In 5 Bänden. Schiller=Format kl. 8. Mit Biographie, Portrait und Facsimile des Verfassers, nebst vielen schönen Abbildungen (nach Chodowiecki), in Holz geschnitten. Wien 1845. Velinpap. In gefärbten Umschlägen elegant brosch. 2 fl. 30 kr.

Kuffner, Chr., erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen. Ausgabe letzter Hand. 20 Bände, Velinp., Schiller = Format kl. 8. Wien 1843—1846. In Umschlägen brosch. Pränumerationspreis 10 fl.

Kotzebue, A. v., ausgew. pros. Schriften erzählender Gattung, enthaltend: die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen. Neueste vollständigste Ausgabe in 45 Bänden. Schiller = Format kl. 8. Auf Velinpap. mit großen Lettern elegant und correct gedruckt. Wien 1842—1843. In Umschlägen brosch. 16 fl.

— — sämmtliche Theaterstücke. Die allervollständigste Original = Auflage, die im In = und Auslande bis Dato existirt. 30 Bände nebst 10 Supplementbänden in Schiller-Format kl. 8. Auf Velinpapier, mit großen Lettern elegant gedruckt. Nebst Portrait und Facsimile des Verfassers in Stahlstich, biographischen Nachrichten über A. v. Kotzebue und einem Inhalts = Verzeichnisse seiner Theaterstücke. Wien und Leipzig 1840—1841. In Umschlägen broschirt 16 fl.

Iffland, A. W., sämmtl. Theaterstücke. Neue rechtmäßige (erste, ganz vollständige) Ausgabe in 24 Bdn. Schiller-Format, kl. 8., auf feinstem Velinpap. Mit Biographie des Verfassers, dann Portrait und Facsimile in Stahlstich. Wien 1842—1843. In Umschlägen elegant brosch. 8 fl.

Claudius, Math. Werke. Auch unter dem Titel: **Asmus omnia sua secum portans**, oder: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Neue, elegante, rechtmäßige Ausgabe. 8 Theile in 7 Bänden. Mit vielen Abbildungen (nach Chodowiecki) in Holz geschnitten. Schiller-Format. kl. 8. Wien 1844. In Umschlägen broschirt 5 fl.

Bürger, G. A., sämmtliche Gedichte (sammt Nachträgen, kritischen Anmerk. und Varianten-Sammlung.) In 3 Bänden. Schiller-Format kl. 8. Wien 1844. Velinp. In Umschl. brosch. 1 fl.

— — sämmtliche Werke. Neue, rechtmäßige und höchst elegante Ausgabe in 9 Bänden. Velinpapier, Schiller-Format, kl. 8. Mit Biographie, Portrait u. Facsimile. Wien 1844. In Umschlägen broschirt 4 fl. 48 kr.

Fried. v. Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Kritische Schriften.

Achter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Vermischte

kritische Schriften.

I.

Beiträge zur Kenntniß

der

romantischen Dichtkunst.

I.

Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio.

1801.

Wenn man den Decamerone mit Aufmerksamkeit lieset, so sieht man darin nicht bloß entschiednes Talent, eine geübte und sichre Hand im Einzelnen, sondern man wird auch Absicht in der Bildung und Ordnung des Ganzen gewahr; ein deutlich gedachtes Ideal des Werks, mit Verstand ersonnen und verständig ausgeführt. Wo sich solcher Verstand vereinigt zeigt mit der instinctmäßigen Gewalt über das Mechanische, die wohl schon allein, aber mit Unrecht Genie genannt wird; da, und nur da kann die Erscheinung hervorgehen, die wir Kunst nennen, und als einen Fremdling aus höhern Regionen verehren.

Die Kunst bildet, aber sie wird auch gebildet; nicht nur das Gebildete, sondern der Bildende selbst ist ein organisches Ganzes, so gewiß er nur ein Künstler ist, und jeder Künstler hat seine Geschichte, welche zu verstehen, zu erklären und darzulegen, das vorzüglichste Geschäft der Wissenschaft ist, die unter dem Nahmen der Kritik bis jetzt mehr gesucht wurde, als schon vorhanden war. Mit Recht interessirt uns die Entstehung des Gebildeten, ja es ist dieß das einzige Interessante, was es giebt für den, welcher sich zu der Ansicht des Ganzen erhoben hat, zu der Schönheit, die Eins ist mit der Wahrheit.

So kleinlich also auch das Geschäft manchem dünken mag, der das Große nur in weitschichtigen Massen sehen zu müssen

glaubt; wir wissen, daß wir etwas thun, was zu thun nicht unbedeutend und nicht unwürdig ist, wenn wir das Eigenthümliche eines originellen Geistes mit aller Sorgfalt charakterisiren, sein Leben gleichsam in der Fantasie wiederhohlen, und an allen Erweiterungen und Beschränkungen seines intellectuellen Wesens Antheil nehmen. Wir werden uns auch seine fehlgeschlagnen Versuche nicht verbergen wollen; sie sind uns werth, als nothwendige Stufen der Annäherung zu dem einzig Rechten, oder sie sind bedeutend, indem sie das Höhere bezeichnen, was hier hätte werden können, aber nicht geworden ist, weil es an den Bedingungen fehlte. Das Genie eines Dichters kann oft durch seine falschen Tendenzen eben so sehr und mehr noch beglaubigt und dargestellt werden, als durch seine gelungensten Werke.

Ich bemerkte einen höheren poetischen Sinn und künstlerische Abstcht in der Umgebung, Zusammenstellung, Behandlung; ich glaubte den Künstler an dem Werke des Boccaccio gewahr zu werden, welches am allgemeinsten, ja fast ausschließend unter allen übrigen allgemein gelesen wird; und dieß lenkte meine Aufmerksamkeit auch auf diese.

Es ist mir gelungen, mit Ausnahme der einzigen Teseide, alle aufzutreiben, die Manni, der Commentator des Decamerone, kennt; wiewohl mehrere derselben unter die literarischen Seltenheiten *) gezählt werden. Ob es vielleicht, in italienischen Bibliotheken etwa noch andre geben mag, fehlte es mir an Hülfsmitteln, zu entscheiden, wie auch an der Gelegenheit, mehrere Ausgaben zu vergleichen, und alle dahinschlagenden literarhistorischen Sammlungen zur Hand zu haben. Ich muß mich daher auch aus Nothwendigkeit auf das einschränken, was mir ohnehin das nächste und wichtigste war; auf den Charakter der Werke selbst.

Da ihrer nicht wenige sind, und manche unter ihnen, wie schon gesagt, selten genug, so glaubte ich, würde es den Freunden der Poesie nicht unwillkommen sein, wenn ich ihnen, da ich

---

*) Die Bekanntschaft mit zweien der seltensten, dem Urbano und der Amorosa Visione, verdankte ich der gefälligen Mittheilung aus der Dresdner Bibliothek.

einmahl aus Neugier oder aus Wißbegier alle ganz und sorgfältig gelesen hatte, und die bedeutendsten mehreremahle, Rechenschaft gäbe von dem, was ich gefunden, und so den Ertrag der aufgewandten Zeit, so viel es sich thun ließe, gemeinnützig machte.

Meine Ansicht von dem Geist und der Kunst des Boccaz mögen sie als eine Zugabe betrachten. Indessen wird es einigen ein günstiges Vorurtheil für die unbekannteren Werke unsers Dichters geben können, daß auch unter den vernachläßigten Dramen des Cervantes eine Numantia sich findet, und unter den nicht bloß vernachläßigten, sondern ausdrücklich verworfnen Jugendwerken des Shakespeare so manches, was freilich denen zu hoch sein mußte, die über diesen Dichter überhaupt nicht hätten mitsprechen sollen; weil sie ihn ganz unrichtig und oberflächlich aufgefaßt und den künstlerischen Tiefsinn desselben nie verstanden, ja nicht einmahl eine Ahnung davon empfunden hatten. Wollte man aber auch diese Analogie nichts gelten lassen, so würde sich leicht zeigen lassen, daß die zufälligen Umstände, welche dem Einen Werke eines fruchtbaren Schriftstellers vor den andern den Vorzug der Beliebtheit geben, wodurch diese, wenn nur einige Jahrhunderte verstreichen, unfehlbar in völlige Vergessenheit gerathen; daß diese Umstände, sage ich, keineswegs für die vorzügliche Vortrefflichkeit auch nur eine Wahrscheinlichkeit geben können, wie viel weniger also die Autorität der falschen Kritiker, die ohne historischen Geist, oft auch ohne alles Gefühl rüstig drauf zu entscheiden und verdammen.

Bei diesem Geschlecht wird eine schiefe Ansicht wohl Jahrtausende unverändert, oft mit denselben Worten nachgesprochen. So zum Beispiel das alte Dictum: der gute Redner pflege eben kein guter Dichter zu sein. Da Boccaz einmüthig von den Italienern für einen großen, ja den größten Prosaisten gehalten wird, so läßt sich leicht denken, daß jener tiefsinnige Grundsatz auch auf ihn angewandt sei.

Daß dieß unbedingt richtig wäre, konnte ich nicht glauben, auch da ich nur noch den Decamerone kannte; denn wer naive Lieder so leicht und zierlich dichten kann, wie die, mit denen Boccaz die Einfassung seines reichen Werks geschmückt hat, dem

ist nicht alles Talent zur Poesie abzusprechen. Was wahr an jener Behauptung sei, was nicht, werden wir unten sehen.

Ehe ich die Gedichte selbst der Reihe nach durchgehe, muß ich mancher Beziehung wegen, der Umstände seines Lebens mit einigen Worten erwähnen.

Boccaz lebte zu der Zeit, als die alte Literatur in Italien wieder aufzuleben anfing, die italienische Poesie in der höchsten und herrlichsten Blüthe stand, und die Dichtungen und Erzählungen der Franzosen und Provenzalen im Original oder in Uebersetzungen und Nachbildungen die Lieblingslectüre der höhern Stände in ganz Europa waren. Er ward geboren **1313**, acht Jahre vor dem Tode des Dante und neun nach der Geburt des Petrarca, mit dem er in einem und demselben Jahre **1374** starb. Er lebte für seine Kunst, und schon in früher Jugend durchbrach er alle Schranken, in die man ihn einengen und einem bürgerlichen Glücke entgegenführen wollte. Seine äußern Verhältnisse waren abwechselnd, oft ungünstig; doch brauchten ihn die Florentiner mehrmahls zu wichtigen Gesandtschaften. So geehrt bei allen Vornehmen und Fürsten seiner Zeit wie Petrarca, war er nicht. Auch in der Liebe ist seine Eigenthümlichkeit der sentimentalen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengesetzt; und doch kann man von ihm wohl mit eben dem Rechte sagen, wie von jenem, daß er ganz für die Liebe lebte. Er war ausgezeichnet wohlgebildet und schön, welches er mehreremahl mit Wohlgefallen erwähnt, nicht grade aus unmännlicher Eitelkeit, sondern in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugend. Eine starke Sinnlichkeit war bei ihm verbunden mit einem festen Urtheil über die Absicht, die Natur und den Werth der Geliebten. Doch hinderte ihn seine vielseitige Empfänglichkeit nicht, Eine über alle zu erhöhen, die er Fiammetta genannt hat, und die wenigstens durch die feurige Kühnheit, die der Nahme andeutet, der seinigen entsprach, durch die er zuerst sich ihre Gunst erwarb. Ihr eigentlicher Nahme war Maria; sie war eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Großen daselbst, Schwester und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schicksal sie theilte.

In Neapel lernte Boccaz sie kennen, und sichtbar ist der Einfluß, den die Reize der üppigen Gegend, noch verklärt durch den Glanz der feurigsten Liebe, auf seinen jugendlichen Sinn hatten, um ihn zur Poesie zu entfalten. Alle seine Gedichte der frühern Zeit sind der einzig Geliebten geweiht, auch wohl auf ihre Veranlassung geschrieben; ihr, der er noch als Mann, schon lange von ihr getrennt, ein herrliches Denkmahl seiner Liebe und seiner dichterischen Talente widmete.

Unter den frühern Werken mache ich den Anfang mit der Teseide und dem Filostrato, und erinnere hier ein für allemahl, daß für die Zeitfolge der Werke unsres Dichters sich historische Zeugnisse und bestimmte Angaben in ihnen selbst, oder doch solche gegenseitige Beziehungen, die das Früher oder Später völlig entscheiden, genugsam finden; und wenn ja bei einem oder dem andern Werke, um die Stelle desselben zu bestimmen, der Styl mit in Betracht gezogen werden muß, so ist dieser in den Jugendversuchen und den spätern Werken so auffallend und deutlich verschieden, daß wenigstens kein Zweifel entstehen kann, zu welcher von beiden Perioden es zu rechnen sei.

In dem Filostrato, einem romantisch-epischen Gedicht in Stanzen, wird die sittsame Liebesgeschichte des guten Troilus und der tugendhaften Cressida erzählt, nebst der hülfreichen Freundschaft des edeln Pandarus, nach welchem Helden beim Shakespeare der, welcher seine gefälligen Dienste hergiebt, um die Geliebten zusammen zu bringen, ein Pandarus genannt wird, so daß der Nahme des guten Trojaners fast zum Begriff geworden ist. Shakespeare hat in dem bekannten Drama des gleichen Inhalts diesen, wie sich denken läßt, vielfach ausgebildet; dennoch ist der Charakter der Fabel beim Boccaz schon ganz derselbe, wenigstens für den ersten Theil. Es ist dieser Charakter eine gewisse zierliche Albernheit und eine leise, aber sehr durchgeführte Ironie. Es geschieht eben nichts, und es ist doch eine Geschichte; es werden Anstalten genug gemacht, aber es rückt nichts von der Stelle; es werden lange Reden gehalten, voll Edelmuth und in zierlicher Sprache, aber es ist eben nichts darin gesagt. Und dennoch unterhält uns das närrische Wesen, ja eben diese ironische Unbedeutendheit macht

den eigentlichen Reiz davon, wie die innere Schalkheit bei dem sittsamen Ton der bis zum Pomphaften edelmüthigen Reden. Durch das Gebildete der italienischen Sprache und dieser Form begünstigt, tritt sogar dieses zierlich Grotteske mehr heraus beim Boccaz; aber das seltsam Fantastische der raschen tragischen Katastrophe wird freilich erst im Shakespeare deutlich verstanden, und erscheint im Boccaz ohne rechten Sinn.

Die Sprache ist leicht wie der Versbau, nicht sehr künstlich, aber klar im Periodenbau, äußerst fließend und sehr behaglich zu lesen. Man darf wohl nicht eben ein Italiener sein, um ganz bestimmt zu fühlen, wie ungleich künstlicher nicht nur die Stanze des Tasso sei, sondern auch die des Ariosto, selbst da, wo er am nachläßigsten scheint. Aber sollte die unübertreffliche Anmuth und Leichtigkeit des einen, und das classische Streben des andern den ganzen Charakter dieser Versart erschöpft haben? Sollte es nicht Fälle geben können, wo der Dichter, der die höchste Bildung derselben ganz in der Gewalt hätte, dennoch absichtlich zu der naiven Nachläßigkeit der ersten Versuche zurückkehrte, um das Innere des Ganzen auch in dieser Aeußerlichkeit auszudrücken und nachzubilden, etwa in einem Spiele der Parodie? — Wer das ergetzliche Werkchen zur guten Stunde gelesen hat, wird es gewiß auch von dieser Seite nicht anders wünschen können. Und man kann hier dem Verse sogar noch unabhängig von seiner Bestimmung für das Werk, ein Verdienst für die Ausbildung der Art zuschreiben; denn es darf wohl angenommen und mit Gewißheit vorausgesetzt werden, daß Bojardo für die Schönheiten der Stanze, die er beim Pulci nicht fand, und wodurch er sich schon dem Ariost nähert, vorzüglich aus dem Boccaz viel gelernt habe; so daß dieser also wenigstens der erste Meister der Stanze bleibt, für deren Erfinder, wozu man ihn hat machen wollen, er nur unter bedeutenden Einschränkungen gelten kann. Es ist dieses nähmlich von Italien zu verstehen, da es ja ältere provenzalische Stanzen gab; aber auch für Italien kann man es wohl nur auf die Vorzüglichkeit und entschiedne Wirkung seines Versuches vor allen andern gleichzeitigen beziehen, ohne daß dadurch diese ganz ausgeschlossen oder auf Jahr und Tag bestimmt würde, wer chronologisch genau der Erste sei.

Es darf also unserm Dichter die Kunst der Verse nicht ganz abgesprochen werden; wollte man es mit dieser einmahl so streng nehmen, daß die seinigen für nichts gelten könnten, so würde man leicht auf das Resultat kommen, daß es in gereimten Sylbenmaaßen überall bis auf die jetzige Zeit nur Einen Verskünstler gegeben hat, den Petrarca. Zwar einzelne Gedichte im Cervantes sind mit eben so kunstreicher Absichtlichkeit construirt und gebildet, aber nur einzelne. Die hoch gepriesne Verskunst des Tasso oder wenigstens doch des Ariosto, dürfte nach diesem Maaßstabe noch gar den Nahmen der Kunst nicht verdienen, und sich auf eine bloße Meisterschaft im Mechanischen beschränken. Dann müßten wir annehmen, die Stanze sei noch gar nicht vollendet, und dann fehlte es auch an einem Maaßstab zur genauen Würdigung für das Verdienst des Boccaz um sie; unterdessen aber bleibt das der ersten Ausbildung gewiß ein sehr großes.

Wenn es bei einer zierlichen Behandlung ein artiges und sinnreiches Spiel der Fantasie sein kann, moderne Ansichten und Sitten in einer gereimten Form der neuern Kunst und mit gesellschaftlichem Scherz verwebt, in das heroische Alterthum zu versetzen, und an die ehrwürdigen Nahmen der Helden anzudichten, so dürften doch die Fabeln, wo das Wesentliche der Geschichte selbst erfunden, und zwar modern erfunden ist, d. h. in einem modernen Geist und Sinn, obwohl im alten Sittencostüm, hiezu bei weitem am meisten, ja fast ausschließend günstig sein. Hier liegt die Parodie schon im Ganzen, so daß sie im Einzelnen sehr ausgespart werden kann, wodurch der Dichter von selbst auf das Zierliche geleitet und behütet wird, nicht in das eigentliche Travestiren zu fallen.

Alles dieses läßt sehr viel Gutes von der Teseide vermuthen, gleichfalls einem episch-romantischen Gedichte in Stanzen, worin die Geschichte zweier Thebaner, des Palemon und Arcitas zu den Zeiten des Theseus, und ihre Liebeshändel mit dessen Schwester Emilia erzählt sind. Ich habe davon nur einen, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts gemachten, schlechten Auszug in Prosa von Granucci gesehen. In dergleichen Auszügen ist der Charakter einer Fabel fast nie mit einiger Zuverlässigkeit zu erkennen. Et-

was besser schon zeigt er sich in der Behandlung des Chaucer. Dieser scheint es besonders auf eine redliche, stillschweigende, aber deutliche Ironie angelegt zu haben, über die naive Art, mit welcher die Heldin am Schluß, da der eine Ritter stirbt, nachdem sie denselben gebührend beweint hat, sogleich den andern nimmt. Ueberhaupt ist treuherzige Einfalt wie mich dünkt, und zwar eine fast unglaubliche Einfalt der Charakter dieser Fabel; es sind manche simple Geschichten aus jener guten alten Zeit auf uns gekommen, aber so gar schlicht, wie diese, wird man nicht leicht eine finden. Uebrigens sind Gang und Umstände beim Chaucer wie beim Granucci; nur werden bei dem letztern in der Kürze noch viele Personen erwähnt, theils altmythische, theils neu erfundene, die beim Chaucer gar nicht mehr vorkommen; zum Beweis von der reichen Entfaltung in der Teseide des Boccaz. Auch erwähnt Granucci unter dem, was er in seiner Thorheit wegschneiden zu müssen geglaubt, viele dichterische Fictionen und aus dem Statius entlehnte thebanische Geschichten. Ein Umstand, der eine merkliche Verschiedenheit der Teseide von dem Filostrato andeutet, mit dem man sie nach allem Uebrigen sehr gleichartig vermuthen könnte. Es muß dieses Werk noch lange nach dem Autor sehr hoch geschätzt worden sein, da es wie der Pastor fido des Guarini und die Geschichte von Florio und Biancafiore, ins Griechische übersetzt worden ist. Boccaz selbst bezieht sich auf dieses Werk im Decamerone, indem von Dioneo und Fiammetta in einer der Zwischenstellen gesagt wird, daß sie die Geschichte des Palemon und Arcitas besungen.

Der Filopono, ein Roman von großem Umfang, ganz in Prosa, Bearbeitung einer der beliebtesten Geschichten des Mittelalters, die in's Spanische und auch in's Deutsche übertragen worden ist, kann jetzt am schicklichsten folgen. Schon wenn man den Ameto lieset, von dem gleich mehr die Rede sein wird, sollte man glauben, das sei das erste Werk des Dichters in Prosa, so sehr hat diese in demselben das Gewaltsame, Schwerfällige, Unsichere und Uebertriebene eines ersten Versuchs an sich. Aber durch Vergleichung der allegorischen Episoden im Filopono mit den individuellen Beziehungen des Ameto wird es klar, daß dieser später

sei. Einen ähnlichen Charakter hat die Prosa auch im Filopono, und nicht bloß diese, sondern auch die eingeflochtenen Reden und die ganze Behandlungsart des Vortrags, ist mit großer Kraft und Anstrengung den römischen Classikern nachgebildet, etwa einem Livius. Es contrastirt das freilich oft seltsam genug mit der kindlichen Einfalt des romantischen Mährchens. Aber auch in einer andern Rücksicht zeigt sich hier eine Neigung, widerstrebende Dinge zu vereinigen. So versucht der Dichter im Anfange des Werks, eben so wie im Ameto, die katholischen Begriffe und Ansichten in der Sprache und den Sinnbildern der alten Mythologie auszudrücken. Juno ist ihm Maria, Pluto der Satan u. s. w. Da er nun aber in dem mehrere Jahre später geschriebenen Schluß des Romans auf den Punkt kommt, wo Florio nach der Geschichte ein Christ wird, läßt er ihn die heidnischen und nahmentlich die griechischen Götter feierlich abschwören. Ueberhaupt ist das Ganze nur als ein Versuch und bloßes Streben zu betrachten, nicht als gelungenes Werk. Man könnte es kurz charakterisiren: es sei ein Versuch, den Roman und die Prosa zu der Hoheit des heroischen Gedichts zu erheben. Ein würdiges Ziel, auf dem Wege, zu welchem der Dichter, so viel ich weiß, keinen Gefährten gefunden hat, als den einzigen freilich größer gedachten und glücklicher vollendeten Persiles von Cervantes. So betrachte ich dieses Buch. Gewiß ist, daß die ursprüngliche Fabel darin sehr entstellt, ja ich darf wohl sagen, entschieden verdorben sei.

Diese ursprüngliche Fabel von Florio und Blancheflure ist noch vorhanden, in der deutschen Bearbeitung; von einem, der in einem andern Gedichte „Herr Flecke, der gute Konrad" genannt wird, nach dem Französischen des Robert von Orleans.*) Die Geschichte ist etwa folgende: Zwei schöne Kinder, an einem Tage geboren, zusammen in aller Artigkeit und Poesie unterrichtet, lieben sich schon als Kinder, ohne doch zu wissen, wie

---

*) Sie stand zuerst im zweiten Bande der Myllerischen Sammlung, und manche belehrende Notizen darüber finden sich in Eschenburgs Denkmählern altdeutscher Dichtkunst. Seitdem ist auch eine neue poetische Bearbeitung dieser romantischen Dichtung erschienen.

ihnen geschieht, und hangen mit jugendlicher Innigkeit und schuldloser Herzlichkeit an einander. Der alte König, der das nicht dulden kann, schickt den Sohn nach Mantua, und da auch das nicht helfen will, verkauft er die Geliebte an Fremde, welche sie über das Meer zum Sultan von Babylonien bringen, wo sie natürlicherweise als eine der seltensten Schönheiten in einem gewaltigen Thurm von einem grausamen Wärter sehr wohl verwahrt wird. Florio kehrt freilich nun zu spät zurück, wo ihm gesagt wird, sie sei gestorben; worüber er sich an dem zur Bestätigung dieses Betrugs vom alten König errichteten prächtigen Grabmahle sehr klagend geberdet, endlich aber doch von seiner Mutter die Wahrheit erfährt, schnell der Geliebten nachreist*), glücklicherweise seine Blancheflure sehr bald findet, zu ihr gelangt und verborgen bei ihr lebt, im Genuß aller Liebesfreuden, welche die Sittsamkeit erlaubt. Wie Blancheflure einst in seinen Armen einschläft, werden sie gefunden, grausam gefesselt und zum Richtplatz geführt. Der Sultan aber läßt sich endlich durch ihre alles übertreffende Liebe im Wettstreit der Großmuth erweichen und schenkt ihnen das Leben, ja er wird sogar ihr Freund und richtet ihnen eine prächtige Hochzeit aus, wo dann unvermuthet Boten erscheinen, welche den Florio eilends in seine Heimath zurückrufen, um den Thron des verstorbenen Königs zu besteigen. Den Beschluß macht, wie er dann ein Christ geworden, immer glücklich mit seiner Blancheflure gelebt, im fünfunddreißigsten Jahre

---

*) Beim Boccaz nimmt er in Beziehung auf die Mühseligkeiten, denen er sich so willig unterzieht, und die als übereinstimmend mit seinem innern Gefühl ihm sogar willkommen sind, den Nahmen Filopono an, nachdem das Buch genannt ist. Da die Stelle, in welcher dieß gesagt wird, sich schwerlich für unächt erklären läßt, so ist dadurch der Streit über den Nahmen des Buchs entschieden. Gegen die Erklärungsart, welche Filocolo, wie das Buch wohl auch genannt wurde, für verdorben oder durch Mißverstand aus Filocalo, von καλος gebildet hält, streitet noch der Umstand, daß schon ein allegorischer von dem Griechischen καλος abgeleiteter Nahme in Filopono vorkömmt, nämlich Caleone. So heißt nähmlich in den frühern Gedichten des Autors, Fiammetta's Geliebter, in den spätern Pamphilo.

unter andern eine Tochter Nahmens Bertha gezeugt, die nachher mit Pipin die Mutter Karl des Großen geworden, des besten Königs aller Zeiten; und wie endlich beide in einem Alter von hundert Jahren an einem Tage in ihr Grab gelegt seien. Dazu kommen so manche artige Züge im einzelnen, wie Florio in einen Korb voll Rosen versteckt in das Serail getragen, wie der grausame Thurmwärter durch seine Neigung zum Schachspiel schlauer Weise zahm gemacht und gewonnen wird, und dergleichen mehr. Das alles zusammen bildet eine recht herzliche und schuldlose Rittergeschichte von rührender Einfalt und Schönheit, die nur mit stiller Lieblichkeit erzählt werden darf, ohne sie putzen und schmücken zu wollen. Wie grell sticht nun dagegen jener classische Styl des Boccaz ab, diese Menge von hinzugedichteten Personen und Begebenheiten, die daher entstehende Weitläuftigkeit, und endlich die Menge von allegorischen Episoden!

Die weitläuftigste unter diesen ist jedoch an sich sehr vorzüglich und noch dadurch interessant, daß man den Decamerone hier gleichsam im Keime sieht. Es ist eine Gesellschaft, die sich nach altromantischer Sitte mit spitzfindigen Untersuchungen über die Liebe, Questions d'amour beschäftigt, wo Frage und Antwort meistens an eine sinnreiche Novelle geknüpft ist. Man trifft auch hier, wie sich denken läßt, die Fiammetta wieder. Beschreibungen weiblicher Gestalt und Kleidung sind beim Boccaz fast immer überaus schön. Dießmahl verherrlicht er besonders das Feuer ihrer leuchtenden Augen, und den Eindruck, den diese auf ihn gemacht.

Ob ein Werk gelungen sei oder nicht, davon hat der Dichter, wenn es mißlungen ist, nicht immer ein sichres Gefühl, und es kann treffen, daß er gerade, wenn es entschieden mißlungen ist, dieses gar nicht gewahr wird. Aber seines innern Kunststrebens, der Größe seines Ziels, wird er sich dennoch ganz bestimmt und klar bewußt sein können, und darnach dann den Werth dessen, was er hervorgebracht, richtig eigentlich aber nach einer unrichtigen Voraussetzung würdigen. So läßt sich die Tradition verstehen und glaubwürdig finden, daß Boccaz selbst auf den Filopono einen sehr hohen Werth gelegt und ihn dem Decamerone vorgezogen habe. Arbeit ist unstreitig mehr in jenem als in diesem.

Was sich im Filopono nur noch als Episode ankündigt, das ist im Ameto Inhalt des Ganzen. Es ist ein durchaus allegorischer Roman, worin im allgemeinen und gewöhnlichen Costüm solcher pastoralen Darstellungen erzählt wird, wie ein roher Hirt durch die Liebe veredelt und gebildet sei. Das Wie dieser Bildung ist aber eben nicht weiter ausgebildet. Den größten Raum des Buchs nehmen sieben Frauen ein, deren Kleidung und Gestalt ausführlich beschrieben wird, und deren jede ihre Herkunft, ihre Schicksale und besonders die Geschichte ihrer ersten Liebe erzählt und die Erzählung jedesmal mit einer Hymne in Terzinen an eine Göttin des Alterthums beschließt. Ameto ist dabei nur Zuschauer und Zuhörer; das Buch beginnt und endigt mit allgemeinen Betrachtungen über die Liebe, und Zusammenhang oder Geschichte ist eben weiter nicht darin zu suchen. In der Geschichte der Frauen aber, fühlt man die individuelle Wahrheit, und es braucht nicht erst errathen zu werden, daß Freundinnen des Dichters gemeint sind; dennoch lösen sich alle sieben schließlich in Allegorie auf und bedeuten die vier weltlichen und die drei geistlichen Tugenden. Die Geschichten sind sämmtlich im Costüm der Mythologie erzählt, ja auch katholische Dinge und Begriffe werden in diese altmythische Sprache übersetzt, wie im Anfange des Filopono. Es wird ein großes Gewicht gelegt auf die Abkunft jener Fauen, und die der Einzelnen wird immer wo möglich an die der Nationen geknüpft, und überhaupt ist die Erzählungsart und Sprache wie nach dem Styl der Alten in der würdigsten Historie. Die eingemischten Verse sind nicht eben der glänzendste Theil des Ganzen, von dessen Seltsamkeit man sich nach diesen Zügen schon einigen Begriff wird machen können. Der Periodenbau in diesen Versen ist verworren, sie haben nicht die naive Anmuth seiner Stanzen und Canzonetten, und ungeachtet sie nur Gegenstände des classischen Alterthums in den Sitten und dem Bilderkreise desselben behandeln, so sind sie doch auch weit entfernt von classischer Kraft und Würde; ja sie haben überhaupt keinen recht bestimmt aufgefaßten und deutlichen Charakter. Dagegen ist in der Prosa vieles zu loben und einiges unvergleichlich schön. Die Geschichten dürfen oft im Styl die Vergleichung mit dem Vortrefflichsten im Decamerone nicht scheuen.

Unter den in diesen Geschichten charakterisirten Liebhabern ist die Figur des Dioneo, der jedem Leser des Decamerone unvergeßlich ist, schon mit besonderer Liebe und Keckheit gezeichnet. Aber worin sich Boccaz selbst übertroffen hat, das ist die Beschreibung von der Gestalt und der dem allegorischen Sinn gemäßen Kleidung der sieben Frauen. So kunstreiche, und mahlerisch vortrefflich gedachte Kleiderbeschreibungen wird man, den Cervantes ausgenommen, nicht leicht bei noch einem romantischen Dichter finden.

Es läßt sich denken, daß Fiammetta in dieser Auswahl edler und schöner Frauen nicht fehle. Sie bedeutet die Hoffnung, und erscheint mit Pfeil und Schleier im grünen Gewande, die Locken mit einem Schmuck von Gold und Perlen geziert, umwunden von einem Kranz rother und weißer Rosen. Sie erzählt die Kühnheit, durch welche ihr Geliebter ihre Gunst gewonnen hatte; wie er sie, die an Stand und Geburt weit über ihn erhaben war, oft gesehen und gesprochen habe, aber nie allein und so, daß er ihr seine Liebe entdecken können; bis er einstmals in der Abwesenheit des Gemahls Mittel gefunden, sich in ihrem Schlafgemach zu verbergen, bloß von seiner Kühnheit und seinem Dolch begleitet; wie er sich ihr entdeckt, seine Liebe geschildert, die Entstehung derselben erzählt, und wie er fest entschlossen sei, sich zu tödten, wenn sie ihn nicht erhöre. Was beide sagen, Fiammetta's Ueberraschung und heimliche Neigung, sein Ernst, seine hinreißenden Bitten, das alles ist mit der lebendigsten, glühendsten Wahrheit und Beredsamkeit dargestellt, und man findet es leicht begreiflich, daß das Feuer der seinigen alle ihre Gegengründe besiegt hatte. Boccaz hat diese Begebenheit noch einmahl ausführlich darzustellen Gelegenheit genommen, und er thut es mit etwas veränderten Umständen. Mehreremahle noch bezieht er sich darauf und immer mit sichtbarer Liebe.

Der Ameto ist nach einer Jahrszahl in der Geschichte der Emilia, später als **1340** geschrieben, dürfte also unter die spätesten Jugendversuche des Dichters zu setzen sein. Durch ihre Stellung im Ganzen ist Lya unter den sieben die Hauptperson; sie ist schon aus dem Dante als Sinnbild der Beschaulichkeit bekannt, und bedeutet hier den Glauben.

Ueberhaupt wirkte das Vorbild des Dante so mächtig auf seinen Geist, daß es auch ihn, wie den Petrarca, aus seiner eigentlichen Sphäre einmahl heraus ziehen mochte. Als die unglückliche Frucht dieser Einwirkung von der Uebermacht fremder Geistesgröße, haben wir die Liebes-Vision, **Amorosa Visione** zu betrachten, ein Gedicht in Terzinen, das Ganze eine einfache Allegorie von Glück und Liebe u. s. w., worin fast alle die berühmtesten erotischen Dichtungen des Alterthums verwebt sind; aber sie sind nicht neu geworden in dieser veränderten Behandlung, welche die ungünstigsten Urtheile von der Poesie des Autors zu rechtfertigen scheinen könnte. Wenn uns schon die Trionfi des Petrarca keine gelungene Nachbildung scheinen, was sollen wir erst von dieser Vision sagen, die so tief unter jenen steht? Es ist das einzige Werk von ihm, welches mich Ueberwindung gekostet hat, zu Ende zu lesen. Uebrigens kommen alle die allegorischen Personen des Ameto auch hier vor und zwar als schon bekannte. Noch einer sonderbaren Spielerei muß ich erwähnen; die ersten Buchstaben jeder Terzine durch das ganze Gedicht bilden eine Art von Vorrede für dasselbe, die aus zwei Sonetten an Fiammetta und aus einer Canzonette an die Leser besteht.

Unter die Producte der männlichen Reife ist, dem innern Charakter und auch der Zeit nach, vor allen der Decamerone zu stellen, den ich als bekannt voraussetze; denn die erste Masse desselben erschien **1353**, also da Boccaz vierzig Jahre alt war. Auf diesen aber ist der ganzen Art und Behandlungsweise nach auch der Urbano zu beziehen; ein Roman, wo sich mancherlei Unglücksfälle nach langer Erwartung endlich mit Wiedererkennung und dergleichen in allgemeines Glück auflösen. Die Behandlung ist durchaus dieselbe, wie in den größern, ernsthaften Novellen im Decamerone, nur noch etwas ausführlicher, wodurch der Urbano beim Vergleich eher gewinnen als verlieren würde. Hat nun der Dichter, ehe er Novellen in Masse behandelte, es mit einer einzelnen versucht, oder nachher, in der Absicht sie mehr zu entfalten? Dann würde aber diese Absicht mehr bemerklich und die Verschiedenheit größer sein; ich vermuthe daher das erste. Für einen Versuch hingegen, eine einzelne Novelle, als ein für sich bestehendes Werk und

ganz anders, wie es dort geschehen war, in dichterischer Form und in dem geliebten altmythischen Bilder-Kreise und Costüm zu behandeln, möchte ich das Ninfale Fiesolano halten; um so mehr, da der darin erzählten Geschichte von Africo und Mensola nach Mann, eine wahre zum Grunde liegen soll. Ein sehr gefälliges Gedicht, lebendig und kräftig; als versificirte Novelle, als episch-romantisches Gedicht von so kleinem Umfang, das einzige in seiner Art. Also auch Boccaz bestätigt durch sein Beispiel, was Cervantes und Shakespeare zur Genüge bewiesen haben, daß die Novelle auch einzeln und für sich bestehend muß interessiren können, daß es nicht gerade nothwendig ist, eine ganze Flora derselben in ein romantisches Gastmahl und Sympostum einzufassen, wie es im Decamerone so vortrefflich geschehen ist, daß es zu ausschließend allgemeine Regel scheinen könnte, und bleibendes Vorbild für alle Nachfolger. Die Stanze hat hier noch die alte naive Anmuth, aber mit der Sprache zugleich mehr Schwung. Man könnte Stellenweise eine Aehnlichkeit finden mit der dichterischen Manier des Poliziano in den berühmten Stanzen, aus denen Ariost für seine Verskunst so vieles gelernt hat; deren Styl aber doch in seinem geflügelten Schwung und alterthümlicher Kraft ohne Nachfolge in der italienischen Poesie geblieben ist.

Aus derselben Zeit ungefähr, wie der Decamerone, ist einer Zeitbestimmung in dem Werke selbst zu Folge, das Labyrinth der Liebe oder die Geißel; in ältern Zeiten sehr gelesen, und in viele Sprachen übersetzt. Der Styl ist vortrefflich und die Erfindung witzig; seine Beliebtheit verdankt das Werk aber vielleicht zum Theil mit dem Umstande, daß es sich als eigentliche Satire gegen das weibliche Geschlecht überhaupt so bestimmt rubriciren ließ. Unter dieser Rubrik finde ich es als ein äußerst berühmtes Buch unter andern in einem alten Gedichte im spanischen Cancionero angeführt. Boccaz erzählt in eigener Person, wie er vor Liebe, da er mit Spott verschmäht ward, sehr unglücklich gewesen sei, so daß er sich habe umbringen wollen. Sein innrer Kampf, seine Selbstgespräche werden ausführlich dargestellt, und wie er sich endlich so weit beruhigt, daß er sich entschließt, wieder unter

Menschen zu gehen und einige gesellschaftliche Freuden sich gefallen zu lassen. Dieß besänftigt ihn schon, und da er nun ruhiger einschlummert, hat er eine Vision, wie man sie sich leicht denken kann, worauf eben der Titel Labyrinth des Amor deutet. Da begegnet er einem alten Manne, dieser ist aber keine mythische Gestalt, sondern der verstorbene Ehegemahl der übermüthigen Dame in eigner Person. Der Alte hat eben keine idealische Ansicht der Frauen, sondern macht ihm eine solche, mit der pünktlichsten Genauigkeit ausgeführte, und ausführliche Beschreibung von allen den geistigen und körperlichen Gebrechen, ohne eines zu übergehen, mit denen diese Frau behaftet war, daß der Liebhaber dadurch ganz vollkommen wieder zur Vernunft gebracht wird. Allgemeine Ausfälle gegen das Geschlecht gehörten hier mit zur nothwendigen Rhetorik des Buchs; doch scheint es, hatte persönliche Rache, deren Boccaz in solchen Verhältnissen sehr fähig war, den größten Antheil an der Entstehung desselben.

Das Leben des Dante vom Boccaz empfiehlt sich außer den interessanten Nachrichten über jenen großen Dichter durch eine männliche Beredsamkeit. Nicht als Biographie oder Charakteristik ist dieses Werk zu beurtheilen, sondern als Apologie, als Rede an die Florentiner; und daß es als solche seine Wirkung gethan, wird am besten dadurch bewiesen, daß Boccaz nachher von der Republik angestellt wurde, um Vorlesungen über das göttliche Werk des großen Dichters zu halten.

Merkwürdig ist auch die allgemeine Ansicht der Poesie in dieser Schrift. Er hält sie für eine irdische Hülle und körperliche Einkleidung der unsichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, nennt sie geradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verständlicher und lieblicher sei, als die eigentlich sogenannte. Zwar hat der Begriff der Allegorie nicht immer den hohen Sinn bei ihm, den man vermuthen sollte, da er die Alten so weit doch schon kannte, und da er den Dante vor sich hatte; sondern er belegt auch wohl mit diesem Nahmen den sinnbildlichen Vortrag bloß moralischer Lehren. Dennoch bildet und begründet dieser alte Begriff von der Poesie, wie Boccaz ihn aufgefaßt hatte, eine tief eingreifende, fruchtbare Ansicht, unendlich reeller

als die hohlen Begriffe, die uns von den verbildeten und im Geiste schaal gewordnen Ausländern gekommen und von der sogenannten kritischen Philosophie zu einer Wissenschaft, genannt Aesthetik, gestämpelt worden sind; ich meine die ganz leeren Begriffe von Darstellung, wo noch gar kein Begriff von Natur vorhanden ist, und von Schönheit, wo die Idee des Göttlichen durchaus nicht mehr damit in Verbindung gesetzt wird.

Dieselbe Ansicht der Poesie finden wir auch in dem lateinischen Werke über die alte Mythologie wieder; welches übrigens außer unserm Kreise liegt, wie alles, was von Boccaz in der Geschichte der Philologie und der Wiederherstellung der alten Literatur zu erzählen wäre. Nur will ich erwähnen, daß für die Abfassung seiner lateinischen Schriften, die des Petrarca, für den er eine so gränzenlose Verehrung äußert, und dessen Beispiel nicht ohne Einfluß gewesen zu sein scheinen. Auch ist es bemerkenswerth und auffallend, wie in allen seinen gelehrten Werken sein Hauptstreben darauf gerichtet war, die alte Mythologie wieder herzustellen und in neuem Lichte und Leben zu verkündigen. Denn eben diese Idee liegt auch seiner Poesie zum Grunde; wie sich dieses Theils in mancher nicht vollkommen gelungenen Anwendung der alten Götterfymbole und Fabeln zeigt, noch mehr aber in dem Streben, welches er mit mehreren Dichtern jener ältern Schule theilte, kund giebt, auf dem Wege der Allegorie aus dem romantischen Stoff seiner Zeit, eine neue und eigene Art von Mythologie hervor zu gestalten. Ein Streben, an welchem viele der größten Dichtertalente in der neuern Poesie gescheitert sind.

Noch habe ich von der Fiammetta zu reden, dem wunderschönen Denkmahl, welches Boccaz, wie ich oben sagte, auf dem Gipfel seiner geistigen Kraft und seines dichterischen Styls der Geliebten zur bleibenden Verherrlichung schrieb. Es ist eine in mehrere Bücher abgetheilte, soll ich sagen Rede oder Erzählung, worin Fiammetta selber spricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben schildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerstört worden. Dieß ist jedoch nur der Anfang, den größten Theil des Buchs nimmt ihr Schmerz über diese Trennung ein, ihr

Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten, zu denen es sie lockt, dargestellt ist; wie sie von Eifersucht zerrissen, dennoch wieder Hoffnung faßt, wie diese immer höher steigt, und endlich nah dem Ziele sie dennoch täuscht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da sie nie wieder von dem Geliebten hört, bis sie sich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es ist so gut wie keine äußre Geschichte, auch keine Charakteristik und überhaupt wenig oder nichts Persönliches darin; alles ist groß genommen und in einem allgemeinen Sinn, es ist nur Liebe, nichts als Liebe. Das Ganze ist durchdrungen von Sehnsucht, von Klage und von tiefer verborgener Gluth. Verschmäht ist auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entstehen kann, als unter der Hoheit dieser Elegie, die würdig wäre, zwischen den besten des Alterthums und den Gesängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen.

Da ich nicht voraussetzen darf, daß jeder, der ein Urtheil zu haben glaubt, über das hohe Schöne in der einfachen Composition eines seinem Inhalte nach so äußerst subjectiven Werks mit mir übereinstimmen könne; so will ich von dem reden, worin jeder, der es mit einigem Verstande lieset, es sogleich als das höchste und erste seines Urhebers anerkennen muß, von dem Styl nähmlich. Er geht in einem Tone durch das ganze Buch fort, und auch der Reiz ist verschmäht, der aus dem Wechsel des Tons und der Farbe in der Sprache entsteht; und wenn Cervantes durch die Bildsamkeit seiner Prosa, durch den reichen Gebrauch, den er von jenem Wechsel, da ihm jeder Ton und jede Farbe zu Gebote ist, zu machen versteht, bei der Größe des Styls, zu der er sich, so oft es ihm gefällt, erheben kann, uns mehr bezaübert, als Boccaz gewöhnlich, etwa im Decamerone, es vermag: so darf ich doch ohne Uebertreibung sagen, daß sich im Cervantes, dem größten, ja vielleicht außer Boccaz dem einzigen Künstler der Prosa unter den romantischen Schriftstellern, keine Masse derselben von dieser gleichartigen hohen Schönheit und innern Durchbildung und Ausbildung finde; und ohne Uebertreibung, daß das Vortrefflichste und Größte, was der Decamerone aufzuweisen hat, nur

als Annäherung oder Nachhall erscheinen kann gegen diese Würde und Schönheit. Wenn das Vortrefflichste und Höchste in der neuern Poesie nicht so oft verkannt und vergessen wäre; so würde es von diesem Gebilde der einfachsten aber der höchsten Dichtkunst nicht eines literarischen Berichtes bedürfen.

Nur Jahre lang nach dem Ameto konnte Boccaz diese Höhe der Bildung im Styl erreichen. Aber übrigens streitet nichts dagegen, daß das Werk sogar noch vor dem Decamerone gedichtet sein kann, und keine äußere Notiz kommt uns bei dieser Bestimmung zu Hülfe. Aber man mag es nun in der Zeitordnung vor oder nach dem Decamerone setzen; gewiß ist es, daß nach diesem Werke nur, worin alles eigen und ganz sein ist, beurtheilt werden darf, was er als Dichter war und was er im Styl vermochte.

Von dem Decamerone eine Beschreibung zu geben, würde überflüssig sein. Die Einfassung des Werks muß denen, die bisher nur dieses allein vom Boccaz kannten, nach dem, was ich von seinen übrigen berichtet habe, schon ungleich verständlicher sein, da wir die allmählige Entstehung dieser eigenthümlichen Lieblingsform des Boccaz, eine gründlich genaue, fast geometrisch geordnete Darstellung seines geselligen Kreises mit einem Kranz von lieblichen Geschichten zu durchflechten, in mehreren Stufen nachweisen konnten. Die Charakteristik der Novellen müßte in's Einzelne gehen, da ja jede Novelle ihren specifisch verschiedenen Charakter, und ihr eignes Gepräge hat; da auch viele von bedeutenden Meistern umgebildet sind, müßte die Nachbildung mit der Behandlung des Boccaz verglichen werden, und diese mit ihren Quellen, die wir sehr oft nicht finden oder nicht haben können. Jede poetische Erneuerung oder künstlerische Veränderung einer Novelle, als bleibendes Thema der Dichtung für die mannigfachsten Variationen, enthält auch schon eine Charakteristik derselben in sich, wo denn aus der Behandlung selbst leicht hervorgeht, ob sie richtig oder unrichtig aufgefaßt worden. Fruchtbar wäre es für die Theorie, die Geschichte einer einzigen Novelle von besonderer Tiefe, die etwa recht viele Umbildungen erfahren hat, des Beispiels wegen, durch alle diese durchzuführen;

welches aber hier, wo unsre Absicht auf einen einzelnen Meister beschränkt ist, nicht Statt finden kann. Weniger überflüßig dürfte es sein, einige Worte zur Charakteristik der ganzen Gattung zu sagen, wodurch es uns vielleicht gelingen wird, einen richtigeren Begriff derselben zu begründen.

Ich wähle dazu einen Weg, der sonderbar scheinen kann. Ich werde zuerst suchen, das künstlerische Streben des Dichters, der mit Recht als der Erfinder dieser Kunstgattung und Stifter der Novelle betrachtet wird, in eine Idee zusammenzufassen, ob diese etwa ein Licht über die tiefere Eigenheit der Gattung giebt.

Man kann den Charakter eines Dichters im Ganzen nie mit einiger Richtigkeit treffen, bevor man nicht den Kreis der Kunstgeschichte gefunden hat, welchem er angehört, das größere Ganze, von dem er selbst nur ein Glied ist. Man muß es mit solchen Constructionen, welche die einzige Grundlage jeder reellen Kunstgeschichte sind, eben so lange versuchen, bis man das Rechte endlich gefunden zu haben, sich durch mancherlei Bestätigungen versichern kann. Hat man nur den Geist der Kunst überhaupt, von der eine Geschichte gesucht wird und fehlt es dabei nur nicht an Ernst und zureichendem Studium, so wird man sich über schlechten Erfolg in dem Versuch, die Entstehung des wirklich Gebildeten und die innere Organisation dieser Entstehung und Bildung zu begreifen, nicht beklagen dürfen. Ich erinnere dieß nur, um die Art von Einstimmung anzudeuten, die ich für das Folgende erwarten darf.

Wenn es einleuchtet, daß Dante als Seher und begeisterter Priester der Natur und als erleuchteter Dichter der katholischen Wahrheit und Wissenschaft weit aus der Sphäre der übrigen italienischen Poesie herausgegangen sei, ganz außer allem Vergleich mit den andern großen Dichtern dieser Nation stehe und bleibe; so dürfen wir, wenn wir die Poesie derselben als ein Ganzes betrachten wollen; was ich hier nur als bekannt und angenommen voraussetze, weil der Beweis, daß man sie so betrachten müsse, zu tief aushohlen und zu weitläuftig ausfallen dürfte; wir dürfen, sage ich, in den Entwicklungsbegriff und die Bildungsgeschichte der übrigen italienischen Poesie jenen großen Dichter nicht eigentlich mit aufnehmen.

Aber auch Guarini ist freier von Nationalität wie irgend ein anderer italienischer Dichter. Sein Kunststreben geht weit ab von dem ihrigen; er geht zuerst und zuletzt auf idealische Schönheit, auf eine antike Begeisterung für diese, und auf die Fülle der Harmonie; nicht auf eine in der Tiefe oder Leichtigkeit unübertreffliche Darstellung und kunstreiche Vollendung in dieser. Daher die classische Würde und Anmuth, die harmonische Bildung seiner Sprache und Form. Was man auch für das Gegentheil sagen mag, er ist ohne Vorgänger gewesen und ohne Nachfolger geblieben, steht einzig und allein da in der italienischen Poesie. Die classische Schönheit der Dichtersprache im Tasso hat einen andern Charakter und ist ganz aufgelöst in das Element der romantischen Anmuth und Liebe. Selbst die Nachbildung des Idyllischen aus dem Alterthum nimmt bei ihm diesen Ton an; das antike Streben ist überhaupt nicht so vorwaltend in ihm, als im Guarini, und sein schöner Styl ist rein von aller Manier der National-Eigenthümlichkeit.

Nicht so ist es mit dem Ariosto, Petrarca und Boccaz. Sie tragen alle in unverkennbaren Zügen das stärkste Gepräge jenes entschiedenen National-Charakters. Ihre Formen, ja ihre Manieren sind einheimisch geworden und geblieben in der italienischen Poesie. Den größten Theil der Literatur derselben füllt die zahllose Schaar der Nachfolger, die sie gefunden haben, und von denen doch einige nicht unbedeutend sind, wenn auch nicht so bedeutend wie die Vorgänger, die etwa Ariost, ja auch Petrarca gehabt hat. In diesen Vorgängern und den bessern Nachfolgern ist die künstlerische Tendenz mehr oder weniger dieselbe wie bei dem Meister der Manier; nur die Stufe der Kunst ist verschieden.

Meine Ansicht ist also diese. Dante, so sehr er Italiener ist und sich als solcher in manchen Manieren des Ausdrucks und des Charakters verräth, liegt durch den großen Umfang und den Tiefsinn der Erfindung seines Gedichts ganz außer den Gränzen ihrer National-Poesie. Auch Guarini ist eine Episode in ihr, deren Umkreis und Inhalt und eigenthümliche National-Schranken vorzüglich Petrarca, Boccaz und Ariosto bezeichnen. Im Styl der Sprache erscheint Tasso fast vollendet, und nicht mehr national-eigenthümlich beschränkt in seiner allgemein romantischen Schön-

heit; im Umfang und Gewicht des Inhalts aber, und in der Tiefe der Erfindung steht er nicht auf der gleichen Höhe.

Was in der Darstellung des Petrarca künstlerisch betrachtet, am stärksten auffällt, ist dieser überraschende, bewundernswürdige Grad von objectiver Kunst und Vollendung bei einem so ganz subjectiven Inhalte. Wie die Schönheit auf der Harmonie von Form und Stoff, so scheint die Darstellung, in welcher die größte Künstlichkeit zu besitzen und zu zeigen, ein gemeinschaftliches Streben jener italienischen Meister war, auf dem Verhältniß des Objectiven und Subjectiven zu beruhen. Im Petrarca ist dieses bis zur vollkommnen Verschmelzung vereinigt. Ariosto neigt sich entschieden auf die Seite der objectiven Klarheit. Die subjective Beschaffenheit oder Beziehung fast aller Werke des Boccaz fällt in die Augen. Nehmen wir nun an, daß dieses an sich nicht fehlerhaft, daß es vielmehr die eigentliche, also richtige Tendenz seiner Kunst war, das Subjective mit tiefster Wahrheit und Innigkeit rein ans Licht zu stellen, oder in klaren Sinnbildern heimlich anzudeuten, so wird es begreiflich, daß sie gerade in der Fiammetta in ihrem höchsten Glanze erscheint. Und wenn es uns gelingt, den Charakter der Novelle mit diesem Begriff von der Tendenz des Künstlers in Beziehung zu setzen; so würden wir einen Mittelpunkt und gemeinschaftlichen Gesichtspunkt für alle seine Werke gefunden haben, die man ganz richtig nur als Annäherungen und Vorbereitungen zur Fiammetta oder zur Novelle, oder als unwillkührliche Verbindungsversuche und zwischen beiden schwankende und schwebende Mittelglieder betrachten würde.

Die Novelle nähmlich ist sehr geeignet, eine subjective Stimmung und Ansicht, und zwar die tiefsten und eigenthümlichsten derselben indirect und gleichsam sinnbildlich darzustellen. Ich könnte mich auf Beispiele berufen und könnte fragen: Warum sind unter den Novellen des Cervantes, obgleich alle schön sind, einige dennoch so entschieden schöner? Durch welchen Zauber erregen sie unser Gemüth und ergreifen es mit wunderbarer Schönheit, als durch den, daß überall das Gefühl des Dichters, und zwar die innerste Tiefe seiner eigensten Eigenthümlichkeit sichtbar unsichtbar durchschimmert, oder weil er wie in dem Neugierigen, Ansichten

darin ausgedrückt hat, die eben ihrer Eigenthümlichkeit und Tiefe wegen, entweder gar nicht oder nur so ausgesprochen werden konnten? Warum steht der Romeo von Shakespeare auf einer höhern Stufe, als andre dramatisirte Novellen desselben Dichters, als weil er in jugendliche Begeisterung ergossen, in ihr mehr als in jeder andern ein schönes Gefäß für diese fand, so daß diese Dichtung ganz davon angefüllt und durchdrungen werden konnte? — Auch bedarf es keiner Auseinandersetzung, um zu zeigen, daß diese indirecte Darstellung des subjectiven liebevollen Gefühls für manche Fälle angemessener und schicklicher sein kann, als die unmittelbare lyrische, ja daß gerade das Indirecte und Verhüllte in dieser Art der Mittheilung ihr einen höhern Reiz leihen mag. Auf ähnliche Weise ist die Novelle selbst zu dieser indirecten und verborgenen Andeutung der subjectiven Gefühle und Eigenthümlichkeit der Liebe vielleicht eben darum besonders geschickt, weil sie übrigens in der Darstellungsart sich sehr zum Objectiven neigt, und wiewohl sie das Lokale und das Costum gerne mit Genauigkeit bestimmt, es dennoch ganz im Allgemeinen hält, den Gesetzen und Gesinnungen der feinen Gesellschaft gemäß, wo sie ihren Ursprung und ihre Heimath hat; weshalb sie auch in jenem Zeitalter vorzüglich blühend gefunden wird, wo das Ritterthum, die gleiche Religion und feine Sitte den edlern Theil von Europa noch auf das innigste verbanden.

Aber es läßt sich diese Eigenschaft der Novelle auch aus ihrem ursprünglichen Charakter unmittelbar ableiten. Es ist die Novelle eine Anekdote, eine noch unbekannte Geschichte; so erzählt, wie man sie in Gesellschaft erzählen würde, eine Geschichte, die an und für sich schon einzeln interessiren könnte, ohne irgend auf den Zusammenhang der Nationen und der Zeiten, oder auch auf die Fortschritte der Menschheit und das Verhältniß zur Bildung derselben zu sehen. Eine Geschichte also, die streng genommen, nicht zur Geschichte gehört, und die Anlage zur Ironie schon in der Geburtsstunde mit auf die Welt bringt. Da sie interessiren soll, so muß sie in ihrer Form irgend etwas enthalten, was vielen merkwürdig oder anziehend sein zu können verspricht. Die Kunst des Erzählens darf nur etwas höher steigen, so wird der Erzäh-

ler sie entweder dadurch zu zeigen suchen, daß er mit einem angenehmen Nichts, mit einer Anekdote, die genau genommen, auch nicht einmahl eine Anekdote wäre, täuschend zu unterhalten und das was im Ganzen ein Nichts ist, dennoch durch die Fülle seiner Kunst so reichlich zu schmücken weiß, daß wir uns willig täuschen, ja wohl gar ernstlich dafür interessiren lassen. Manche Novellen im Decamerone, die bloß Scherze und Einfälle sind, besonders in dem letzten provinziell florentinischen Theile desselben, gehören zu dieser Gattung, deren schönste und geistreichste der Licenciado Vidriera von Cervantes sein dürfte. Aber da man es selbst in der besten guten Gesellschaft mit dem, was erzählt wird, wenn nur die Art anständig, fein und bedeutend ist, nicht eben so genau zu nehmen pflegt, so liegt der Keim zu diesem Auswuchs schon in dem Ursprunge der Novelle überhaupt. Doch kann es eigentlich nie allgemeine Gattung werden, so reizend es auch als einzelne Laune des Künstlers sein mag, denn diese würde, wenn sie förmlich constituirt und häufig wiederhohlt würde, eben dadurch ihren eigenthümlichen Reiz verlieren müssen. Der andre Weg, der sich dem künstlichern Erzähler, dem vielleicht schon die ersten Blüthen vorweggenommen sind, zeigt, ist der, daß er auch bekannte Geschichten, durch die Art, wie er sie erzählt und vielleicht umbildet, in neue zu verwandeln scheine. Es werden sich ihm eine große Menge darbieten, die etwas objectiv Merkwürdiges und mehr oder weniger allgemein Interessantes haben. Was andres soll die Auswahl aus der Menge bestimmen, als die subjective Anneigung, die sich allemahl auf einen mehr oder minder vollkommnen Ausdruck einer eignen Ansicht, eines eignen Gefühles gründen wird? Und welchem Erzähler einzelner Geschichten ohne innern, weder historischen noch mythischen Zusammenhang, würden wir wohl lange mit Interesse zuhören, wenn wir uns nicht für ihn selbst zu interessiren anfingen? Man isolire diese natürliche Eigenheit der Novelle, man gebe ihr die höchste Kraft und Ausbildung, und so entsteht jene oben erwähnte Art derselben, die ich die symbolische nennen möchte, in welcher sich das subjective Gefühl in seiner ganzen Tiefe ausspricht, und die wenigstens, mag man sie so oder anders bezeichnen wollen, sich immer als der Gi-

pfel und die eigentliche Blüthe der ganzen Gattung bewähren wird.

Entsteht nun die Frage, in welcher Novelle etwa Boccaz seine Eigenthümlichkeit am vollständigsten ausgesprochen habe, so würde ich die Geschichte des Africo und der Mensola, das Ninfale Fiesolano nennen. Veredlung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftige glühende Sinnlichkeit und innige naive Herzlichkeit im Genuß, der durch plötzliche Trennung schnell unterbrochen wird, wodurch zerrissen, die Liebenden den Schmerzen über solche Trennung sich bis zum Tode heftig überlassen; das sind überall die Grundzüge von Boccazens Liebe und seiner Ansicht derselben.

Aber noch viele andre Novellen im Decamerone werden demjenigen bedeutender und verständlicher sein, der sich dabei etwa an die Fiammetta oder auch wohl an den Corbaccio erinnern kann.

Da die Poesie bei den Neuern anfangs nur wild wachsen konnte, weil die ursprüngliche und natürlichste Quelle derselben, die Natur und die Begeisterung für die unmittelbare Idee derselben, in der Anschauung göttlicher Wirksamkeit, entweder gewaltsam verschlossen war, oder doch nur sparsam sich ergoß; so mußte, den Trennungen der Stände und des Lebens gemäß, neben der Romanze, die Helden- und Kriegsgeschichten für Alle, und der oftmahls auch dichterisch behandelten Legende, die Heiligengeschichten für die Andacht sang oder erzählte, auch die Novelle in der neuern Poesie nothwendiger Weise entstehen, mit und für die feine Gesellschaft der edlern Stände.

Da die Novelle ursprünglich Geschichte ist, wenn auch keine politische oder Culturgeschichte, und wenn sie es nicht ist, dieses nur als erlaubte, vielleicht nothwendige, aber immer doch nur einzelne Ausnahme angesehen werden muß; so ist auch die historische Behandlung derselben in Prosa mit dem Styl eines Boccaz die ursprünglichste und nächste oder natürlichste. Dieses soll gar nicht gegen das mögliche Dramatisiren aller Novellen, die einen Stoff dazu enthalten, streiten; aber es kann doch demjenigen, welcher der Gegenstand dieses Versuchs war, den Ruhm sichern, als Erfinder und Meister der Gattung zu gelten.

2.

Nachricht von einigen seltneren italienischen und spanischen Dichterwerken; nebst einer Charakteristik des Camoëns und der portugiesischen Dichtkunst, und Uebersicht von den provenzalischen Handschriften zu Paris.

1803.

Es ist ein angeborner Trieb des Deutschen, daß er auch die Fremde liebt; besonders das Schöne der südlichen Länder zieht ihn mit unwiderstehlichem Reize an. Im Gefühl seiner ernsten Gesinnung und nordischen Kraft, sehnt er dennoch sich unablässig nach dem Glanze jener Gegenden, wie nach seiner alten Heimath.

Diese Neigung ist so alt als die Geschichte. Sie war es, welche die Schaaren der deutschen Helden über die südlichen Provinzen des römischen Reichs verbreitete; sie war es, die im Mittelalter Deutschland an Italien fesselte, und endlich noch in den Kreuzzügen den Versuch erzeugte, auch den Orient wieder zu besitzen.

Gegenwärtig, da das politische Leben der deutschen Nation zum Theil ganz anders gestaltet, zum Theil in ein ruhendes Gleichgewicht versetzt worden ist, kann sich jene vielumfassende Neigung nur noch im Gebiete der Wissenschaft und der Kunst zeigen; einem Gebiete, wo keine Fesseln die natürliche Erweiterungs- und Eroberungssucht des menschlichen Geistes hemmen.

So zeigt sich nun jetzt der forschende Geist der Deutschen in einer edlen Rastlosigkeit und Thätigkeit, die gleich unermüdet ist, neue Quel-

len der Wahrheit und der Schönheit zu entdecken und zu ergänzen, und auch die, welche schon in alten Zeiten bei andern Nationen sich ergossen haben, von neuem zu beleben und auf die vaterländischen Fluren zu leiten. Die deutsche Literatur wird nach dem gegenwärtigen Anfange zu urtheilen, in nicht gar langer Zeit, alle andren älteren Literaturen in sich aufgenommen und sich einverleibt haben.

In diesem Sinne und Geiste ist es auch gar wohl zu loben, wenn einige vortreffliche Dichter es sich angelegen sein lassen, die Schönheiten der italienischen und der spanischen Poesie auf einheimischen Boden zu verpflanzen, da der frische Blüthenreiz und die kunstreiche Zierde derselben recht eigentlich dazu gemacht scheinen, den nordischen Ernst altdeutscher Dichtkunst zu schmücken und zu erheitern.

Eine gründliche Kenntniß jener schönen südlichen Poesie, die wir vorzugsweise die romantische zu nennen gewohnt sind, ist aber nothwendig, wenn dieses Geschäft glücklich von Statten gehen soll. Nun ist die italienische und spanische Poesie unsern vorzüglichsten Dichtern und Gelehrten auch gar wohl bekannt; indessen bleibt doch noch manche Lücke auszufüllen. Was der Reichthum hiesiger Bibliotheken Merkwürdiges und Seltnes zu diesem Behuf darbietet, davon wollen wir hier einiges mittheilen; es wird sich dann schon Gelegenheit finden, den Charakter und Gehalt der gelieferten Materialien noch näher zu bestimmen, und ihnen erst dadurch ihren eigentlichen Werth zu geben.

Ich werde dabei, weil die Geschichte der portugiesischen Dichtkunst noch nicht so bekannt ist, auf diese besonders Rücksicht nehmen, und das Wenige, was ich dafür aufgefunden habe, sorgfältig benutzen. Auch die neulateinischen Quellen und Anfänge der romantischen Poesie, dürften in der Folge von einer solchen Untersuchung nicht ausgeschlossen sein. Um eine nähere Bekanntschaft mit der provenzalischen Poesie und Sprache wenigstens vorzubereiten, wollen wir auch über diese, wenigstens über die dazu vorhandenen Hülfsmittel einige Nachricht anfügen.

Ich mache den Anfang mit der so äußerst seltnen Teseide des Boccaz; um die Lücke auszufüllen, die ich aus Mangel des Ori-

ginals, in der dem Publikum schon früher vorgelegten Nachricht von den Werken des Boccaz, damahls lassen mußte. Nach dem Auszuge des Granucci, durch Chaucers Behandlung derselben Geschichte, besonders aber durch den Charakter des Filostrato von Boccaz selbst verleitet, habe ich dort aus der Conjectur eine Idee von dem Werke zu geben versucht, die einiger Berichtigung bedarf. Es ist natürlich genug, die Teseide mit dem Filostrato zusammen zu stellen; beides sind erzählende Gedichte in Ottave Rime, beides romantische Liebesgeschichten in die griechische Heldenzeit verlegt, und beides Werke aus der frühesten Epoche des Dichters. Allein der Charakter ist sehr verschieden; die Teseide hat nichts von der leichten Zierlichkeit, von dem mehr fröhlichen Ton scherzhafter Ironie, womit dort der Liebeshandel des Troilus und der Cressida erzählt ist. Die Teseide ist durchaus ernsthaft, etwas trocken, und zu den schönsten Stellen würden eher einige von den klagenden gehören. Ueberhaupt aber steht die Seltenheit und die daher rührende Berühmtheit des Werkes nicht ganz im Verhältniß mit seinem poetischen Werth. Es gehört nicht zu den glücklichsten Hervorbringungen des Boccaz, und es ist in der That nicht sehr belohnend, sich hindurch gearbeitet zu haben.

Die wichtigsten Arbeiten des Dichters bleiben sonach seine Romane; nicht bloß der nie genug zu bewundernde Decamerone, sondern auch der Filocopo, und noch mehr der Ameto, als bedeutende Kunstversuche zu einem allegorisch dichterischen Roman, und dann zu einem von großer Composition und im höchsten historischen Styl. Die Fiammetta aber, wiewohl ein kleines Werk ist der Anlage nach, das Eigenthümlichste, im Styl das vollendetste.

Alle diese verschiedenen Formen werden sich als nützlich und ächt, ja als wesentlich bewähren, wenn sich erst der Roman selbst in seiner ganzen Fülle bei uns weiter wird entfaltet haben, und die Mannichfaltigkeit der alten romantischen Geschichten, in eben so mannichfaltigen Formen, neu dargestellt und eigen gebildet, uns den ehemahligen Frühling des romantischen Lebens und Dichtens in seiner ganzen Schönheit wieder bringen wird.

Wenn die Kunstgeschichte ein zusammenhängendes Ganzes

ist, in welchem nichts isolirt betrachtet werden darf, so reicht es oft zur Charakteristik eines Künstlers von weit verbreiteter Wirksamkeit nicht hin, seine eigne Geschichte darzustellen, oder die Art, wie seine Bildung aus den früheren Bestrebungen hervorgehen, und an seine Vorgänger sich anschließen mußte. Auch der Einfluß, den er wiederum bei den spätern hatte, sein Verhältniß zu der nachfolgenden Zeit, kann eben sowohl mit zur Vollständigkeit der Charakteristik gehören, da das Wesentliche des Charakters mit der Stelle, die er im Ganzen einnimmt, doch immer in der nächsten Beziehung steht.

In Rücksicht auf die spätere italienische Poesie ist das Verhältniß des Boccaz gleichfalls, wie in so manchen andern Punkten, in entschiedenem Gegensatze mit dem Petrarca.

Man könnte die spätere italienische Poesie wohl mit dem gleichen, und vielleicht mit noch mehr Recht, wie die Mahlerei, in die florentinische und in die lombardische Schule eintheilen. Zur letzten zähle ich den Ariost, Tasso, Guarini, alle Dichter und Dichterfreunde, die der Hof zu Ferrara versammelte, dessen würdige Kunstliebhaberei in Goethe's Torquato Tasso so unsterblich dargestellt worden. Zur florentinischen Schule rechne ich den Poliziano, die Pulci, den Lorenzo de Medici, und was sich an diese anschließt. Der Tendenz nach war ihre Poesie vielleicht größer, als die jener vorhin genannten Männer, aber sie ist meist auch nur ein Streben geblieben, und eben darum nicht zu gleichem Ruhme gelangt. Der bestimmteste Unterschied liegt aber im Styl. So wie jene mehr die idealische Schönheit der Sprache des Petrarca sich zum Ziele gesetzt haben, so ist die herbere, kühnere Behandlung der Florentiner, dem Style des Boccaz gar sehr zu vergleichen, der in dieser Rücksicht den strengen und eher harten Charakter seiner Nation nicht verläugnet, da Petrarca hingegen die italienische Sprache fast ganz nach fremden Mustern bildete.

Die Sammlung der Gedichte des Michel Angelo erregte mein Interesse durch die Größe des Mannes selbst. Doch entsprechen nur einige der Erwartung hoher kühner Eigenthümlichkeit, die man natürlicherweise mitbringt, wenn man diesen Nahmen hört. Die meisten könnten auch wohl von einem minder außerordentlichen

Manne gedichtet zu sein scheinen; manche entfernen sich fast nicht vom Gewöhnlichen.

Der Herausgeber ist ein Neffe des großen Künstlers von gleichem Nahmen. Die Gedichte sind Sonette und Madrigale, doch mit etwas abweichender Form von der des Guarini; nur wenige Canzonen. Die Versification ist durchaus nachlässiger, als in den Cinquecentisten, welche Sonette gedichtet haben; die Sprache nicht so durchgebildet, oft aber kühner und eigner.

Die Anfänge der spanischen, oder für jene ältere Zeit besonders genauer zu reden, der castilianischen Poesie, sind sehr einfach. Lieder in der eigenthümlichen spanischen, ganz musikalischen, äußerst zarten und wortspielenden Form, worin es wohl nicht leicht eine andere Sprache dieser gleich thun wird, bilden die früheste und eigenthümlichste Blüthe dieses Bodens. Man könnte noch die Ritterbücher dazu rechnen, besonders den Amadis, wegen des schönen Styls; auch weil sich, wenn gleich die erste Anlage dieses durchaus rein erfundnen Romans den Nordfranzosen gehören sollte, wie so mancher andre romantische Stoff, der aber erst durch die Deutschen, Italiener und Spanier Form erhielt, viele andre Ritterdichtungen doch erst in Spanien daran angeschlossen haben. Der idyllische Charakter dieser Rittergeschichte entspricht dem Tone der ältern spanischen Poesie, und ihrem musikalischen zarten Liedergeiste sehr wohl. Auch ist die Spur jener früheren Dichtungen doch noch in der Ausbildung der spätern zu erkennen, wäre es auch nur in manchen Romanzen und im Don Quixote, da Cervantes seinen außerdem noch entworfenen ernsten Ritterroman nie ausgeführt hat.

So einfach also war die älteste spanische Poesie; Lieder und Rittergeschichten, und zwar auch unter diesen vorzüglich die einfachern. Wie sticht das ab gegen den kunstreichen, an das Ungeheure gränzenden Charakter, mit welchem die italienische Dichtkunst in einem weltumfassenden Werke anfing, in dem alle Gelehrsamkeit damahliger Zeit vereinigt, und Poesie von Wissenschaft, Geschichte und Weisheit nicht mehr getrennt erscheinen.

Aber späterhin beschränkten sich die Italiener mehr auf ihren eignen Nationalumfang, begnügten sich nur mit dem, was ihre ersten Dichter von den Provenzalen genommen hatten, oder wagten Versuche, den Dichtern des römischen Alterthums nachzueifern.

Nicht so in der spanischen Poesie; sie eignete sich von allen Seiten her ausländische Formen und Reize an, die verschiedensten romantischen Elemente trafen hier zusammen, um endlich die vollkommenste und farbigste Blüthe der Fantasie hervorzubringen und zum höchsten Glanz zu vollenden.

Zwar wenn die castilianische Poesie auch unstreitig schon frühe einige Formen aus der provenzalisch-valencianischen entlehnt hat, so ist dieß nicht von großer Wirkung gewesen, da diese Formen zum Theil nachher wieder mehr aus dem Gebrauch kamen. Was die castilianischen Dichter außer der Gattung der prosaischen Drama's oder dramatisirten Romans, worin die so berühmte und auch vom Cervantes geachtete Celestina, als das vorzüglichste Werk betrachtet wird, den Portugiesen verdanken, ist auch nicht ganz sicher zu entscheiden, und wenn gleich die durch Boscan und Garcilasso eingeführten italienischen Sylbenmaaße und Sprachbildung von bleibenden Folgen war, die auch in den vollkommensten Werken des Cervantes und Calderon, als ein nothwendiger Bestandtheil des Ganzen sich zeigen; so ist doch dieses nur eine untergeordnete Rolle gegen die Wirkung, welche die Einführung der Romanze auf die spanische Poesie hatte, die gleichsam ihr vorherrschender Charakter geworden ist. Die natürliche Ableitung der Assonanz bei einer so musikalisch und zartdichtenden Nation aus den arabischen Reimarten, giebt dem Umstande noch mehr Gewicht, daß die vortrefflichsten und zum Theil auch ältesten Romanzen, welche die letzten Zeiten des granadischen Mohrenreichs betreffen, eine so sichtbare Partheilichkeit für die Bencerajen offenbaren, daß wir ihre Entstehung durchaus mit dem Uebertritt dieser großen arabischen Familie zur spanischen Parthei in Verbindung setzen müssen. Unstreitig aber ist es die Romanze und die Assonanz, was der späteren vollendeteren spanischen Poesie jene orientalische Farbe ge-

geben hat, welche die altcastilische ursprünglich eben so wenig hat, als die Dichtkunst irgend einer andern neuern Nation.

Von historischen Zufälligkeiten abgesehen, kann man die Romanzen und Lieder, musikalische Gedichte und mahlerische oder farbige Poesie, als die ursprünglich vorherrschenden Elemente der spanischen Poesie betrachten, aus denen sie im Wesentlichen ganz und gar abzuleiten ist. Romanzen und Lieder sind diese Bestandtheile; an sich die einfachsten, kunstlosesten, natürlichsten Dichtarten, die es geben kann, hier aber in einer Vollendung und Zartheit, wie sie nur die sinnreichste Kunst in der geistigsten Sprache hervorbringen kann. Die Romanze hat vielleicht das Uebergewicht, und wenigstens für uns hat sie es dadurch, daß die deutsche Sprache wohl noch eher fähig ist, die orientalische Farbengluth derselben sich anzueignen, als jene unendlich zarten musikalischen Tändeleien nachzubilden.

Doch diese Ansicht ist jetzt schon bei den Freunden der spanischen Poesie in Deutschland nicht mehr so fremd. Es soll dieses auch hier nur zur Einleitung oder vielmehr als eine Rechtfertigung dienen, für einige bloß literarische Bemerkungen über den **Romançero general**; da nach jenen Betrachtungen jedem Freund der spanischen Dichtkunst die historische Untersuchung der Romanze besonders wichtig werden muß, und damit denn auch die literarischen Hülfsmittel dazu. Leider sind sie bis jetzt sehr unzureichend. Keine von den vielen Romanzensammlungen ist zweckmäßig. Vor der genannten in 4to muß ich besonders warnen, da sie in Literaturbüchern meistens als die vollständigste gerühmt wird. Man hat ihr dieses Lob wohl nur wegen des Volumens ertheilt, welches in der That sehr stark ist. Sie ist aber fast ganz angefüllt mit einer ungeheuren Menge ganz schlechter Romanzen der spätern Zeit. Für die ältern bessern ist nebst den **Guerras civiles de Grenada**, der kleine Romancero in 12mo von 1555 weit mehr zu empfehlen. *) Er stimmt so ganz mit

*) Eben dieser liegt auch bei der neuen Ausgabe zum Grunde, welche unter dem Titel: „**silva de romanças viejos**“ von Jacob Grimm, zu Wien bei Mayer und Comp. im Jahre 1815 erschienen, und jetzt Verlag des Ignaz Klang in Wien ist.

dem Kreise der Anspielungen auf alte Romanzen bei Cervantes zusammen, daß ich glauben möchte, es sei diese Sammlung diejenige, deren er sich bediente.

Doch in einer Rücksicht ist mir jener Romancero merkwürdig geworden. Es sind hier und da einige idyllische Romanzen darin zerstreut, die nicht nur durch den Nahmen der Galatea und andre, die in dem berühmten Roman dieses Nahmens von Cervantes vorkommen, an denselben erinnern, sondern auch in dem Tone der Empfindsamkeit selbst und in den Antithesen des Ausdrucks, mit den dortigen Gedichten eine mehr als zufällige Aehnlichkeit zu haben scheinen. Haben wir hier etwa einige von den „Romanzen ohne Ende," jenen romanças infinitos, deren Cervantes unter seinen Jugendversuchen, in der Reise auf den Parnaß erwähnt, und ist die Galatea vielleicht erst die zweite umbildende Behandlung eines schon früher von ihm besungnen Stoffs?

Was die portugiesische Dichtkunst betrifft, so ist die Seltenheit der Bücher ein großes Hinderniß des Studiums, welches doch schon um der Sprache willen interessant wäre, die an sich schön ist, und zur Vollständigkeit des ganzen Systems, der aus dem verdorbnen Lateinischen nach mannichfacher Umgestaltung entstandenen provenzalischen oder romanischen Sprachen wesentlich mit gehört. Auch in solchen Bibliotheken, die an spanischen Dichtern sehr reich, und fast vollständig sind, findet man außer dem einzigen Camoëns, kaum ein oder das andre portugiesische Buch. Daher kenne ich bis jetzt außer einigen schon mit dem Uebel des französischen Geschmacks behafteten, und mehrentheils unbedeutenden Dichtern des letztern Jahrhunderts, und einigen von den historischen Werken, an denen diese Nation sehr reich ist, und außer jenem großen, überall berühmten, nur noch einen Dichter der älteren Zeit, den wegen der correcten Sprache geschätzten Fereyra, einen Zeitgenossen des Camoëns. Nach den vielen Briefen an vornehme Männer und dem Inhalte derselben, sollte man glauben, es sei auch hier das Mittelmäßige dem Genie vor-

gezogen, so wie in dem benachbarten Spanien, der prahlhafte Lope den tiefsinnigen Cervantes überglänzte und der steife Verstand des Ben Jonson von vielen mehr verehrt wurde, als die Fülle der Natur im Shakespeare. Ferreyra leidet schon sehr am Horaz, und sein Trauerspiel „Ines de Castro" ist kalt und tief unter dem großen Gegenstande. Doch fehlt es hier und da nicht an einzelnen poetischen Gedanken, wie man sie etwa auch in den besten von denen italienischen und spanischen Cinquecentisten findet, die ihr Heil in der Nachahmung der alten, besonders der lateinischen Poesie, und in einer Art von gelehrter Bildung suchten, und doch immer noch mehr Spuren von Poesie enthalten, als jene andern, welche in noch unglücklicheren späteren Zeiten denselben falschen Weg betraten. Nur an eine schöne und romantische Dichtung und Gestaltung des Ganzen, ist bei solchen nicht mehr zu denken.

Die portugiesische Sprache ist zwar, was den Stoff, wenn ich so sagen darf, oder die Masse der Wörter und Wortformen betrifft, der spanischen so sehr ähnlich, daß es oft nur an einigen Endsylben und Partikeln sichtbar ist, welcher von beiden Sprachen ein Satz angehört, da die Hauptwörter dieselbe Bedeutung haben könnten, in der einen wie in der andern. Ja, die Zahl der portugiesischen Wörter, die nicht auch spanisch sind, oder die eine wesentlich verschiedene Bedeutung haben, dürfte überhaupt nicht sehr groß sein. Arabische Wörter sind wohl eben so viele darin, meist dieselben.

Der Charakter der beiden Sprachen ist aber dennoch so grundverschieden, daß sie in dieser Hinsicht eher einen vollkommenen Gegensatz bilden. Durch die nasalen Töne könnte man im Portugiesischen eher eine Aehnlichkeit mit dem Französischen, wenigstens dem südlichen finden. Doch bekommt das freilich in jener Sprache, die von allen romanischen unstreitig die weicheste und die süßeste ist, einen ganz anderen Charakter. Außerdem ist fast überall das sanfte Sch hörbar, in manchen Modificationen; sehr viele O und E der Schrift werden U und I gesprochen. Es ist das so herrschend, daß man sagen könnte Sch, U und I sind wie der Grundaccord dieser Sprache; wie im Spanischen neben

dem hart aspirirten Ch besonders A und O am lautesten hervortönt.

Man könnte das Portugiesische in seiner Weichheit vielleicht dem jonischen Dialekte der hellenischen Sprache vergleichen, so wie die stolze Sprache der Spanier dem dorischen, und die kunstgebildete der Italiener dem attischen. Die bedeutenden Einschränkungen, die bei diesem an sich richtigen Vergleich, wegen der verschiedenartigen Nebenumstände der alten und neuen Sprachentwicklung, zu machen sind, kann man sich leicht hinzudenken. Doch müssen gleiche Veranlassungen überall ähnliche Wirkungen hervorbringen. Wo die in der menschlichen Organisation gegründeten Dialekte sich ungehindert frei entfalten können, werden sie sehr sichtbar die Spuren des klimatischen Einflusses an sich tragen. Der Dialekt der Berge äußert überall einen entschiedenen Hang zu dem rauh aspirirten Ch; an den Seeküsten findet man das schmelzende Sch und auch die nasalen Töne; auf dem platten Lande hingegen bei ackerbauenden Völkern, eine Neigung zu den breiten Tönen und sehr scharfen Accenten.

Was aber den poetischen Gebrauch und den Geist betrifft, so charakterisiren die spanischen Dichter die portugiesische Sprache als die Sprache der Liebe und des weichen Genusses. Auch wird für die schmelzenden Gefühle, in allen Abstufungen von der süßesten Lust bis zur tiefesten Sehnsucht, Wehmuth und Trauer, nicht leicht eine Sprache gefunden werden, die sich jedem Gefühl so anschlöße. Sie hat für diese Sphäre einen Reichthum von ganz eigenthümlichen Wörtern, die durch das Feinere der Bedeutung und Beziehung und schon durch ihren Klang sich wie von selbst in die Seele einschmeichelt. Es ist eine Sprache, gegen welche in dieser Rücksicht nicht nur das Italienische hart und rauh, sondern auch das Spanische als herbe und nördlich erscheint; die südlichste süßeste Blüthe aller provenzalischen, romantischen Sprachen; übrigens viel einfacher, als jene beiden so kunstreich ausgebildeten. Sie weiß nichts von der Absonderung der mahlerischen und der musikalischen Bestandtheile der Poesie, die im Spanischen so herrschend ist, nichts von den Spitzfindigkeiten der musikalischen Wortspiele. Die Portugiesen haben zwar auch die

spanischen Liederformen, wenigstens die einfacheren, aber Sprache und Ton geht nur auf das Kindliche, Süße, durchaus nicht auf jene künstlich verschlungene Antithesen, Anspielungen und Alliterationen; darum lieben sie die kürzeren Liederformen von sechs Sylben, von welcher Art sich im Camoëns mehrere von einer unbeschreiblichen Natur und Anmuth finden.

Auch die italienische Neigung zu dem Gelehrten und Alterthümlichen findet sich hier nicht; die Prosa ist sehr einfach, äußerst kurz und reich, aber ohne den mindesten Zwang. Leichtigkeit und Anmuth scheint bei dieser Nation einheimisch in allen Gattungen.

Der Ursprung der portugiesischen Dichtkunst, ist wegen des erwähnten Mangels an Hülfsmitteln, nicht ganz mit Sicherheit anzugeben. Doch ist so viel gewiß, er ist grundverschieden von dem Anfange der spanischen; die Romanze hat fast gar keinen Einfluß da gewonnen, und die Lieder sind ganz anders geformt. Die idyllischen Dichter aus dem Zeitalter des Camoëns scheinen den früheren italienischen und spanischen nachgefolgt zu sein. Die Gattung des dramatisirten Romans, wie die Selvagia, Eufrosina, und Celestina, ist zu untergeordnet, um für die Geschichte der Ausbildung der Poesie viel Gewicht darauf zu legen. Dagegen werden die Chroniken einheimischer Geschichte, deren die Portugiesen auch aus alter Zeit besonders viele besitzen, so charakterisirt, daß man glauben muß, sie gehören der Poesie wenigstens eben so gut an, als der Geschichte; und so wäre schon in dem ersten Anfange die Ruhmbegierde, und das wirkliche Leben der Nation innig mit ihrer poetischen Anlage verbunden gewesen, welche innige Verbindung ihren großen heroischen Dichter vor allen auszeichnet. Auch werden die mystischen Schauspiele oder Autos, zu allen Zeiten so sehr als Lieblingsgattung dieser Nation bezeichnet, daß man eher vermuthen möchte, die Spanier hätten ihre eigenthümliche, von der der altengländischen und deutschen Mysterien, so ganz verschiedene äußerst sinnreiche Form dieser Gattung, vielmehr von den Portugiesen entlehnt, als umgekehrt. Zumahl da die Geschichte uns lehrt, daß die katholischen Gebräuche bei jener Nation in der alten bessern Zeit eine beson-

ders heitere Gestalt in festlicher Freude und dichterisch sinnreichen Spielen gewonnen haben mögen.

Doch dem sei wie ihm wolle. Die Vollendung der portugiesischen Dichtkunst ist desto deutlicher in den vollendeten Werken des großen Camoëns. In seinen kleinen lyrischen Gedichten finden sich alle die Vorzüge, die ich bisher an der portugiesischen Sprache und Dichtkunst überhaupt gepriesen habe; Anmuth und tiefes Gefühl, das Kindliche, Zarte, alle Süßigkeit des Genusses und die hinreißendste Schwermuth; alles in einer Reinheit und Klarheit des einfachen Ausdrucks, dessen Schönheit nicht vollendeter, dessen Blüthe nicht blühender sein könnte; in Sonetten und Canzonen wie in Idyllen und leichten, kleinen Liedern.

Sein großes Werk ist ein Heldengedicht, im rechten Sinne des Worts, wenn man anders den Heldenmuth und den Heldensinn mit dazu rechnen will. So konnte nur ein Mann die Entdeckung Indiens, die größte Begebenheit der neuern Zeit feiern, der selbst einen Theil seines Lebens, an sechzehn Jahre in jenen Gegenden gelebt hatte. Alles in diesem Gedichte ist aus der Fülle der eignen Anschauung und reifsten Erfahrung geschöpft; ein solcher Teppich von unendlichem Leben, so reich, so eigenthümlich neu, und so rasch dargestellt, und dabei mit dieser leichten Klarheit, das findet sich nur noch in den homerischen Gesängen.

So kann aber auch nur ein Krieger dichten, der den Ruhm und das Leben seiner Nation wie sein eignes fühlt. Ein Jugendbuch für Helden ist es, und wenn es dem unglücklichsten und liebenswürdigsten aller Könige zugeeignet ist, nicht mit leeren Lobeserhebungen, sondern mit väterlichen Heldenlehren voll Begeistrung und Würde; so kann man wohl sagen, auch das Gemüth des Dichters ist edel und königlich.

Durch die Geschichte ist das Werk gewissermaßen selbst zum Trauerspiele geworden, da der völlige Untergang der kühnen Nation sich so unmittelbar an die kurze Epoche ihrer größten Kraft und Herrlichkeit anschloß, da sie noch trunken von der Eroberung Indiens und der eignen Kühnheit, das Höchste erreicht oder erreichbar wähnte. Als den höchsten Moment dieser kurzen aber herrlichen Epoche kann man jenes große National-Gedicht selbst

betrachten, den Schwanengesang eines untergegangnen Heldenvolks. Nur wenige Jahre nach der Vollendung des Gedichts verlor die Nation selbst alle Macht und selbst das unabhängige Dasein auf einen langen Zeitraum, welchen Gram auch der bejahrte Dichter nicht lang überlebte. Sie hat nie wieder die gleiche Macht und glänzende Höhe des Ruhms erreicht, und lebt seitdem vorzüglich in diesem Werke noch fort, worin ein reich begabtes Gemüth ihren Ruhm so herrlich geschmückt und verewigt hat.

Es darf dieser Dichter nach der Größe seiner Absicht unstreitig neben die höchsten gestellt werden, deren die Italiener, Spanier, oder auch die nordischen Völker sich zu rühmen haben; was aber die vollendete Schönheit, und bei der innern Größe auch die äußere Blüthe und Anmuth betrifft, so dürfte unter den Neuern nichts Gleiches noch gefunden werden.

In seinem Werke ist erreicht, wonach viele Nationen und bedeutende Dichter vergeblich gestrebt haben: es ist das einzige heroische Nationalgedicht, was die Neueren aufzuweisen haben, wenn man auch die spätern Alten dazu rechnet. Das Streben des Virgilius, die trojanische Fabel für seine Römer zu einer ihnen national-eigenthümlichen Dichtung zu bilden, ist zwar löblich, aber das Interesse, was dieses schöne Streben einflößen muß, ist doch zum Theil nur die Theilnahme eben darüber, daß es mißlungen ist, daß es so großen Schwierigkeiten hat unterliegen müssen; ihm selbst mag seine hohe Absicht wohl eine Stelle unter den Dichtern verdienen, wenn gleich sein Werk nicht gelten darf. Tasso aber, für sein eignes Gefühl ein sehr liebenswürdiger Dichter, war dem großen Gegenstande, den er gewählt hat, nicht gewachsen; er war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er fähig gewesen wäre, jene große Begebenheit der Kreuzzüge nach ihrem ganzen welthistorischen Umfang mit Tiefe aufzufassen, und sich ganz darin zu verlieren. In seinem Gedichte sind nur die Episoden vortrefflich und von bleibendem Werth, die uns sein eigenes schönes Liebesgefühl darstellen; das andre ist mehr oder weniger ungenügend, oft sogar matt, und nicht aus der Quelle geschöpft. Wollen wir aber das heroische und das mythische Gedicht nicht, wie es vielleicht am besten wäre, als zwei ganz von einander unabhängige Gattun-

gen, sondern als Zweige eines Stamms, als Bildungen verwandter Art betrachten; so darf man sagen, das Werk des Camoëns ist überhaupt das einzige, welches noch neben Homer ein episches Gedicht genannt zu werden verdient. Es versteht sich von selbst für den, der die unermeßliche Kluft und Verschiedenheit der Zeiten zwischen beiden vor Augen hat und es zu erkennen weiß, daß diese Zusammenstellung überhaupt nur auf dem allgemeinsten Gesichtspunkt statt finden kann. Aber auf diesem entspricht doch das Werk des Camoëns ganz vollkommen einem Begriff, für den man oft vergeblich nach einem Beispiele gesucht, und eben so oft sehr falsche aufgegriffen hat.

Auch die Erfindung des Ganzen ist von gleicher einfacher Schönheit, wie Sprache und Darstellung im Einzelnen. Man hat die Einmischung alter Fabeln in die christliche Denkart tadeln wollen. Aber warum wäre ein gänzliches Vergessen gleichsam der alten Fabel, ein absolutes Stillschweigen darüber, in einem christlichen Gedichte durchaus nothwendig? In welcher Zeit des Christenthums hat jenes geforderte absolute Vergessen der alten Fabel je Statt gefunden, oder auch nur Statt finden können? Camoëns gebraucht sie als eine schöne Bildersprache für sinnreiche Allegorie, wie auch andre Dichter und Mahler der romantischen Zeit oft mit mancher willkührlichen Neuerung, sie betrachteten und gebrauchten. Sehr sparsam ist er übrigens damit. Und wenn er die Venus nun seine geliebte Portugiesen beschützen läßt, weil sie, wie er sagt, den Römern am ähnlichsten seien; den Bacchus aber sie anfeinden, weil derselbe besorgt, ihre Heldenthaten möchten seinen Zug nach Indien verdunkeln; wenn die Giganten sich in dem wildesten Meere der gewünschten Fahrt nach dem segensreichen Lande widersetzen, und die unsterbliche Thetis zuletzt auf der seligen Insel das hochzeitliche Bette mit dem hohen Gama besteigt, um die glorreichste Besiegung und Beherrschung des Meeres zu feiern; so muß man gestehen, daß vielleicht kein romantischer Dichter die alte Fabel so neu, so eigenthümlich, und doch so klar und passend gebraucht hat.

Wenn gleich er sich nun im Anfang ganz bescheiden an den Virgilius anzuschließen scheint, so verläßt er doch diesen Führer

gar bald, wie der kühne Weltumsegler die Küste der Heimath schnell aus dem Auge verliert. Auch in der Allegorie geht er zuletzt ganz ab, in Erfindungen, die durchaus eigenthümlich sind; sehr sinnreich, wunderseltsam, und doch ganz klar, besonders gegen das Ende der Lustade. Noch mehr ist dieses der Fall in dem unvollendeten Gedicht von der Erschaffung des Menschen; welches mit in die Sammlung seiner Werke aufgenommen ist, von andern aber ihm abgesprochen wird.

Zur Kenntniß der provenzalischen Literatur fehlt es noch sehr an Hülfsmitteln. Ein eigentliches Lexicon giebt es nicht, außer ein italienisch-provenzalisches, la Crusca provenzale. Eine provenzalische Grammatik ist in dem Katalogus der National-Bibliothek angegeben, wird aber seit mehreren Jahren nicht mehr gefunden. Die Sprache aber ist denn doch dem Französischen, dem Italienischen, und auch vorzüglich dem Spanischen so nah verwandt, daß man meistentheils schon durch diese Kenntniß, bei Anwendung einiger Mühe, im Stande sein wird, den Sinn herauszubringen. Wo dieß aber nicht aushilft, bleibt das wichtigste Hülfsmittel die Kenntniß des gegenwärtigen provenzalischen und languedoc'schen Dialects; von welchen beiden man Wörterbücher hat.

Gedruckt ist nur das wenige im Crescimbeni, die Stellen in der erwähnten Crusca, in Tassoni's Schrift gegen Petrarca, und in einigen französischen Werken zur Specialgeschichte jener Provinzen. Alles dieses aber sind nur unzulängliche Bruchstücke und kurze Stellen.

An provenzalischen Manuscripten ist ein hinreichender Reichthum vorhanden, und vielleicht ausschließend nur hier. Ob in Italien dergleichen noch viele gefunden werden möchten, nachdem die Franzosen einige der berühmtesten von dort mitgenommen haben, besonders die Sammlung, welche Petrarca besessen haben soll, ist zu bezweifeln. Im südlichen Frankreich, versichert mich einer meiner Bekannten, der ein Provenzale von Geburt

ist,*) sich aus Liebhaberei sehr um diese Dinge bekümmert, und mir manche nützliche Nachweisung gegeben hat, sei durchaus nichts mehr zu finden.

Ich glaube, bei dieser Lage der Dinge ist es am besten, mit einem vollständigen Verzeichniß der Handschriften den Anfang zu machen, damit man so erst im Ganzen einen Ueberblick der noch vorhandenen Ueberbleibsel jener Literatur erhalte, der das Studium der Sprache und Dichtkunst der Provenzalen alsdann leiten kann.

Außer der National-Bibliothek, ist auch die Bibliothek des Arsenals sehr reich in diesem Fache, da sie den Nachlaß des Curne de St. Palaye enthält, der sich jedoch, so viel ich weiß, vorzüglich und am meisten auf die nordfranzösischen Alterthümer erstreckt.

Doch für dießmal beschränke ich mich auf die große National-Bibliothek. Ich erinnere zuvor, daß da der Katalogus der modernen Literatur nur geschrieben ist, natürlich in mehreren Zeiten, von unterschiedlichen Händen und oft undeutlich; so könnte doch vielleicht trotz meiner Aufmerksamkeit mir etwas entgangen sein. Auch kann man leicht denken, daß bei dieser Entstehungsart des Katalogs, er von allem Versehen in den Nummern kaum ganz frei sein kann. So erging es mir, da ich sorgfältig obwohl vergeblich nachsuchend, ob etwa noch außer der Manessischen Sammlung noch andre altdeutsche Gedichte vorhanden seien, noch eine Nummer fand, mit der Angabe: **Rhythmi Germanici antiqui.** Ich erhielt die verlangte Nummer, aber es war eine croatische Postille.

Das Resultat meiner Untersuchung auf der National-Bibliothek ist folgendes:

Es wird kein einziges romantisch episches Gedicht in provenzalischer Sprache hier gefunden, obwohl eine unermeßliche Menge in nordfranzösischer.

---

*) Es war derselbe Herr Raynouard, welcher sich seitdem durch das Trauerspiel „die Tempelherrn" und durch seine literarischen Arbeiten, über die romanische Sprache und provenzalischen Dichter einen so allgemeinen und großen Ruf erworben hat.

Außer den Sammlungen lyrischer Gedichte, den Cancioneros, findet man nur noch einige geistliche Gedichte und geistliche oder moralische Bücher in Prosa. Ein Psalmbuch provenzalisch, eine Vision von den Tugenden und Lastern; ein erzählendes, gereimtes Gedicht vom Leiden Christi; ein Breviarium d'Amor, gleichfalls alle provenzalisch. Ein sehr starkes und sehr deutlich geschriebenes Manuscript, welches die Chronik aller Heiligen enthält, bis auf Pipin und Bertha, catalonisch; die Geschichte des heiligen Honoratus in Prosa.

Einige von diesen Manuscripten sind so schlecht geschrieben, daß einem die Sprache schon sehr geläufig sein müßte, um sie lesen zu können.

Sehr sorgfältig geschrieben, und zum Theil auch schön und zierlich sind besonders die Liedersammlungen. Auch würde es die Benutzung nicht wenig erleichtern, daß es ihrer drei giebt, nämlich provenzalische; eine ist wohl vollständiger als die andere, doch sind viele Gedichte in allen drei Handschriften zu finden, wo dann die Vergleichung der Sicherheit der Lesart sehr zu Hülfe kommen kann. Sie sind alle drei nach den Dichtarten eingetheilt; die Chansos, Canzons und Sirventes stehen für sich. Die Dichter aber in jeder dieser Gattungen, deren jede ihr eigenthümliches Sylbenmaaß hat, sind chronologisch geordnet. Die größte Sammlung enthält eine Auswahl von **120** Dichtern; eine andre nur von **68**.

Außerdem ist auch noch ein catalonischer Cancionero vorhanden. Er ist im Katalog angegeben, Charles de Vianne, so daß man denkt, es sei ein episches Gedicht. Ein Gelegenheitsgedicht, was gerade vorn steht, hat zu diesem Mißverständnisse Anlaß gegeben. Es ist eine sehr reichhaltige catalonische Liedersammlung, die außer den Gedichten des von Boscan und andern Spaniern oft erwähnten und gepriesenen Auslas March, den einzigen, die sich auch gedruckt finden, noch mehrere andere enthält, fast ohne Ausnahme in der Art von Stanzen, welche in Versen von zwölf Sylben, bei einem weiblichen Abschnitt in der Mitte, und von eilf bei einem männlichen, in jeder Hälfte des Verses nach der Vorschlagssylbe einen Dactylus zu haben pflegen, die Reime aber in

Strophen von acht oder zehn Zeilen auf mehr als eine Art verschlungen; und welche von den Spaniern coplas d'arte mayor genannt werden. Sie waren in der älteren Zeit bei diesen weit gebräuchlicher, so wie ich auch alte portugiesische Verse derart citirt fand, angeblich noch **150** Jahr vor Juan de Mena. Da indessen jene catalonischen Dichter dieses Sylbenmaaßes sich, wie es scheint, ausschließend bedient haben, so dürfte man vermuthen, daß Castilianer und Portugiesen es vielmehr von diesen entlehnt haben, als umgekehrt.

Die Sprache weicht merklich von der in den provenzalischen Handschriften ab, aber sie schien mir fast gar nicht verschieden von der, welche im spanischen Cancionero, die valencianische genannt wird, und von der einige Proben ebenfalls in der erwähnten Versart daselbst aufgeführt sind.

Sonach scheint es besonders zwei Hauptdialekte dieser ältesten romanischen Sprache gegeben zu haben, wenigstens für den poetischen Gebrauch; den provenzalischen und den catalonischen. Die catalonische Poesie aber scheint beträchtlich jünger als die provenzalische.

Die vorstehende Notiz über die provenzalischen Handschriften ist hier unverändert stehen gelassen; theils weil sie bei aller Unzulänglichkeit doch einiges enthält, was einem oder dem andern, in Ermanglung der größern Quellenwerke, bemerkenswerth sein kann; besonders aber, um den damahligen Stand dieser provenzalischen Forschungen zu bezeichnen, welche seitdem in dem Werke von A. W. Schlegel ein höheres Interesse und neues Licht, in dem größeren Umkreise der gesammten Sprachenkunde und allgemeiner Ideen, erhalten haben; nachdem Raynouard, der schon damahls mit diesem Gegenstande beschäftigt war, und meiner ersten Anfrage darüber mit freundschaftlicher Nachweisung entgegen kam, nun den ganzen Quellenschatz der romanischen Sprache, alten Denkmahle und Dichtkunst in seinem großen und reichhaltigen Werke über die Poesie der Troubadours zuerst wahrhaft eröffnet

und allgemein zugänglich gemacht hat. Eine genauere Nachweisung über die provenzalischen Handschriften findet sich in dem gedachten Werke: **Choix des Poésies originales des Troubadours. Vol. I. p. 440. seq.** und **Vol. II. p. CLIV — CLXII. cfr. p. 282. seq.**

Unter den hier ans Licht gezogenen poetischen Denkmahlen der romanischen Sprache, sind nächst den lyrischen Gedichten, auf welche die allgemeine Aufmerksamkeit aller Freunde der Poesie ohnehin von jeher am meisten gerichtet war, auch die ältesten Stücke im epischen Versmaaß sehr bemerkenswerth. Denn obschon der lehrende oder hier und da allegorische Inhalt dieser Gedichte und Bruchstücke, poetisch genommen, nicht vorzüglich anziehend erscheint; so ist die Form desto wichtiger, für die älteste Epoche unsrer germanischen Dichtkunst, als ein Nachhall und Abdruck ihrer metrischen Urform im Helden-Epos. Es ist der alte, lange, heroische, oft aber auch bloß in gedrängter Kürze lehrende Vers; in dem ältesten Bruchstücke, von zehn oder eilf Sylben mit männlichem Endreime, in den etwas spätern aber von zwölf bis vierzehn und hier und da noch mehr Sylben, mit einem deutlichen Abschnitt in der Mitte. Aus solchen Versen sind dann Strophen von drei, vier oder sechs Zeilen, mit einem und demselben mehren Theils männlichen Endreime, gebildet. In dem ältesten dichterischen Bruchstücke, von der Gefangenschaft des Boethius, ist derselbe Reim noch länger, bis auf zwölf Zeilen und mehr, beibehalten und fortgeführt; dazwischen kommen einzeln und als Ausnahme auch unvollkommene Reime vor, nach Art der spanischen Assonanz, von welcher wir also hier in der romanischen Sprache schon den Anfang erblicken. Ueberhaupt haben diese Verse eine große Aehnlichkeit mit den ältesten spanischen, in dem alten epischen Gedicht vom Cid, und den andern von Sanchez in den **Poesias Castellanas** gesammelten ältesten Denkmahlen der spanischen Poesie und Dichtersprache. Auch mit der oben angeführten valencianischen und dann in altportugiesischen und altcastilischen Gedichten angewandten Strophe, den **Coplas d'arte mayor**, zeigt sich noch die auf den gleichen Ursprung deutende Verwandtschaft. An ein eigentlich jambisches Sylbenmaaß, wie in dem künstlich geregelten Ale-

randriner der spätern Zeit, und wie der Hang dazu auch in dem Nibelungen-Verse sich schon merklich überwiegend zeigt, ist in allen diesen romanischen Versen wohl noch nicht zu denken, wenigstens bei weitem nicht überall; da vielmehr, wenn diese ganze Eintheilung überhaupt hier schon vollkommen anwendbar wäre, in den altcastilischen Gedichten wenigstens, so wie in der späterhin daraus hervorgegangenen spanischen Romanze, der trochäische Gang vorherrschend erscheint.

Daß nun dieser ältere, noch weniger geregelte, heroisch freie und großartige Alexandriner, der auch in unserm deutschen Nibelungen-Liede bei der noch vorhandenen Bearbeitung desselben angewandt worden, nicht bloß aus dem Zerfallen des Hexameter entstanden sein kann, wie es einige Philologen wohl in allzu leichter Art ganz oberflächlich haben erklären wollen, zeigt sich auf das unwiderleglichste an eben jenen Denkmahlen der romanischen Poesie. Schon das gedrängtere Maaß der Sylbenzahl gerade in den ältesten Versen dieser Art, steht damit in Widerspruch. Besonders aber giebt der Strophengang und der so oft wiederhohlte, gleiche, mehrentheils männliche Endreim, diesem Versmaaße einen ganz andern und durchaus eigenthümlichen Charakter; und noch im Nibelungen-Liede bemerken wir, ungeachtet der Reim in der Strophe nach der Regel wechselt, diesen selben Hang, immer wieder zu dem gleichen Reime zurückzukehren und durch einen ganzen Gesang im ähnlichen Tone durchzuführen. Es läßt sich diese romanische Reimweise auch auf keine Weise von den Arabern herleiten, obwohl auch diese Gedichte haben, in welchen derselbe Reim durch das Ganze ziemlich lang durchgeführt wird; da überhaupt in den Bildern und der Farbe der Sprache, nichts Arabisches oder sonst der Art Orientalisches in diesen romanischen Bruchstücken wahrgenommen wird und der ganze Ton durchaus von anderm Charakter ist. Da nun aber die romanische Sprache selbst ihren Ursprung daher genommen hat, daß die lateinischen Worte nach der eigenthümlichen germanischen Aussprache und Sprachform aufgefaßt und umgewandelt wurden; besonders nach der gothischen Mundart, von deren Einfluß auf jene neue Sprachbildung bei A. W. Schlegel und auch bei Reynouard im Einzelnen manche

merkwürdige Beispiele vorkommen; und nachdem wir auch jenen epischen Vers der romanischen Sprachen, unter mannichfachen Abweichungen, im Wesentlichen aber mit geringer Verschiedenheit überall in den Ländern vorfinden, wo die Gothen geherrscht und den neuen Staaten und Völkern ihren Ursprung gegeben haben; nachdem auch die altdeutschen Gedichte und epischen Lieder, in welchen dieselbe Versart noch bewahrt ist, vorzüglich der gothischen Heldensage angehören; so dürfte die Vermuthung wohl sehr natürlich und ganz zureichend begründet sein, daß wir in jenen romanischen Versarten eine Nachbildung der gothischen Verse und Heldenstrophe besitzen. Wenn wir uns die ganze Structur der gothischen Sprache vor Augen stellen, ausgebildet wie sie beim Ulfilas erscheint, und nun wissen oder erforschen möchten, welche Gestalt und Weise diese herrliche Sprache wohl in der Poesie und im Sylbenmaaß gehabt und genommen haben möge; so ist gleich einleuchtend, daß der kurze sächsische Vers, wie er auch in den nordischen Liedern der Edda herrscht und in seine räthselhaft gedrängte Alliteration eingefugt, noch auf dem wunderbaren Runengeheimniß beruht, in dieser vielsylbig entfalteten und volltönend überall reich gegliederten und weit ausgreifenden gothischen Mundart nicht Statt finden konnte. Wie aber die germanische Sprache selbst, aus Einem Stamm in zwei große Aeste oder Zweige auseinander ging, den gothischen und den sächsischen; so hat es allem Anschein nach, ursprünglich zwei heroische oder auch lehrend magische Liederarten unter den Völkern von deutschem Stamm gegeben; das große gothische Versmaaß, von welchem wir die Spuren in jenen ältesten romanischen Bruchstücken und in dem Nibelungen-Liede vorfinden, und das kurze sächsische, von welchem wir unter den eigentlich deutschen Denkmahlen im Ottfried wenigstens die herrliche allemannische oder fränkische Umgestaltung besitzen, die uns noch gegenwärtig das Ohr mit magischem Wohllaut erfüllt, ohne doch die epische Würde und heroische Größe jener andern gothischen Weise ganz zu erreichen.

3.

Ueber nordische Dichtkunst.

1812.

Die leichtern Hervorbringungen der Poesie sind den Blumen zu vergleichen, deren jeder Frühling wieder neue mit sich bringt, oder auch wohl den Schmetterlingen und andern geflügelten Ephemeren, welche im Umkreise der Blumen schweben, und an Sommerabenden im Glanze der Sonne schwimmen und spielen.

Eine scharf sondernde, streng abwägende Kritik ist hier nicht recht anpassend, und ihr Maaß kaum anwendbar auf diese leichten Erzeugnisse eines glücklichen Augenblicks, Kinder des Frühlings und der Liebe. Was hilft es, sich bitter darüber zu beklagen, daß die Witterung im Frühling und Sommer mancherlei Ungleichheiten ausgesetzt ist, oder ungeduldig zu werden, wenn uns oft im Genuß eines schönen Tages beschwerliche Insecten stören? Ertönt doch auch in unserm Frühling die Klage der Nachtigall und das fröhliche Lied der Lerche! Zufrieden, daß nur noch nicht aller Gesang in unsern letzten Zeiten verstummt ist, nehme man also die Gaben des deutschen Frühlings, wie er sie eben bietet, ohne sich ewig nach einem glücklichern und südlichern Himmel vergebens zu sehnen. Wild wachsen liebliche Maienblumen in unsern Wäldern, thöricht wäre es jedoch, sich in dem Anblick und Genuß eines schönen kunstreichen Gartens durch die stäte Erinnerung selbst zu stören, wie doch eigentlich nicht Deutschland, sondern Persien das Vaterland der Rosen ist, wie diese oder jene Frucht

und Blume unter dem jonischen Himmel oder in Italiens Gefilden einheimisch und nicht gleich ursprünglich es auch bei uns gewesen.

Die Jugend ist der Frühling des Lebens, und die einfachen Freuden der Natur werden vielen immer theuer bleiben. Aber mannichfaltig ist der Sinn der Menschen, nicht minder groß ist die Zahl derjenigen, welchen das Geräusch der Städte, und der reiche wechselnde Glanz des gesellschaftlichen Lebens höher gilt. Allerdings sind hier auch mannichfaltigere, gebildetere, merkwürdigere geistige Kräfte rege, als in jenen kunstlosen Spielen des unmittelbaren Gefühls. Alles ist in dem lebhaftesten Kampf, jeder will gewinnen und genießen, den andern zuvorkommen, und vor den andern glänzen. Mit dem Gedränge und Getreibe eines Jahrmarkts könnte man diese zweite Gattung der Poesie, welche nach dem Beifall der Gesellschaft hascht, und dem Geiste der Mode dienstbar ist, am schicklichsten vergleichen; sei es nun, daß sie die Menge persönlich vor ihrer Bühne versammelt, oder bloß für die Lectüre bestimmt, die müßigen Stunden der einzelnen Genießenden ausfüllt. Alles ist bei einem solchen allgemeinen Austausch in Leben und Bewegung, jeder will kaufen oder verkaufen. Kinder greifen nach dem ersten besten süßen Naschwerk, das ihre Blicke reizt, die Jugend meistens nach schimmerndem Putz und dem Flitterstaat einer oberflächlichen Geistesbildung; neugierig drängt sich der Haufe bald um diese, bald um jene Bude und Bühne. Andere, besonders die Verkaufenden, denken nicht so auf den Genuß, als zunächst auf den Gewinn, Geld und Beifall, und wie sie die Menge täuschen und die schwache Seite auch der Bessern ergreifen und zum eignen Vortheil benutzen können. Oft sind beide, die Kaufenden wie die Verkaufenden gleich sehr getäuscht, indem die Zahlung und der Beifall der Ersten nicht mehr wahren Werth hat, als das Naschwerk des Herzens und der Flitterstaat des Verstandes, welchen die andern dafür geben.

Anziehend, merkwürdig und künstlich genug ist bei alle dem dieser allgemeine geistige Verkehr. Die Wirkung, welche ein Schauspiel, ein Roman auf ein bestimmtes Publikum, oder gerade zu dieser Zeit, und in diesen Ansichten und Verhältnissen

machen soll, und machen kann, läßt sich in einem gewissen Grade berechnen. Künstliche Theorien und Systeme, verschieden und entgegengesetzt, nach den verschieden gewählten Standpunkten oder eingewurzelten Vorurtheilen, sind darauf gebaut, und selbst wieder der Gegenstand eines ähnlichen geistigen Treibens und Reibens, des lebhaftesten Kampfes und der allgemeinen Theilnahme geworden. Es liegt auch diese Art der Thätigkeit in der menschlichen Natur; vergeblich also und auch thöricht würde es sein, sie unbedingt verdammen zu wollen. Zu wünschen wäre wohl, daß auf dem poetischen Jahrmarkt, um in dem einmahl ergriffnen Bilde weiter zu reden, besonders auf unserm deutschen, etwas mehr Ordnung und Einheit herrschte. Ob aber dieß durch bloße Kritik erreichbar sei, ob hier nicht eine ganz andere, moralische Gewalt zunächst entscheidend ins Mittel treten, und Ordnung hervorrufen müßte, das kann nach dem bisherigen Erfolg kaum zweifelhaft scheinen. Wie selten sind nicht die Fälle, wo es einer durchgreifenden Kritik wirklich gelang, dem Strome der Mode Einhalt zu thun, die Täuschungen in ihr Nichts aufzulösen, denen jeder, wenn er auch weiß, daß er getäuscht wird, sich so gern von neuem hingiebt, um dem beschwerlichen Ernst der Wahrheit zu entfliehen, oder auch nur einzelne eingewurzelte Vorurtheile auszurotten.

Von diesem Felde also, wo so leicht und so bald kein vollständig glücklicher und siegreicher Erfolg zu hoffen ist, wenden wir uns lieber zu einem ungleich weniger betretenen Gebiete. Außer jener Poesie des Frühlings und des Augenblicks; dann jener zweiten, welche der Mode dient und in der Sphäre des höhern gesellschaftlichen Lebens ihr Wesen treibt, giebt es noch eine andere, älter als jene beiden. Es ist die Poesie in ihrer ursprünglichen Gestalt selbst, oder die Sage und Heldendichtung welche nicht bloß in dem Gebiete der Kunst eingeschlossen ist, sondern eben so sehr der Geschichte, und zwar der Urgeschichte des Menschen und der Natur angehört. Im Gegensatz der abgeleiteten Kanäle jener künstlich conventionellen, auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und Erscheinungen gerichteten Poesie, könnte man sie einer reinen und starken Felsenquelle vergleichen; in Rücksicht

aber auf den äußern Reiz und die sinnliche Fülle, den Blätterschmuck und Blüthenglanz derjenigen Poesie, welche unmittelbar aus dem Gefühl des jugendlichen Lebens und der Liebe hervorgeht, mit jenen rauhen ehrwürdigen Urgebirgen, welche den einsamen Wanderer mit Erstaunen und Nachdenken erfüllen, und unter die Riesengestalten der Vorzeit versetzen.

Hier ist die Kritik, die aber, wie sich versteht, fast durchaus Geschichte sein muß, ganz an ihrer Stelle und wahrhaft fruchtbar. Nicht um die großen Werke der Natur nach einem willkührlichen Maaß, oder oft allzuleichtem und vergänglichem Gewicht zu würdigen, sondern sie zu deuten, zu erklären, ihnen ihre wahre Stelle anzuweisen, und sie allgemeiner verständlich zu machen. Mit dem Geschäft des Bergmannes ist die Erforschung und Erklärung dieser alten Denkmahle der Sage zu vergleichen; des Bergmannes, der die Natur in ihren Tiefen beobachtet und für die andern deutet. Hier unten wurzeln und schlummern verborgen jene Kräfte und Metalle, das Gold und das Eisen, welche an die Oberfläche hervorgebracht, alles in Umlauf und Bewegung setzen, die Fluren mit dem Segen der Fruchtbarkeit schmücken, oder Felder und Ströme mit Blut färben; hier ruhen verschlossen die erquickendsten Heilkräfte und die tödtlichsten Gifte, unscheinbare Stoffe ferner, aus denen durch geringe Kunst die üppigste Mannichfaltigkeit der glänzendsten Farbenspiele sich entwickeln läßt; manches andere Geheimnißvolle, alles zerstreut und begraben unter den Ruinen einer versunkenen Riesenwelt.

In einer solchen Stimmung muß man sich den alten Denkmahlen der Heldensage nahen, um sie zu fassen und zu deuten. Betrachtungen dieser Art, wenigstens so weit als das Gebiet der vaterländischen Dichtkunst sich erstreckt, möchten wir wohl versuchen, hier mitzutheilen. Es ist uns dabei vorzüglich nur darum zu thun, das gediegene Metall der alten Poesie zu Tage zu fördern. Solche die sich ein Geschäft daraus machen, es vielfach umzuschmelzen, mit irgend einem mehr oder minder allgemein geltenden oder bloß willkührlichen Stempel zu versehen und in kleinen Portionen in Umlauf zu bringen, finden sich ohnehin schon genug. Seit Leibnitz und Echard hat die Kenntniß der deutschen Sprache,

seit Klopstock und Bodmer auch die der altdeutschen Dichtkunst immerfort manchen Zuwachs erhalten. Besonders aber ist seit den letztern zehn oder zwölf Jahren, wie das Gefühl des Vaterlandes überhaupt von neuem erweckt und aufgeregt, so auch die Liebe zu unsern alten vaterländischen Dichtern sichtbar allgemeiner und lebhafter geworden. Indessen fehlt noch sehr viel, daß die altdeutsche Literatur schon vollständig bekannt wäre, was auch nach ihrem großen Umfange selbst bei bessern Hülfsmitteln und zahlreichern Vorarbeiten nicht leicht sein würde. Es umfaßt dieselbe, selbst wenn man die altsächsischen Denkmahle ausschließt, und nur die Werke in hochdeutscher Sprache seit Ottfried dahin rechnet, und dann die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, oder den westphälischen Frieden als die Gränze und Scheidewand zwischen dem alten und dem neuen Deutschland auch in der Literatur annimmt, einen Zeitraum von beinahe acht Jahrhunderten von **870** bis **1650.** Viele Veränderungen, mehr als eine Ebbe und Fluth, manche gänzliche Umgestaltung durchlebte der deutsche Geist in diesem langen Zeitraume, und mehrere Regionen in dem weiten Gebiete seiner ehemahligen Wirksamkeit sind noch ganz unbekannt und gleichsam unentdeckte Länder. Selbst für die Poesie, auf welche sich die Neigung der Forscher und der Nation bis jetzt vorzüglich gerichtet hat, ist vieles übrig, wo man noch weiter zurückgehen, noch tiefer aus der Quelle schöpfen muß, wenn deutsche Kunst und Art, wie sie von Alters her war, ganz richtig verstanden, und wie sie noch jetzt sein kann, von neuem belebt und erweckt werden soll.

Jenes alldurchdringende tiefe Naturgefühl, welches aus den germanischen Sitten und Einrichtungen des Lebens hervorleuchtet, woraus nicht bloß der Hang zur Freiheit, sondern auch die zartere Liebe, und die uns eignen Begriffe von Adel und Ehre zuerst entsprungen sind, ist schon in der nordischen Götterlehre und Edda einheimisch. So viel auch der Einfluß des Christenthums und mildere Sitten nachher daran geändert haben, es ist viel von jener alten Denkart und Gefühlsweise, wenn gleich in neuer verwandelter Gestalt geblieben. Durch die ganze Ritterzeit, durch alle Thaten und Sitten, alle Dichtungen und Gebilde des

Mittelalters geht dieser Grundton gleichsam wie die nordische Ader hindurch, und noch schlagen diese Gefühle in den Herzen aller Völker deutscher Abkunft.

Odins Götterlehre war den nördlichen Deutschen und Sachsen mit den skandinavischen Völkern gemein; beide Nationen finden sich nach so langer Absonderung doch noch verwandt, und waren ursprünglich Ein Volk. Um so weniger kann es gegen die Natur der Sache, oder zu weit entlegen scheinen, wenn wir die deutsche Poesie bis zurück zu ihrer nordischen Quelle, der Edda, verfolgen möchten. Anders ist es freilich mit den Celten und ihren Sagen oder Denkmahlen, die uns allerdings fremder erscheinen und bleiben. Wenn aber auch der Geschichtsforscher überall Ursache findet, celtische und gaelische Stämme, Sitten und Einrichtungen von den germanischen sorgfältig zu unterscheiden, so ist doch nicht zu läugnen, daß diese beiden allerdings in ihrem Ursprung ganz verschiedenen Nationen, vieles von einander angenommen, daß die freien nordischen Völker des neuern Europa überhaupt manche Eigenschaften und Ansichten mit einander gemein hatten, daß sie in mancher besondern den Alten fremden Gefühlsweise, auch noch vor der nähern Verbindung, welche das Christenthum herbei führte, ursprünglich zusammen stimmten. Die allgemeine Aufnahme, welche Ossian in den meisten Ländern Europa's gefunden hat, die ganz besondere Liebe, mit welcher man ihn in Deutschland sich angeeignet hat, kann dieß bestätigen. Wie oft hat man nicht die sentimentale Schwermuth des schottischen Barden, als die eigenthümliche noch aus der freien Vorzeit herstammende Gefühls- und Darstellungsweise der neuern Europäer, der klaren und heitern Darstellung des Homer und anderer Alten entgegen gestellt!

So viel Unrichtiges auch in diese Gegeneinanderstellungen eingemischt worden sein mag, so wenig wir auch in die Lobpreisungen der ausschließenden Bewunderer Ossians ganz einstimmen können, so ist doch die Erscheinung schon durch die Wirkungen, welche sie gehabt hat, merkwürdig genug. Nachdem Macphersons unächter und falscher Ossian die Welt so lange beschäftigt hat, und über dessen poetischen Werth oder Unwerth so viel ist gestrit-

ten worden, mag es nicht überflüßig scheinen, über den wahren und ächten Ossian, den man uns jetzt verheißt und darbietet, einige Bemerkungen mitzutheilen, wobei wir vor allem nur suchen werden, erst historisch einen festen Grund und Boden für die ganze Erscheinung zu gewinnen. Die Sage gehört ja überhaupt nur zur Hälfte der Dichtkunst, dann aber auch der Geschichte an. Beide Elemente lassen sich nicht eigentlich scheiden, und selbst für den poetischen Werth und Genuß alter Heldengedichte ist es vor allem wichtig, sich nur erst historisch klar zu machen, an welcher Stelle sie in den Zeiten stehen, in welchem oft beschränkten Völkerraume ihre Begebenheiten spielen, kurz sich ganz in die Welt zu versetzen, der sie angehören und aus welcher sie entstanden sind.

Nachdem der letzte verzweifelte Versuch, den ein Stuart in Schottland wagte, um den brittischen Thron, welchen seine Vorfahren besessen hatten, wieder zu erobern, im Jahre **1746** mißlungen war, fand die Regierung nothwendig, um solchen Versuchen für die Zukunft vorzubeugen, manches in den alten Einrichtungen der Schotten zu ändern, und das bis dahin in seinen Sitten und Gebräuchen durchaus eigenthümliche und selbstständige Land immer mehr an England zu binden, um die gewissermaßen erst wieder eroberte Provinz mit dem Hauptlande des ganzen Reichs möglichst zu verschmelzen. Doch ist bis auf die neueste Zeit eine fühlbare und auch in den Werken des Geistes und der Fantasie bemerkliche Verschiedenheit zwischen der Sinnesart beider Völker geblieben. Der gewaltsam zurückgedrängte Patriotismus der Schotten mochte, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, seit jener Katastrophe mit desto heißerer Liebe sich zurückwenden zu den alten National-Erinnerungen und Sagen seines ehemahligen Lebens und alten Ruhms. Diese Stimmung hat mit beigetragen zu der aufmerksamern Sammlung und Bekanntmachung der gaelischen Bardenlieder, und noch mehr vielleicht zu der Liebe und Begeisterung, mit welcher sie zunächst in ihrem Mutterlande aufgenommen wurden. Bald theilte auch fast das ganze übrige Europa dieselbe Begeisterung, so wunderbar entsprach die neue nordische Erscheinung dem allgemeinen Gefühl und poetischen Bedürfniß des Zeitalters.

Nachdem man aus dem ersten Rausche der Bewunderung etwas zur kältern Besonnenheit zurückgekehrt war, fingen sich an vielerlei Zweifel gegen die Aechtheit des Ossian besonders in England selbst zu erheben. Sobald man nur die Gedichte des schottischen Barden in der gaelischen Ursprache näher untersuchte, ward allgemein anerkannt und von allen Seiten bestätigt, daß Macpherson mit den alten Liedern äußerst willkührlich, nachlässig und überdem noch unredlich verfahren sei. Endlich erschienen die Ossianischen Gedichte vollständig in der Ursprache zu London **1807** in drei Bänden, und nachdem bei uns ausgezeichnete Gelehrte und mehr als ein vortrefflicher Dichter, Denis, Herder, Goethe, Stollberg, den von Macpherson bearbeiteten und vielfach verfälschten Ossian in deutscher Sprache übertragen oder frei nachgebildet hatten, besitzen wir nun auch durch Ahlwardt eine mit gewissenhafter Treue nach dem gaelischen Original selbst gebildete Uebersetzung (Die Gedichte Ossians aus dem Gaelischen im Sylbenmaaße des Originals von Ch. W. Ahlwardt, Leipzig bei Göschen **1811**; drei Bände in 8.), nach welcher sich jetzt zum erstenmahle ein fester Standpunkt und ein haltbares Urtheil über die ganze Sache gewinnen läßt.

Zwar werden in England auch gegen die Aechtheit dieses gaelischen Ossian noch sehr viele und starke Zweifel erhoben. Doch ist die unbedingte Geringschätzung und Herabsetzung, mit welcher die britischen Gelehrten seit der Erregung jenes Streites auf den Ossian herabsehen, wohl nicht ganz frei von dem Einfluß des ihnen natürlichen eigenthümlichen Vorurtheiles gegen den Lieblingsgegenstand des schottischen National-Gefühls. Wenigstens muß ich darin dem deutschen Uebersetzer beistimmen, daß wenn es auch nicht historisch erwiesen wäre, daß viele der Ossianischen Lieder seit geraumer Zeit von den Barden im Hochlande abgesungen wurden, schon eine innere Unwahrscheinlichkeit, die fast an Unmöglichkeit gränzt, dagegen entscheiden würde, daß Macpherson und seine etwaigen schottischen Gehülfen den ganzen Ossian als eignes Machwerk durchaus untergeschoben, selbst erfunden, und allein fabrizirt haben können; wie es der Skepticismus, oder der Partheigeist einiger engländischen Gelehrten zu behaupten weit genug gegangen ist.

Doch so viel muß zugegeben werden, über das Zeitalter, welchem die Ossianischen Gedichte, vorausgesetzt, daß wenigstens Einiges darin ächt und alt sei, angehören, ist erst jetzt, da wir den gaelischen Ossian vor uns haben, möglich, etwas zu bestimmen. Alle Vermuthungen und Untersuchungen über Ossians Zeitalter, bei welchen die Macpherson'sche Uebersetzung zum Grunde gelegt war, sind als nicht vorhanden zu betrachten; denn aus mißverstandenem Patriotismus hat sich Macpherson, um die Gedichte recht alt zu machen, und in die Römer-Zeit hinaufzuschieben, sogar erlaubt, den Text zu verfälschen. Ein merkwürdiges Beispiel davon führt der deutsche Uebersetzer (Th. III. S. 9 und 47) an. In dem Gedichte Carthonn wird ein Gegner des Fionnghal, vermuthlich irgend ein Heerführer oder kleiner Fürst auf den Hebriden, oder am Carunn, „der Schildburg-Fürst" genannt. Jeder einigermaßen mächtige Häuptling, fügt der Uebersetzer hinzu, heißt bei Ossian ein „König der Schilde." Daraus hat nun Macpherson einen „König der Welt" gemacht, und es auf den weltbeherrschenden Cäsar Roms gedeutet. Hat der Leser einmahl auf Glauben angenommen, daß sich dieser in den Ossianischen Gedichten finde, so ist es dann leicht, den Caracul, einen Fürsten am Carunn, in den römischen Caracalla zu verwandeln, und noch manche andre ähnliche Umdeutungen und Mißdeutungen herauszukünsteln. Alle diese, so wie jede den Ossian in die Römerzeit hinaufrückende Hypothese, findet der Uebersetzer durchaus unstatthaft, und kann sich nicht stark genug dagegen erklären. Ob es nun absichtliche Verfälschung bei Macpherson war, oder ob er bloß aus Verblendung für die einmahl angenommene Lieblings-Hypothese, bei einer wie man jetzt allgemein behauptet, nicht vollkommen gründlichen Kenntniß der gaelischen Sprache, falsch verstand und unrichtig übersetzte, das ist wenigstens für das historische Resultat gleichgültig.

Genug, es ward durch diesen Einen Grundirrthum, daß man die Ossianischen Gedichte in die Römerzeit hinauf setzte, der ganze Standpunkt durchaus verrückt, und alles erschien von nun an in einem ganz irrigen Lichte. Sobald aber diese Täuschung

wieder weggeräumt ist, so dünkt mich, man könnte aus den Gedichten selbst, ohne solche vorgefaßte Meinung betrachtet, im allgemeinen auf die Sphäre und die Zeit schließen, welcher sie angehören.

Die wichtigste Handlung, welche in den ossianischen Gedichten dargestellt wird, und die am meisten ein historisches Gepräge hat, ist die, welche den Inhalt des Fingal ausmacht. Als die größte, oder doch als eine der größten Thaten des schottischen Helden, wird hier ausführlich dargestellt, wie er Eirinn oder Irland gegen den Angriff des mächtigen Königs Suaran von Lochlin vertheidigt und errettet habe. Diese That liegt an sich ganz in den Gränzen der historischen Wahrscheinlichkeit. Lochlin wird als ein mächtiges Reich geschildert, was auch schon daraus erhellt, daß es für eine so große und ruhmwürdige Heldenthat galt und besungen ward, gegen die Macht von Lochlin sich mit Glück nur vertheidigt und ihren Angriff zurückgeschlagen zu haben. Dieses nun, das Land und Reich Lochlin, und dessen Verhältniß zu den Küsten Schottlands und Irlands historisch zu bestimmen, ist der Punkt, auf welchen alles ankömmt. Lochlin sei entweder Jütland oder Norwegen, sagen die Commentatoren; der Uebersetzer entscheidet nicht zwischen diesen beiden Auslegungen. Es werden allerdings auch manche Fahrten und Abentheuer an den schottischen und irländischen Küsten-Ländern und den dazwischen liegenden Inseln von jütischen und dänischen Helden und Seekönigen erzählt. Indessen scheinen alle Lokal-Bezeichnungen in dem Gedichte selbst mehr auf Norwegen als auf Jütland zu zielen. Lochlin wird als ein waldiges schneebedecktes Felsenland geschildert, welches selbst gegen das nordwestliche Schottland rauher und nördlicher erscheint. Noch entscheidender ist der Umstand, daß die schettländischen und die orkadischen Inseln, in den ossianischen Gedichten, den König von Lochlin für ihr Oberhaupt anerkennen. Dieß führt uns auf die bestimmte Epoche des Königs Harald Haarfagre. Dieser Gewalthaber vereinigte zuerst Norwegen zu einem Reiche und verbreitete nach dessen völliger Bezwingung im Jahre 875 seine Eroberungen so weit umher, daß diese von ihm im äußersten, dem übrigen Europa fast unbekannten Norden gestiftete Herr-

schaft, beinahe so groß und so übermächtig erscheint, wie in dem mittlern und bekanntern Europa, Karls und seiner Vorfahren und Nachkommen Frankreich. Die vor der Alleinherrschaft fliehenden Normänner, welche auch Island, dieses vielbesungene Thule und ferne Eiland, den Hauptsitz der nordischen Dichtkunst, zuerst oder doch von neuem bevölkerten, und von dort in der Folge wahrscheinlich das feste Land des nördlichen Amerika entdeckten, besetzten die genannten, Schottland umgebenden, von Norwegen westlich gelegenen Inseln und thaten von da aus manche Streifzüge nach Norwegen selbst. Dieß veranlaßte den mächtigen König, ihnen bis in ihre Schlupfwinkel zu folgen, und jene Eilande zu erobern. Was sich nun auch noch vor Schwierigkeiten ergeben mögen, um die Hauptbegebenheit des Fingal bis auf das Jahr historisch genau zu bestimmen, und die im Allgemeinen leicht begreiflichen Widersprüche zwischen Liedern, die Jahrhunderte lang vielleicht bloß durch den mündlichen Gesang der Barden überliefert und erhalten wurden, und der beglaubigten, obwohl in manchem Stücke auch noch dunkeln Geschichte zu lösen, so viel bleibt in jedem Falle gewiß: Lochlin ist Norwegen und die Ossianischen Gedichte gehören in das Zeitalter der Normannen. Dieß bleibt fest, gesetzt daß sich auch bei genauerer Sichtung eines ziemlich verwickelten Gegenstandes, einige Scheingründe auffinden ließen, Fingals Thaten zwar wohl in die normännische Zeit, aber doch etwas vor Harald Haarfagre anzusetzen, und Lochlin auf jütische und dänische Seefahrer zu deuten, was mir nicht wahrscheinlich ist; denn auf keinen Fall könnte es einen großen Unterschied betreffen.

Die ältere schottische Geschichte zerfällt nach dem neuesten und anerkannt gelehrtesten Erforscher der dasigen Alterthümer (**Chalmers Caledonia. IV. Vol. 4to. 1807**) in folgende Hauptperioden. Die erste ist die römische vom Jahre **80—446**. Diese gehört nicht hierher, denn so alt sind Ossians Gedichte auf keinen Fall. Dann folgt das Zeitalter der Picten, von **446—843**. Die Picten waren, wie Chalmers gegen Macpherson und andere behauptet und beweist, nicht von teutonischem, sondern von cambro-brittischem Stamme, also verwandt mit den celtischen Bewoh-

nern von Wales und der französischen Bretagne. Die dritte Periode endlich ist die der Schotten. Irland war das ursprüngliche Vaterland dieses Stammes, von welchem eine Kolonie sich in Argyle, Fingals und Ossians Wohnsitze niederließ. Die Ossianischen Gedichte, besonders die Haupthandlung des Fingal fallen, wie der Uebersetzer sagt, in eine Periode, wo Schottland und Irland, Gaelisch-Alba und Eirinn, von „Einem Volke von gleicher Abkunft, gleicher Sprache und Sitte bewohnt war;" also nicht etwa in die letzte Zeit der Pictischen, sondern durchaus in die schottische Periode, welche sich nach Chalmers von **843—1097** erstreckt. Von da beginnt die vierte Periode, welche der Verfasser die schottisch-sächsische nennt, wo der Einfluß der Sachsen und ihrer Kolonien in Schottland seinen Anfang nahm, und sächsische Sitte, Verfassung und Sprache allmählig die Oberhand behielt.

Fingals und Ossians Thaten und Gesänge gehören in das Zeitalter der Normannen; damit wird mit einemmahle vieles klar und leicht begreiflich, was bisher dunkel erschien, und ein Gefühl unauflöslicher Schwierigkeit erregte. Zuerst das gänzliche Stillschweigen und Nichterwähnen des ganzen südlichen Theils der großen brittischen Insel. Die damahls in England herrschenden Sachsen hatten genug zu schaffen, sich selbst gegen die Einfälle der Dänen zu schützen, so daß sie wohl gar nicht daran denken konnten, Schottland erobern zu wollen, oder dessen Bewohner auch nur zu beunruhigen. Beide Nationen waren ohnedem durch die Religion völlig getrennt; die Sachsen in England waren Christen, in Schottland ist das Christenthum schon von jenem Zeitraum an wohl auch verbreitet worden, aber nur allmählig und ohne sogleich zur allgemeinen Herrschaft zu gelangen. In den entferntern Gegenden und Gebirgen gab es noch manche Einwohner und Herrscher vom alten Stamme, die vom Christenthum entweder wirklich keine Kunde hatten, oder auch nicht haben und annehmen wollten. Die Institute der Druiden dagegen waren unstreitig zu dieser Zeit schon erloschen. So erklärt es sich, daß in diesen Gedichten keine einzige deutliche Erwähnung derselben sich findet; wie überhaupt die dem Ossian eigenthümliche Götterlehre, oder vielmehr der gänzliche Mangel einer solchen. Ein Mangel, der wohl nicht wenig

beigetragen hat, diese Gedichte dem in ähnlicher unbestimmten Mitte schwebenden, von rohem Aberglauben ziemlich befreiten, zum geistigen Glauben nicht vollständig durchgedrungenen Zeitalter zu empfehlen und angenehm zu machen. Ossian ist wie der traurige Nachhall eines erlöschenden Volks, so auch nur der letzte schwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre. Außer denen im Nebel und auf Wolken erscheinenden Geistern der verstorbenen Helden, kennt Ossian keine Gottheit, und nennt keine mit Nahmen als den Loduinn, welcher aber nicht in Schottland und Irland, nicht in Alba und Eirinn, sondern in der Fremde, in Lochlin verehrt ward, und welchen alle Erklärer einmüthig auf den in Skandinavien noch bis in so späte Zeiten verehrten und vergötterten Odin deuten. Es ist, als ob das unglückliche ersterbende Volk, dessen letzte Klagelaute wir im Ossian vernehmen, gar keine eigene Götter mehr gehabt hätte, nur mit Sehnsucht hinschauend nach den herrlichen Helden und Göttergestalten des glücklicheren skandinavischen Nordens. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß durch die Normannen der Dienst des Odin auf den orkadischen und schettländischen Inseln bekannt geworden, und aus der häufigen Erwähnung in den Ossianischen Gedichten möchte man fast auf eine gewisse Vorliebe und besondere Verehrung des skandinavischen Gottes, wenigstens bei diesem einzelnen Heldenstamme schließen. Fingals Geschlecht war durch die steten Abentheuer und Seefahrten, in vielfache Berührung und Verbindung mit dem der skandinavischen Könige gekommen; nicht bloß in feindlichem Kampfe, auch beim Mahle der Gastfreundschaft, und durch die Bande der Liebe hatten sie einander kennen lernen, und waren selbst durch Heirath noch von Trenmor, dem Ahnherrn des Stammes her verknüpft und verwandt.

„Lochlins Fürst! sprach Fingal des Siegs
Mir fleußt in den Adern dein Blut.
Unsern Vätern war Streit ob dem Meer,
Ein Streit, den verewigt das Lied;
Doch oft in der Halle des Mahls
Umkreiseten froh sie das Horn."

Durch diesen bald kriegerischen, bald gastfreundlichen Verkehr mit den skandinavischen Helden, Lochlins Beherrschern, war denn auch die Kunde vom Odin an Ossian gekommen. Ueberhaupt darf man wohl annehmen, daß bei so vielen Beziehungen auf Skandinavien, der nicht bloß in Sagen und Gesängen, sondern auch in kühnen Thaten und Abentheuern sich bewährende poetische Geist der Normannen, wenigstens mittelbar einigen Antheil an der Erweckung der gaelischen Gesänge, und einigen Einfluß auf die Fantasie der schottischen Barden gehabt habe, so verschieden auch hier gaelische und skandinavische, wie überall celtische und deutsche Gesangs- und Sinnesart blieb.

Der neue Aufschwung, welchen der Geist der Normannen seit Harald Haarfagre, wie im Frankenreich und im eigentlichen Deutschland seit Karl dem Großen die Fantasie der südlicheren Abendländer nahm, hat überhaupt vielfältig auf die Entwicklung der Sage und Dichtkunst gewirkt. Im Norden selbst wurden, vorzüglich in Island, von den dahin geflohenen Normannen die Sagen vom Odin und die Gesänge der Edda jetzt von neuem erweckt und erneuert, ja auch nachdem das Christenthum bis zu dem äußersten Thule gelangte, vielleicht nur desto eifriger erweitert und gesammelt. Diejenigen Normannen, welche sich an Frankreichs fruchtbarer Küste niederließen, verlernten mit der Annahme des christlichen Glaubens, bald auch die Sprache ihrer Väter. Aber der aus dem Norden mitgebrachte kühne romantische Geist, blieb ihnen noch mehrere Jahrhunderte hindurch eigen. Sie haben wahrscheinlich, wenn nicht zuerst, doch vorzüglich, die Thaten Karls des Großen und seines biedern Roland in ein Gedicht verwandelt; sie waren es, die nach England unter Wilhelm dem Eroberer das Rolands-Lied brachten, und auch an der Poesie der Kreuzzüge haben sie durch That und Gesang einen großen und wesentlichen Antheil gehabt.

Gehören nun die Thaten Fingals und die Gesänge Ossians, wenn wir ihnen das höchste Alter zugestehen, was sie nur immer haben können, und sie unmittelbar auf die Thaten folgen lassen, in dieses Zeitalter, an das Ende des neunten oder in das zehnte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung; so ist es bemerkenswerth, daß

ihre Entstehung oder erste Veranlassung ungefähr gleichzeitig gewesen ist mit noch mehreren andern großen poetischen Erscheinungen. Es fällt die schon erwähnte Ausbildung der Edda, so wie wir sie jetzt noch haben, in Island gleichfalls in diese Zeit, in der auch Karls und Rolands Thaten schon den Stoff zu Liedern gegeben. Ungefähr zur selbigen Zeit sammelte im Morgenlande Ferdusi die Sagen von den großen Königen und Rittern des alten Persiens in seinem unsterblichen Heldenbuche; nicht viel später vollführte der spanische Cid seine Thaten, die gleich nachdem sie geschehen, in Heldengedichten erzählt, später in vielen anmuthigen Liedern besungen wurden; und in unserm Deutschland war das Lied der Nibelungen, die Sage vom Attila und von seiner letzten Hochzeit, dem burgundischen Unglück, von den fränkischen und gothischen Helden, wo auch noch nicht in hochdeutscher, so doch gewiß schon in sächsischer Sprache vorhanden.

Alles dieß fällt recht in die Mitte jenes Zeitraums, welchen man gewöhnlich die „Finsterniß des Mittelalters" zu nennen pflegt. Wohl mag in Rücksicht auf das isolirte Leben der Nationen und der Einzelnen, auf den in den letzten Römerzeiten so allgemeinen und so lebhaften und jetzt unterbrochenen Verkehr der Völker, und in Rücksicht auf die nicht mehr so allgemein verbreitete Gemeinschaft der Geistesbildung, und weil überhaupt die Gewerbe und Geschäfte des Tages noch bei weitem nicht mit der Geschicklichkeit wie in neuern Zeiten betrieben wurden, jene merkwürdige Periode der Menschheit, mit der Nacht verglichen werden; aber eine sternenhelle Nacht war es! Jetzt scheint es, befinden wir uns noch in einem verworrnen und trüben Mittelzustande der Dämmerung. Die Sterne, welche jene Nacht erleuchteten, sind erblaßt, und größtentheils schon verschwunden, aber noch ist der Tag nicht angebrochen. Wohl hat man uns mehr als einmahl die bevorstehende Erscheinung einer neuen Sonne allgemeiner Erkenntniß und Glückseligkeit verkündigt. Der Erfolg indessen hat die übereilte Verheißung keinesweges bestätigt, und wenn irgend ein Grund vorhanden ist, um zu hoffen, daß sie bald in Erfüllung gehen soll, so ist es wohl nur die empfindliche Kälte, welche in der Morgenluft dem Aufgang des Lichtes voran zu gehen pflegt.

Bei dieser Betrachtung der Ossianischen Gedichte bin ich durchgehends von dem Grundsatz ausgegangen, ihnen das höchst mögliche Alter, die größte relative Aechtheit zuzugestehen, welche ihnen nur irgend beigelegt werden, und mit der historischen Wahrheit bestehen kann. Bis das Gegentheil etwa durch andere äußere Gründe erwiesen wird, streitet auch in der That keine innere Wahrscheinlichkeit dagegen, daß ein solcher Heldenstamm Fingals an der nordwestlichen Küste Schottlands im neunten und zehnten Jahrhundert geschichtlich existirt, daß es einen Ossian wirklich gegeben habe, der als Barde und Held seine eignen und die Thaten seines Geschlechts selbst besungen. Wenn diese stets wiederkehrende wehmüthige Erinnerung an die abgeschiedenen Vorfahren, die in einer bessern Vorzeit lebten, wenn die Klage um den zu früh verstorbenen Oscar durch die häufigen Wiederhohlungen auch einförmig und ermüdend werden, so bildet unläugbar die Verflechtung der Person des Sängers in die Geschichte selbst einen sehr glücklichen poetischen Mittelpunkt für das Ganze, und trägt viel zu dem Interesse bei, welches dasselbe vielen Hörern und Lesern so anziehend gemacht hat. Aber eben weil dieser Umstand so vortheilhaft und günstig ist, so mag wohl mancher nachfolgende Barde die einmal gegebene Form benutzt und in Ossians Person weiter gedichtet und gesungen haben. Daß es ursprünglich lauter einzelne Lieder und Romanzen waren, daß die oft sehr gezwungen herbeigeführte Einschachtelung so vieler Episoden und die oft ziemlich verworrne Verknüpfung derselben einer spätern überarbeitenden Hand angehören, wird denen als wahrscheinlich einleuchten, welche der Entstehungs- und Fortpflanzungsweise alter Gedichte bei andern Völkern nachgeforscht haben. Auch ohne diese künstliche und oft dennoch verworrne Verknüpfung, bilden die Ossianischen Lieder noch ein Ganzes, durch den gemeinschaftlichen historischen Inhalt, da sie doch alle auf die Geschichten, Abentheuer und Thaten der Familie Fingal sich beziehen. In Rücksicht auf diesen historischen Inhalt, so wie auf ihre Würde und Gültigkeit könnte man die sämmtlichen Lieder in drei Klassen eintheilen. Die erste Klasse bilden diejenigen Lieder, welche die historische Haupthandlung, Irlands Befreiung von dem

Angriffe der Normannen durch Fingal darstellen und betreffen. Diese sind wohl als der Kern und Stamm des Ganzen zu betrachten.

In die zweite Klasse gehören die älteren, jener Haupthandlung vorangehenden Abentheuer und Fahrten nach Norwegen, und dann die Erzählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Königs von Eirinn gerächt habe, welches den Inhalt des Gedichtes „Temora" ausmacht. So wenig auch hier eine innere historische Unwahrscheinlichkeit gegen das Ganze streitet, so kann es doch auch leicht geschehen sein, daß von diesen Begebenheiten und Liedern manches an die Haupthandlung, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, bloß hinzugedichtet worden; nicht bloß das spätere, sondern auch älteres. In der Poesie sind die Väter oft jünger als ihre Söhne; ist eine berühmte That, ein großer Held der Sage einmahl gegeben und im Gesange beliebt geworden, so werden ihm von spätern Sängern und Barden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter, und oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugesellt, und es wird an dem ersten Gedichte immer weiter fortgedichtet. Derselbe sich an das Gegebene anschließende und nachahmende Bildungstrieb, der sich in Zeiten der künstlichen Poesie durch die Nachbildung aller Formen und Manieren äußert, wirft sich in den älteren Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter auswickelnd und fortspinnend, oft noch lange nachdem der ursprüngliche Geist verflogen, die erste Kraft schon erloschen ist. In die letzte Klasse der Ossianischen Gedichte gehören wohl alle die übrigen einzelnen Abentheuer, besonders die als Episoden so häufig eingeflochtenen tragischen Liebes- und Mordgeschichten. Diese letzten haben schon eine ziemlich starke Aehnlichkeit mit den spätern seit Percy so häufig gesammelten schottischen Balladen, die meistens auch eine blutige Katastrophe lieben. Nur herrscht in diesen eine treuherzigere Ausmahlung, auch zeigen sich einzeln, obwohl der düstere Nationalgeschmack noch derselbe ist, mildere Züge und Strahlen aus den Zeiten der christlichen Ritterstten. Wir wenden uns jetzt noch mit einigen Worten zur Edda, auf welche uns selbst die Betrachtung des Ossian einigemahl hinführte, und die gegen-

wärtig in Dänemark lebhafter als jemahls, die Forscher und Dichter beschäftigt, und für die uns jetzt auch in Deutschland, von Gräter, van der Hagen, Grimm, mancher ergänzende Nachtrag, und manche erhellende Bearbeitung angekündigt und zum Theil schon geliefert worden.

In der That, wenn irgend ein Denkmahl unserer nordischen Vorwelt neben den höchsten Urkunden alter Poesie der südlichen Völker eine Stelle verdient, so ist es nebst dem deutschen Nibelungen-Liede wohl die isländische Edda. Jene geistigere Naturverehrung, welche den sinnlichen Griechen im Allgemeinen eigentlich fremd war, strömt hier in unserer Edda wie aus der vollen Quelle hervor, in geheimnißvollen Sprüchen und in weissagenden Gesängen; Stoff genug, um viele Jahrhunderte und ganze Geschlechter von Dichtern mit dem heilsamen Trank und Labsal wahrhafter Begeisterung zu versorgen. Man könnte diese geistige Naturverehrung, die sich obwohl mit üppigern südlicheren Farben auch in dem persischen Zendavesta mit mancher auffallenden Uebereinstimmung wiederfindet, im Gegensatz der leichtern, und bei aller Schönheit der äußern Form im innersten Grunde doch eigentlich materiellen griechischen Götterlehre, das reinere, unverdorbnere, ernste und strenge Heidenthum nennen; dasselbe, welches auch unsere germanischen Vorfahren beseelte.

Eben so weit als das Homerische Weltgemählde an Klarheit der Darstellung, und an Reichthum und heiterer Fülle des Lebens, die Nebelwelt und Schattengestalten des Ossian übertrifft, eben so hoch ist auch die nordische Edda über den Hesiodus erhaben. Oder mit andern Worten, in Rücksicht auf die kunstvolle und geistreiche Entfaltung und die Schönheit der äußern sinnlichen Gestaltung und Form kann keine andere Mythologie, Poesie und Kunst mit der griechischen verglichen werden. Was aber die innere Natur-Ansicht, den eigentlichen Grundgedanken der griechischen Götterlehre betrifft, so muß dieselbe hierin dem persischen Zendavesta und der Edda unserer Vorfahren weit nachstehen. Die Theogonie der Griechen beruht bloß auf der Idee einer unendlichen Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Natur, welche unter vielfältigen oft sehr sinnlichen und materiellen Symbolen

dargestellt ward, und auf dem Begriff von dem ewigen Wechsel des Hasses und der Liebe, der Anziehung und Abstoßung des Eros und des Eris beruht, als dem Grundgesetze der aus dem alten Urgrunde in ihr Nichts ewig kreisenden und zurückkehrenden Naturkraft. Die spätere Atomenlehre, von welcher der Materialismus der Neuern seine Molecülchen entlehnt hat, lag schon deutlich in dem alten Chaos der Kosmogonie. Einzelne Weltweise nur erhoben sich unter ihnen, mit Verwerfung und Verabscheuung der alten vaterländischen Götterlehre, zu einem höhern Begriff von dem unter der äußern groben Hülle und todten Masse verborgenen einfachen Grundwesen der Natur; welches sie bald als Wasser, als Flamme, oder alles belebende Luft bezeichneten und verehrten, ohne doch das Licht, als das reinste von allem, was bloß Natur ist, als solches zu erkennen; ohne auch dem Wasser oder dem Feuer alle die geistigen Eigenschaften, Bedeutungen und Kräfte beizulegen, welche die persische und nordische Kosmogonie in ihnen findet. Die Verehrung der Elemente, bei den Persern und Germanen der wesentlichste Theil ihrer Götterlehre, ist überhaupt der reinere und geistigere Theil des alten Naturglaubens, und nicht zu verwechseln mit dem rohen, bei den Griechen so allgemein herrschenden Materialismus, welcher die Welt aus Atomen oder dem Chaos entstehen läßt, und die Natur in ihrer unerschöpflichen Zeugungskraft und Fruchtbarkeit bloß als ein unendliches Thier begreift. Jene geistigere Ansicht der Natur nun war dem größern Theile der Griechen bei aller ihrer sinnreichen Künstlichkeit fremd und verborgen; gemein aber war sie den, ungeachtet der klimatischen Verschiedenheit auch sonst noch durch Sprache und manche Lebenseinrichtung und Sitte verwandten Persern und Germanen.

Tragisch allerdings ist auch die Edda, wie denn jede Naturverehrung und Naturbetrachtung allein und ohne vollständige Gotteserkenntniß in gesunden und starken Seelen nothwendig auf eine durchaus tragische Weltansicht leitet. So sind auch die größten unter den Dichtern des Alterthums, ungeachtet aller äußern Klarheit und Heiterkeit der Darstellung, im innersten Gefühl, wie oft bemerkt worden, tragisch. Das Licht der Hoffnung und

der wahren Freude kann auch in der Poesie und in den Spielen der Einbildungskraft allein ausstrahlen von jener Sonne der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Liebe, welche den Alten nur sehr unvollkommen bekannt, und größtentheils verhüllt war.

Tragisch also ist die nordische Götterlehre, aber von ganz anderer Art freilich ist dieses Tragische als die düstre Melancholie des nebelvollen und meistens gedankenleeren Ossian. Gefallen ist Balder, der liebenswürdigste unter Odins Söhnen, einem unvermeidlichen Tode zum Opfer. Odin selber, der Ahnherr der Helden, der Urheber alles Göttlichen und Lichten wird unterliegen in dem letzten Kampfe gegen die hereinbrechenden Mächte der Finsterniß; so weissagen alte Seher, während er selbst noch die edelsten unter den sterblichen Helden durch einen frühen Tod in sein Walhalla versammelt, um desto mehr Mitkämpfer zu haben, auf jenen großen Tag der Entscheidung, den auch er voraussieht, ohne ihm entfliehen zu können. Dieses Tragische der nordischen Götterlehre aber wirkt um so inniger, um so sanfter und rührender, weil auch wieder so viel Freudiges, alles was die Liebe Zartes und Schönes, der Frühling und die Natur Heiteres und Großes, das Heldenthum Fröhliches und Muthiges hat, darin verwebt ist.

Indessen bleibt die Edda, nach allem was Suhm, Sandtwig, Thorkelin und Nyerup für die Erhellung des nordischen Alterthums geleistet haben, immer noch mehr ein Studium, als Gegenstand des unmittelbaren poetischen Genusses. Es bedarf hier, als Mittelspersonen solcher Dichter, welche Klarheit und Reichthum mit Tiefe verbinden, und dadurch im Stande sind, die geheimnißvollen Sagen und Lieder der Edda in leicht verständlichen und den äußeren Sinn wie das innere Gefühl ansprechenden Dichtungen allen anschaulich zu entfalten.

Solche von Odins Geiste wahrhaft beseelte Dichter und Skalden rühmt sich Dänemark auch jetzt noch zu besitzen, wie denn unstreitig in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, während die Poesie bei den andern Völkern Europa's schon zu erlöschen und zu ersterben schien, keine andere Nation nächst der deutschen so ausgezeichnete Dichter hervorge-

bracht, die Poesie so lebhaft und fruchtbar angebaut hat, als die dänische.

Wir haben in der That Unrecht gehabt, dieß bis jetzt nicht mehr zu beachten und zu benutzen, da jene im Norden einheimischen Dichter der Quelle in mancher Hinsicht näher stehen, und wenn man sie auch nur als Wegweiser zur Edda betrachten will, so würden sie schon als solche sehr schätzbar sein und allen Dank verdienen.

Ein geistvoller dänischer Schriftsteller, Grundtwig, dessen Werk: „Nordens Mytologi eller Udsigt over Eddalaeren, **1808**" als eine belehrende Einleitung in dieses ganze Studium betrachtet werden kann, giebt uns folgende kurze und reichhaltige Schilderung der neuern dänischen Dichtkunst, in so fern dieselbe auf die nordische Götterlehre sich bezieht.

„Ewald dichtete seinen Balder, und eine dunkle Ahnung von der Herrlichkeit des Nordens sprach sich in diesem Gedichte aus; aber der Dichter selbst stand außerhalb der Welt, die er darstellen wollte, und deßfalls konnte er von denen um so leichter begriffen werden, die gleichfalls außer ihr standen."

„Der männliche Pram fand, daß Thor doch wohl anders aussehen möge in der Natur als in jener Umgebung, in welcher er selbst leben und seine Weisen singen mußte. Er sah die Kraft des Nordens im Stärkodder sich entfalten, und oft hat es mich geschmerzt, daß er sich abwandte von

„Der Muse, die einst die Skalden des Nordens
Begeistert zum kunstlosen freien Gesang,
Von Kämpfen, und wie ein Held oft bezwang
Die felshohen Riesen;"

denn er, rund um sich her ein weichliches und entartetes Zeitalter erblickend, mußte in die leider wahre Betrachtung ausbrechen:

„Kein Herz wird Dein rauschender Klang gewinnen!
Wer achtet's, wenn Deine Donner beginnen?
Sie fürchten und flieh'n Dich, und ehren Dich nicht."

„In dichterischer Verzweiflung wandte er sich nun auf die Seite des klaren Verstandes, und obwohl er zu viel Dichtergeist

in sich hatte, um diesem kalten und rauhen Schulmeister immer zu gehorchen, so verschloß sich doch nun sein Auge vor den herrlichen Gesichten, welche sonst auf dem Punkte, wo er stand, ohne Zweifel sich ihm hätten enthüllen müssen."

„Was soll man sagen von den übrigen, welche zu der Periode gehören, die man bisweilen nicht erröthete, das goldene Zeitalter der dänischen Poesie zu nennen; vielleicht weil selbst das reinste Gold in ihr Glanz und Gewicht verlor. Eine Periode, wo alle, welche einen gereimten, oder reimfreien Vers schreiben konnten, oder zur Noth ein sangbares Lied, sich selbst untereinander recht stattlich als Dichter und Skalden begrüßten. Was konnte der Norden von solchen erwarten! Er hatte Ursache, sie zu fürchten, denn einige von ihnen wollten in Ewalds und Prams Spuren treten, und versahen sich zu diesem Endzweck mit geringeren oder größeren Ladungen von Götternahmen und Fabelworten. Wenn sie sich dann recht in ihrer Kraft zeigen wollten, so streuten sie diese blindlings und auf's Gerathewohl umher; überzeugt, daß wo sie auch hinfallen möchten, es immer an der rechten Stelle sein würde. Die Leser, welche Sinn hatten für das wahrhaft Große und Schöne, mußten sich mit Ekel wegwenden von dieser mythologischen Spielerei. Während die preiswürdigen Säemänner erschrocken und beinahe versteinert da standen, daß die leeren Hülsen in dem Schutt nicht aufwachsen und hundertfältig Früchte tragen wollten entstand das unglückliche Vorurtheil, daß die nordische Götterlehr wohl nur ein leerer Wörterkram ohne Bedeutung sein müsse weil man sie so lange, und das zwar ohne Widerspruch zu finden als einen solchen auftreten ließ."

„Baggesen war zu sehr Dichter, um jenen ähnlich zu sein welche sich aus den Redensarten der Edda Stelzen zusammenstückten, damit man sie für groß halten sollte. Und doch, mit Schmer erkenne ich es, muß die Beleidigung, welche er den Göttern des Nordens anthat, fast für größer gehalten werden, als die jener andern, denn er konnte beleidigen, und that es, indem er die alten Götter willkührlich, als wären sie sein Eigenthum, behandelte, ihnen die Narrenkappe aufsetzte und sie dem großen Haufen zum Gelächter Preis gab."

„So standen die Götter unsrer Väter mit abgefallnen Kronen und zerbrochnem Scepter da, bis der Skalde Oehlenschläger es von neuem wagte, sie da aufzusuchen, wo sie stehen und in einem Glanze strahlen, den kein Schatten verdunkeln, und kein Schleier dem Auge des Dichters verbergen kann. Wohl glaubte er sie bisweilen auch da zu finden, wo nur ihre Schattenbilder waren; wohl hat er ihnen bisweilen einen fremden, mit dem Golde des Südens durchwirkten Purpurschmuck geliehen, den seine eigne künstliche Hand webte, weil er allzu eilfertig den ihnen eignen übersah. Aber was er bis jetzt nicht sah, das wird er gewiß in der Folge sehen, denn er kann es; und geschähe es auch nicht, so würde ihm doch ewig der Ruhm bleiben, daß er der Erste war, welcher den Norden wieder für seine Götter begeisterte und ihnen eine Tracht verlieh, welche ihre Hoheit verkündete."

Wir können diesem Nahmen auch noch den des Beurtheilers Grundtwig selbst hinzufügen, der sich in seinem Gedichte von Freys und Gerda's Liebe, als Dichter im vollsten Sinne des Worts bewährt hat.

Diesen dänischen Nachfolgern und Sängern der Edda können wir aber jetzt auch einen deutschen Skalden zugesellen. Es ist der „Held des Nordens," vom Freih. Friedrich von Fouqué, von dem ich rede. In diesem vom Geiste Odins beseelten und durchdrungenen Werke, stellt sich die nordische Dichtkunst in ihrer ganzen Herrlichkeit und Schöne dem Auge dar.

Die Gesinnung, in welcher das Werk gedichtet ward, spricht sich am besten in folgenden Versen der Anrede aus:

„Ach hättet Ihr die edlen Väter drum,
Und nur die Väter ganz allein befragt,
Uns würde längst statt frühem Morgenroth
Des Tages warmer Sonnenschein umleuchten.
Ihr wolltet's anders, Fremde fragtet Ihr,
Und schuft Euch ein verkrüppeltes Gebild
Ausländ'scher Sitte."

Das Gedicht enthält in drei dramatischen Darstellungen die vollständige Sage vom Sigurd nach den skandinavischen Quellen.

Außer der Wolsunga Saga und andern gedruckten isländischen Saga's sind auch einige noch ungedruckte zur ältern Saemunda Edda gehörige Stücke, wie eine Sigurdur und Brynhildar Quida benutzt worden. Es ist uns das Ganze dieser Sage um so merkwürdiger, da ihr geschichtlicher Inhalt derselbe ist, wie im deutschen Nibelungen-Liede, nur hier und da im Einzelnen abweichend und anders gewendet. Im ersten Stück, Sigurds Heldenthaten und Abentheuer, seine zwiefache Liebe, Unglück und Tod. Im zweiten, die Rache um seine Ermordung, und der Untergang der Helden in Attila's Burg. Das dritte Stück, Aslauga, behandelt die Schicksale seiner nachgelassenen Tochter, die lange unbekannt und als Hirtin lebend, dann König Regner Lodbrocks Gemahlin ward, und von der die noch vorhandenen altdänischen Lieder singen. Die dramatische Form, welche der deutsche Dichter gewählt hat, war diesem Stoff vielleicht nicht wesentlich nothwendig. Eine erzählende, epische Form hätte auch gewählt werden können, doch hat die dramatische Form bei der poetischen Bearbeitung der alten Sagen wenigstens den Vorzug, daß alles was darin liegt, und was sonst vielleicht nicht zur Klarheit gelangen und unentwickelt bleiben würde, desto vielseitiger und anschaulicher dem Leser vor Augen gestellt werden kann. Wir glauben den deutschen Dichter am besten zu ehren, wenn wir ihn selbst gar nicht trennen von seinem Werke. So sagt er selbst:

„Die Sage will ihr Recht, ich schreit' ihr nach;
Wer sie verkleidet will, der folg' uns nicht!"

Die Künstler-Eitelkeit muß man überhaupt dem Theater überlassen, und derjenigen Poesie, welche der Mode dient. Es ist das große Vorrecht der Heldensage, daß sie nicht bloß ein künstliches Werk ist, von einem Einzelnen ersonnen und gemacht, sondern durch viele Geschlechter von Dichtern und die wandelnden Zeiten hindurch lebendig fortwirkend, wie der Geist der Natur, und keinem sterblichen Meister allein eigen, noch seiner Willkühr gehorchend. In diesem heiligen Haine alter Dichtkunst brach der deutsche Sänger sich seinen ewig grünenden Kranz von vaterländischem Eichenlaube. Ohne daher sein eignes großes Dichterver-

dienst im Einzelnen weiter ausführlich zu entwickeln, wenden wir unser Auge auf das Werk selbst.

Vergleichen wir nun die Deutschen Nibelungen mit diesen nordischen, so besteht der Vorzug des deutschen Gedichts in dem sanfteren Geiste der christlichen Ritterstte, welcher das Ganze wohlthätig umschwebt und das Einzelne mildert. In den nordischen Nibelungen dagegen fühlt sich eine tiefere Bedeutung und Ahnung der Natur. Unmittelbar aus der Quelle rauscht hier ein Strom von Wehmuth, Sehnsucht und Liebe an uns vorüber und weckt die alten Erinnerungen. In Flammen thront die Helden-Jungfrau, Sigurds erste Geliebte. Nachdem Unheil und Rache alles vertilgt und verschlungen hat, strahlt noch über der wüsten Stätte des vollendeten Trauerspiels, wie ein milde versöhnendes Licht neuer Hoffnung, Aslauga empor, das Kind der herrlichsten Liebe, durch wunderbare Fügung nachmahls die junge Königin des dänischen Helden. Brynhildis vor allen, die nordische Gestalt, tritt herrlicher hier hervor, als in dem deutschen Gedicht; in diesem dagegen erscheint Attila nicht so abschreckend furchtbar und grausam, sondern in einem vielleicht für die Geschichte allzu günstigen Lichte. Der edle milde Rüdiger stellt uns einen Ritter und christlichen Helden dar, wie das nordische, in der innersten Ansicht und Gesinnung wirklich noch ganz heidnische Gedicht ihn gar nicht kennt und nicht darbieten kann. So haben beide Darstellungen der Einen Sage eine jede ihre eigenthümlichen Vorzüge und Localfarben.

Wie kam aber überhaupt der nordische Sigurd in jene ursprünglich doch am Rhein unter fränkischen und burgundischen Helden, und in Attila's Reiche an der Donau spielende Geschichte? Hierauf läßt sich etwa folgende Antwort geben. Ursprünglich mochte die Sage von den Nibelungen und vom Attila, zuerst wohl in gothischen Liedern besungen, dann auch lateinisch niedergeschrieben, oder in sächsischer Sprache nachgedichtet, auf jenen Kreis beschränkt sein. Im Laufe der Zeiten aber konnte begreiflicher Weise manches anfänglich nicht dazu Gehörende hinein verwebt werden. Der dänische Held, welcher im südlichen Jütland herrschte, war doch eigentlich den nördlichen Deutschen, besonders

den Sachsen, so fremd und entlegen nicht. Selbst jener Siegfried, welcher den Wittichind, den Heerführer der Sachsen, in ihren Kriegen gegen Karl den Großen, bei sich aufnahm und schützte, konnte die Erinnerung an den ältern Siegfried erwecken, und überhaupt den Ruhm dieses Nahmens und der jütischen Helden auch unter den Sachsen und Deutschen zu verbreiten beitragen.

Es möchte dann vielleicht durch einen frühern und nicht ganz so starken aber ähnlichen Anachronismus, wie in die letzte in Oesterreich vollendete Gestaltung des Nibelungen-Liedes in hochdeutscher Sprache, der dort einheimische Lieblingsheld Rüdiger, so in eine ältere vielleicht sächsische oder sonst norddeutsche Abfassung des Gedichtes, der jütische Sigurd aufgenommen worden sein. Ein Anachronismus bleibt es immer; denn was die nordische Sage auch von diesem Sigurd Fabelhaftes erzählt, er erhält seine ziemlich bestimmte historische Stelle durch die Vermählung seiner Tochter Aslauga mit dem dänischen König Regner Lodbrok vom Jahre **730—794.** Wenn dem Sigurd Ring, dem König der Dänen, welcher unmittelbar vor Regner Lodbrok herrschte, selbst in der Geschichte einiges beigelegt wird, was offenbar dem andern jütischen Sigurd, dem fabelhaften Drachentödter, Faffnersbane, gehört, und aus der deutschen Sage entlehnt ist; so kann man die Aehnlichkeit und Vergleichung noch weiter fortführen, und sich daran erinnern, wie es allerdings auch nicht leicht sein dürfte, durch Sage und Geschichte hindurch, zwischen den beiden österreichischen Rüdigern immer zu unterscheiden, und genau zu bestimmen, was jedem von ihnen gebührt. Anachronismen dieser Art finden sich auch in den Heldengedichten der Alten, und zwar aus ähnlichen Gründen einer nationalen Vorliebe, oder einer wenn gleich poetischen doch zugleich auch patriotischen Absicht. Bekannt ist das Beispiel vom Aeneas und der Dido, welche der Dichter in Liebe vereint, während der trojanische Held in der Geschichte doch um einige Jahrhunderte älter ist als seine Geliebte. Es würden selbst in den Homerischen Gedichten vielleicht sich ähnliche Anachronismen finden, wenn wir eben so gut im Stande wären, diese Lieder geschichtlich zu commentiren, als es uns oft leicht fällt, sie kritisch zu meistern.

Die nordische Sage, wie glücklich auch die von ihr erfüllten und ihr folgenden Sänger sie verjüngen, und wie anschaulich sie dieselbe auch darstellen mögen, bleibt doch immer nur Sage, Erinnerung alter Zeiten, Nachhall der Vorwelt. Was das Wesentliche darin ist, der daraus athmende freie Naturgeist, die in unser aller Herzen tief eingewurzelte und eigenthümliche nordische Gefühlsweise, das tritt uns viel näher noch im Shakespeare entgegen, greift unmittelbar ein in unsere Welt, und wird wieder Leben und Gegenwart. Mit Recht ist er deßhalb der Lieblingsdichter nicht bloß der Engländer, sondern überhaupt aller Völker von germanischer Abkunft; ausgenommen, wo man hier und da durch einen angelernten ausländischen und undeutschen Modesinn dem angestammten Charakter der Nation und dem eignen bessern Gefühle schon untreu geworden ist.

Was soll man viel zum Lobe dieses großen Künstlers anführen? Er ist ein Mann unter den Dichtern, während so viele derselben das ihnen gern gestattete Vorrecht ewiger Jugend oder Kindheit nur allzu buchstäblich annehmen, benutzen oder mißbrauchen. Von ihm kann es heißen, wie Hamlet von dem alten Könige sagt:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Ich werde nimmer seines Gleichen seh'n."

Selbst dem Kinde klar und verständlich, für die Jugend anziehend und wundervoll, bleibt er vorzugsweise der Freund und Lebensgefährte des Mannes, der Vertraute seiner Gedanken und seiner ernsteren Gefühle. Treu begleitet der Dichter ihn noch über die Mitte des Lebens hinaus, wenn schon manche andere Gesellschafter, die uns in der Jugend anzogen, leer erscheinen, und wir nicht mehr recht begreifen können, warum sie uns so wohl gefielen. Dieser sein voller Werth bleibt dem Dichter, was man auch über einzelne Flecken oder sogenannte Geschmacklosigkeiten, die doch meistens nur auf Mißverstand beruhen, sagen mag.

Es giebt ein ähnliches Beispiel auf einem andern von jenem poetischen weit entfernten Gebiete der Geisteswerke. Wie sehr auch diejenigen, welche das goldene Zeitalter der römischen Sprache nur in den Redensarten des Cicero erblicken, die silberne Schreibart

des Tacitus tadeln, und die Spuren eines schon sinkenden und entarteten Geschmackes darin entdecken mögen; Tacitus wird vorzugsweise vor allen andern Geschichtswerken das ewige Handbuch und Lehrbuch denkender Staatsmänner und ernster Beobachter der Weltgeschichte bleiben. Der Vergleich könnte zu weit entlegen scheinen, indessen findet sich doch ein Berührungspunkt, wo beide denkende Darsteller zusammen treffen. Denn nie ist wohl seit Tacitus der Charakter eines Tyrannen mit solcher Tiefe geschildert worden, als der Heinrich des Achten von Shakespeare. Und zwar mit so weniger Uebertreibung, mit solcher äußern Abgemessenheit in den Ausdrücken und Farben, daß die königliche Tochter, Elisabeth, dieses Gemählde vor ihren Augen aufgestellt zu sehen ertragen konnte. Heinrich war ungeachtet der innern Heftigkeit und Grausamkeit seiner Gemüthsart an Formen gebunden, er spielte zunächst den Tyrannen in der eignen Familie und in der Umgebung seines Hofes; er herrschte aus dem Dunkel seines Cabinets, und mußte oftmahls Umwege gehen; so ward er schon durch seine Lage verschlossen, wenn er es auch von Natur nicht gewesen wäre. Einen Charakter von gleicher Herrschsucht und Willkühr, aber ganz anderer Natur, einen kriegerischen, über alle Formen wegschreitenden, heroischen Tyrannen stellt uns Shakespeare in Richard dem Dritten dar. (A. W. Schlegel's Uebersetzung, **10. Th. 1810.**) Man hat die starke Darstellung stellenweise sogar übertrieben und unwahrscheinlich finden wollen. Aber so urtheilen nur diejenigen, welche die Tiefen des Menschen nicht kennen, oder die es nicht bequem finden, diese Tiefen dargestellt zu sehen. Wer das Leben in seinen großen Verhältnissen beobachtet hat, und über die Geschichte nachdenken will, wird die Schilderung nur allzu wahr und wahrscheinlich finden. In dem großen Lebensgemählde, welches Shakespeare uns vor Augen bringt, sehen wir eine ganze Welt sich vor uns bewegen; die Geister der Vorwelt erscheinen wie im Hintergrunde vorüberwandelnd, und eine ferne Zukunft wird sich von diesen bedeutenden Gestalten und Bildern noch getroffen fühlen und sich selbst darin erkennen.

Diese Eigenschaft, an die wir nur vorübergehend in einigen auffallenden Beispielen erinnern wollten, daß Shakespeare nähm-

lich unter allen Dichtern, die jemahls waren, der tiefste und größte Kenner des Menschen, und aller Tiefen des menschlichen Gemüthes sei, ist ihm selbst von seinen Gegnern und Verächtern noch niemahls streitig gemacht worden.

Und damit ist ihm dann freilich ein hoher und bleibender Werth zugestanden, welcher von den Regeln des Theatergeschmacks ganz unabhängig ist, und in einer ganz andern Region liegt, als die, in welcher die gewöhnliche Schaubühne ihr Wesen treibt.

Wäre Shakespeare nichts weiter als der erste und vortrefflichste Dichter der britischen Bühne, so dürfte es schwer halten, die Streitfrage über seinen künstlerischen Werth mit allgemeiner und siegender Uebereinstimmung so bald zur Entscheidung zu bringen. Denn das scheint nun einmahl unvermeidlich, daß eine jede Nation, welche Charakter hat, und sich eines ihre geistigen Kräfte vereinenden großen Mittelpunktes erfreut, sobald dramatische Vergnügungen oder Kunstversuche bei derselben in Gang kommen, für ihr besonderes, dem Nationalsinn angemessen gestaltetes Theater, eine ganz ausschließende, gegen die Vorzüge der Andern oft blinde und ungerechte Vorliebe hegen wird. Man nehme nur einen Franzosen und einen Deutschen, welche über die gegenseitigen Vorzüge von Goethe und Schiller, oder von Corneille und Racine mit einander streiten, und es wird sich leicht ermessen lassen, wie lange der Streit fortgeführt werden kann, ehe er zum Ende kommt; nähmlich so zu Ende, daß einer den andern wirklich überzeugt, oder auch nur daß beide einander verstehen. Selbst die Menge der theoretischen Arbeiten und Ansichten über die dramatische Kunst giebt dem Streit bei so schwer auszurottenden Vorurtheilen noch mehr Nahrung. Fast möchte es noch leichter möglich scheinen, über verschiedene Glaubensmeinungen sich zu verstehen, als in den Theaterstreitigkeiten eine Entscheidung zu geben, die beide Partheien befriedigen könnte, da gewöhnlich keine von ihren Grundsätzen oder Vorurtheilen auch nur um ein Haarbreit nachgeben will. Der Franzose geht in der Vorliebe für seine tragischen Dichter so weit, daß er sie sogar den griechischen, dem Sophokles und Euripides an die Seite zu stellen wagt. Eine Parallele, die freilich in Frank-

reich, wo nur einzelne Gelehrte das griechische Alterthum kennen, leichter durchzuführen ist, als in andern Ländern, in denen, wie in England und Deutschland, die Kenntniß der alten Dichter als ein wesentliches Stück der Geistesbildung und Erforderniß einer guten Erziehung betrachtet wird, und unter den höhern Ständen wenigstens allgemein verbreitet ist. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glaubte, daß Spanier und Engländer, weil sie mit solchen Parallelen nicht so zudringlich und anmassend sind, an ihrem Calderon oder Shakespeare weniger fest hingen. Wie sollten sie auch nicht, da diese großen Dichter ihrer Bühne vollkommen kundig und mächtig, dem besondern Bedürfniß ihrer Nation so ganz entsprechen!

Erklärten wir uns nun mit entschiedener Vorliebe für den Shakespeare, so geschah es eben deßwegen, weil er noch etwas anderes und etwas ungleich größeres ist, als ein dramatischer Dichter. Daß er Regel auch für unsre deutsche Bühne sein könnte, glaube ich nicht, weil ich dafür halte, daß jede Bühne ihre eigne, der Nation und Zeit gemäße Regel und Form sich selbst finden und gestalten muß. Ob die Regel unsrer Bühne schon vollständig entdeckt und aufgefunden sei oder nicht, lasse ich dahin gestellt sein. Daß Shakespeare's Form nicht ohne große Einschränkungen und Abweichungen für uns anwendbar sei, scheint auch unser Schiller in seiner letzten Zeit hier und da mit Deutlichkeit bis in das Einzelne gefühlt zu haben, obwohl er zunächst von jener Form, so wie er dieselbe begriffen hatte, ausging.

Ein höherer Werth als irgend eine Form verleihen kann, liegt in dem großen Geist und dem tiefen Gehalt des britischen Dichters. Will man indessen in diese ihm eigenthümliche Form eingehen und beobachten, wie sein Geist sich dieselbe angebildet und nach seinem Bedürfniß gestaltet habe, so wird man sie merkwürdig genug finden, und auch überall auf Beweise stoßen, daß derselbe umfassende und durchdringende Verstand, welcher ihn vor allen andern Dichtern in der Auffassung des Menschen und des Lebens auszeichnet, ihn auch bei der Abfassung und Einrichtung seiner Werke keinesweges verlassen hat. Beweise dieser Art finden sich reichlich in dem altenglischen Theater, Berlin **1811**, womit

Ludwig Tieck den Freunden des Dichters ein willkommenes Geschenk gemacht. „Perikles," wovon es historisch erwiesen, und auch bei den zweifelsüchtigsten Kritikern keinem Zweifel unterworfen ist, daß er von Shakespeare herrührt, obwohl aus einer frühern Zeit als die reifern Werke, ist ganz einem poetischen Holzschnitte zu vergleichen; mehr Forderungen und andere, darf man nicht daran machen, aber die Vorzüge, die ein solcher etwa aus Dürers Zeit, in der Kunst behaupten kann, besitzt er als Gedicht in vollem Maaße. Von solchen geringen Anfängen begann Shakespeare, und wie viele Stufen mußte er nicht durchwandelt haben, ehe er zu jener Reife des Geistes, und Sicherheit in der Ausführung gelangte, welche wir in den spätern Werken bewundern. Der „Flurschütz von Wakefield," nicht von Shakespeare, aber aus jener Zeit, die ihn hervorbrachte, und sehr bezeichnend für dieselbe, ist durchaus eine Volkskomödie, ausgezeichnet durch die fröhliche Kraft und die treuherzige Laune, welche darin herrscht. Die dramatischen Vorgänger und Nebenbuhler Shakespeare's waren meistens nicht etwa rohe Naturgenies, sondern überkünstliche Pedanten, welche in einer affectirten Schreibart, wie auf Stelzen dem Seneca oder einigen Franzosen nachstolperten. Shakespeare schloß sich ganz an die neben jenen verfehlten Bestrebungen doch noch übrig gebliebene alte Volkskomödie; eine Gattung, die, obwohl wenig beachtet, doch auf die Ausbildung der dramatischen Kunst bei den gebildeten Nationen auch des Alterthums vielen Einfluß gehabt hat, und von der selbst geringe Ueberbleibsel als Denkmahl nationaler Sitte schätzbar sind, Aufmerksamkeit und Begünstigung verdienen. Aus diesem Standpunkte und in Beziehung auf Shakespeare, erhält das genannte Stück Werth und Bedeutung.

Das merkwürdigste in jener Sammlung aber ist der alte „König Johann." Wer irgend, wenn er den Dichter kennt, noch Zweifel hegen sollte, ob diese ältere Bearbeitung auch von Shakespeare herrühre, darf nur die Scenen von dem jungen Arthur lesen, wie er geblendet werden soll, und dann wie er aus dem Gefängnisse entspringen will und stirbt. Eben diese Scenen, mit der spätern Bearbeitung verglichen, können vorzüglich zum Beweise dienen, wie glücklich und mit welcher Ueberlegung und Sorgfalt

der große Meister die eignen Werke zu vollenden und vollkommner auszubilden verstand. Die Darstellung ist auch dort wahr, einfach, rührend, tragisch; aber die Motive sind oft mehr allgemein und rednerisch, wenn man sie vergleicht mit jenen Zügen, die der kindlichen Natur abgelauscht, eben weil sie so naiv sind, bei diesem schmerzlichen Anblick der leidenden Unschuld, in's Innerste der Seele treffen; dieß gilt besonders von der Scene, wo er geblendet werden soll, und Hubern endlich bewegt, den grausamen Befehl unerfüllt zu lassen. Bei der Scene, wo Arthur stirbt, möchte man fast für die ältere Bearbeitung entscheiden.

Eben dieser Dichter, welcher die Tiefen des Herzens wie kein anderer an's Licht zu ziehen und in unserer eigenen Brust zu erschüttern weiß, umfaßte mit seinem hellen Verstande die ganze Mannichfaltigkeit des wundervollen Menschenlebens. Seit den Homerischen Gedichten hat die Poesie kein Weltgemählde hervorgebracht wie das, welches Shakespeare uns vor Augen stellt; so reich und lebendig, so umfassend groß, und so treu in den einzelnen Zügen. Er ist der dramatische Homer des Nordens, aber eines spätern, gebildeten, unsers Nordens; einer nicht mehr bloß durch die freie Naturkraft allein, sondern zugleich auch durch den Verstand beherrschten, gestalteten und vielfältig verwickelten Welt.

So haben wir versucht, die vaterländische Dichtkunst bis zu der Wurzel und ihrem nordischen Stamm hinauf zu verfolgen. Welche Früchte derselbe alte Stamm, unter einen südlichern Himmel versetzt, schon in frühern Zeiten getragen; welche er wohl noch, ohne daß seiner Natur zu viel Gewalt geschehe, tragen könne, verdient eine eigene Betrachtung, die wir uns für die Folge vorbehalten.

4.

Nachtrag über Shakespeare's ältere dramatische Werke.

In der Abhandlung über nordische Dichtkunst machten wir unsere Leser schon aufmerksam auf einige von Tieck in dessen alt-englischem Theater übersetzte Jugendstücke von Shakespeare, die man gewöhnlich unter dem Nahmen der unächten verworfen, und von den meisten Ausgaben des Dichters ausgeschlossen hat; und über den eigenthümlichen Charakter und älteren Styl dieser früheren dramatischen Werke des großen Dichters wollen wir hier noch einiges zu jenen Bemerkungen hinzufügen.

Von mehreren dieser Stücke ist es historisch gewiß und erwiesen, auch von den gründlicheren Kritikern eigentlich nie bezweifelt worden, daß sie von ihm herrühren, obwohl aus früherer Zeit als die allgemein anerkannten. Von einigen andern aber ist dasselbe in einem so hohen Grade wahrscheinlich, daß diese innere Wahrscheinlichkeit für Gewißheit gelten kann. Dieß gilt vor allen andern von dem ältern König Johann. Dieses Stück, welches niemand, der den Dichter kennt, ihm wird absprechen wollen, kann im Vergleich mit der spätern Bearbeitung zum Beweise dienen, mit welcher Sorgfalt der große Meister die eignen

Werke zu überarbeiten und zu vollenden verstand. „Nur in der Scene, wo Arthur stirbt," hieß es in jenem Aufsatze über nordische Dichtkunst, „möchte man fast für die ältere Bearbeitung entscheiden."

Arthurs Monolog, ehe er von der Mauer herabspringt, und dann, nachdem er den unglücklichen Sprung gewagt und die Glieder gebrochen hat, lautet folgendergestalt:

Arthur (auf der Mauer).

„Nun Glück! hilf meinen Vorsatz mit begünst'gen,
Quäl' nicht mit noch mehr Elend meine Jugend!
Das Leben wag' ich, Freiheit zu gewinnen,
Und sterb' ich, hat die Noth der Welt ein Ende.
Furcht will den kühnen Entschluß mir verleiden;
Ich fehle wohl, und dann fall' ich hinab,
Und wenn ich falle, ist der Tod gewiß.
Nein, laß es lieber, lebe im Gefängniß.
Gefängniß, sagt' ich? Lieber Tod als das!
Muth und Vertrauen kommen mir zurück.
Nur muthig! dieser Sprung gilt Leben oder Tod."

(Er springt und zerschmettert sich; bleibt dann eine Weile betäubt).

„Ach! weh! ist niemand da? O, nehmt mich auf!
Wo ist meine Mutter? Laßt mich mit ihr reden. —
Wer thut so weh mir? — Redet! — Seid ihr fort? —
Ach, armes Kind, ich bin hier ganz allein. —
Die Mutter rief ich! Hab' ich denn vergessen:
Im Fall, im Fall starb meiner Mutter Sohn?
Wie wird sie weinen, hört sie meinen Tod!
Ja Tod. Gott, die Gebeine sind gebrochen.
Die Seele, süßer Jesu, nimm, vergieb den Fürwitz;
Die Mutter tröste, vor Verzweifeln hilf ihr,
Wenn sie mein jämmerliches Ende hört."
„Die Zunge will dem Herzen nicht mehr dienen,
Die Lebenskraft flieht den zerbrochnen Leib;
Ich sterb', ich sterb', Gott, nimm die flieh'nde Seele
Und treffe alles Glück dich, liebe Mutter!"

(Er stirbt.)

Diese Stelle mag zugleich denen, welche noch Zweifel hegen, ob das alte Stück auch wirklich von Shakespeare herrühre, die-

selben benehmen. Denn welcher andere als Er könnte sie wohl gedichtet haben? In der neuern Bearbeitung stehen, anstatt des ganzen Monologs nach dem Sprunge, bloß folgende Verse:

„Weh! meines Oheims Geist ist in dem Stein;
Nimm, Gott, die Seel', und England mein Gebein!"

Hier ist allerdings für den Leser, und bloß als Gedicht beurtheilt, das Uebergewicht ganz auf Seiten der ältern Bearbeitung. Ich glaube, der Dichter hat den Monolog abgekürzt, und dessen Schönheit aufgeopfert, in Rücksicht, daß er zu lang war, um in dieser peinlichen Lage auf der Bühne gesprochen zu werden. Wie reich muß der sein, welcher solche Schönheiten aufzuopfern, und sie durch andere zu ersetzen im Stande ist! Merkwürdig ist auch, wie in der Scene im Gefängniß zwischen Hubert und Arthur, der eben geblendet werden soll, im alten Stück der edle Knabe alle Beweggründe, um seinen Peiniger zu besänftigen, meistens von Gott hernimmt und von den furchtbaren Strafen, welche die ewige Gerechtigkeit den Unthaten solcher Grausamkeit vorbehält. In dem neuen Stücke sind diese obwohl großen und wahrhaft poetischen aber allgemeinen Motive meistens bei Seite gelassen, dagegen ist das Rührende der kindlichen Bitten mit einer Wahrheit heraus gehoben, die jedes Herz erschüttert und alle Saiten des Gefühls aufregt.

Wenn der Uebersetzer der älteren Bearbeitung des „König Johann" jedoch überhaupt den Vorzug vor der neuern geben will, so kann ich ihm darin nicht beistimmen. Ich finde vielmehr in der erstern, ungeachtet der angeführten Stellen und so vieler andern, welche die Aechtheit des Werkes über alle Zweifel erheben, im Einzelnen viele Rohheit, besonders in den Scenen, wo Mönche und Nonnen mit so gröblicher Satyre von dem launenhaften Bastard mißhandelt werden. Vorzüglich aber in dem Ganzen des Stücks ist ein weniger tiefer und allgemeiner Geist. In dem ältern ist die Hauptsache ein gewisser beschränkter Patriotismus und altenglischer Haß gegen das Papstthum. Es geht der Sinn des Ganzen zusammen in die Schlußverse:

„Wenn Englands Pairs und Bürger einig werden,
Kann Frankreich, Spanien und Papst sie nicht gefährden." —

Der Herausgeber setzt die Abfassung des Stücks, unmittelbar nach der Zerstörung der spanischen Armada. Eine jenem Zeitraume ganz entsprechende patriotische Absicht und Gesinnung ist unverkennbar darin. In dem spätern Stücke fällt jene beschränkte Beziehung weg, und es ist das Herrschende neben dem furchtbar Tragischen in dem Wechsel des großen und königlichen Lebens, die innere Nichtigkeit und Erbärmlichkeit der meistentheils alle Politik bestimmenden Ansichten und Beweggründe. Es ist eine aus der tiefsten Menschen- und Völker-Kenntniß geschöpfte bittre Satyre über das verworrne Treiben der gewöhnlichen Welt und Staatsleute, wobei der Haß gegen die päpstliche Macht so ganz untergeordnet ist, daß die Stellvertreter derselben unter den übrigen politischen Menschen bloß als die klügsten und verständigsten erscheinen. In jeder Rücksicht ist die spätere Bearbeitung des „König Johann" ein Beweis von den Fortschritten des Dichters, nicht bloß in der Kunst, die er übte, sondern auch in der Erkenntniß der Welt und des Menschen.

Unter den übrigen dramatischen Stücken, welche uns das altenglische Theater übersetzt liefert, ist der „Flurschütz von Wakefield" als nicht von Shakespeare in der Abhandlung über nordische Dichtkunst aufgeführt worden. Und dieses zwar weil sich gar keine historischen Beweise oder Spuren über den Ursprung und Verfasser dieses Stücks vorfinden. Sonst wäre es Shakespeare's nicht unwürdig; nicht bloß durch die heitere Laune und Kraft der Darstellung, sondern auch wegen des klaren Verstandes, der darin herrscht. Durch diese letzte Eigenschaft erschien es mir vor einer Reihe von Jahren, da ich es zuerst kennen lernte, als ein unstreitiges Werk von Shakespeare. Ich hielt dieses deswegen für ein hinreichendes Kennzeichen, da es in der That schwer halten möchte, ein anderes englisches Drama aus jener Zeit aufzuzeigen, welches mit Verstand gedichtet und doch erwiesen von einem andern nahmentlich bekannten Verfasser wäre. Weil aber nähere Nachweisungen mangeln, habe ich dieses da-

hin gestellt sein lassen wollen. Solche Anzeigen sprechen unter den Stücken, welche der eben erschienene zweite Theil des alt=englischen Theaters enthält, einigermaßen für den „lustigen Teu=fel von Edmonton," den wir nach innrer Wahrscheinlichkeit Sha=kespeare'n nicht zueignen würden. Warum aber sollte er unter den ersten jugendlichen Versuchen nicht auch einen haben hervorbrin=gen können, der mehr an das Gewöhnliche und beinah Gemei=ne gränzt; da wir an dem alten „König Lear" ein Beispiel se=hen, daß er zu dieser Zeit sogar in das Mittelmäßige verfallen konnte, vielleicht um sich dem Vorbilde eines beliebten Bühnen=dichters zu nähern, und sich seiner eignen, über das Maaß der Breter hinaus schreitenden Größe zu entäußern? — Denn dar=in stimme ich dem Uebersetzer ganz bei, wenn er dieses letzte Stück ohne Anstand dem Shakespeare zuschreibt, weil sich alle seine An=gewöhnungen, die er nie ganz abgelegt hat, so viele ihm ganz eigne Wendungen, Redefiguren und Manieren darin wieder finden.

Unter allen diesen für zweifelhaft gehaltenen und wahr=scheinlich aus seiner ersten Jugend herrührenden Stücken, ist das wichtigste der „Lokrine," welches nach historischer und nach innerer Wahrscheinlichkeit für gewiß und unstreitig ächt gelten kann. Ueber dieses herrliche Trauerspiel und seinen poetischen Werth bin ich mit dem Uebersetzer am meisten einverstanden. Es ist nach sei=ner Muthmaßung das früheste von Shakespeare's dramatischen Gedichten, geschrieben noch ehe er London und dessen Theater ge=sehen hatte, mit patriotischer Beziehung auf die innren Unruhen, welche in der letzten Lebenszeit der Maria Stuart, England in Partheien theilten und fremde Landungen befürchten ließen. Die Ungeschicklichkeit des Werkes für die Bühne fällt jedem auf; da=bei aber sind große Schönheiten unverkennbar. Des Dichters Vor=liebe für das riesenhaft Große und wunderbar Seltsame offenbart sich hier auf's deutlichste; die meisten Reden erinnern an die vom rau=hen Pyrrhus im „Hamlet," die unstreitig aus einem frühern Schau=spiele des Dichters entlehnt ist; und es enthält das Gedicht über=haupt, wie im Embryo, die meisten der spätern Werke Shakespeare's. — So ungefähr urtheilt Tieck, in der Vorrede über den Lokrine, und ich finde nur, daß er sich noch lange nicht entschieden und

stark genug ausdrückt über den poetischen Werth dieses hohen tragischen Gedichts. Sollte ich den Gang des Shakespeare in wenigen Worten bezeichnen, so würde ich den Lokrine, den Romeo, die Reihe der historischen Heldenschauspiele, und dann den Lear nennen, als die Hauptstufen seiner großen Laufbahn. Lokrine darf in dieser Reihe nicht fehlen, und weicht als erster Anfang an innerer Größe keinem der nachfolgenden, obwohl in der Ausführung viel reiferen Werke. Sichtbar herrschend ist schon im Lokrine jener dem Shakespeare eingeborne, und ihn nie verlassende Hang, die schneidendsten Gegensätze und den harten Wechsel des Weltlaufs in ihrer ganzen Härte, kurz das Räthsel des Lebens in seinen großen Verhältnissen, recht als tragisches Räthsel aufzufassen und darzustellen. Hier im ersten Aufschwunge scheint die strenge und starre Größe des jugendlich kühnen Dichtergeistes vielmehr geeignet, die gebrechliche Bühne mit ihrem gewaltigen Schritt zu zertreten, als eine flüchtig angenehme, vorübergehend glänzende Erscheinung darauf hervorzurufen. Eben darum ist dieses Werk unter allen andern Jugendstücken Shakespeare's, für dessen Verständniß überhaupt am wichtigsten. Es zeigt uns, in welcher unermeßlichen Weite von der Bühne, für die er schrieb, und von der Welt, die er darstellte, der Dichter selbst entfernt und ganz geschieden stand; zeigt uns, in welchem Zustand der Herablassung und der Selbstverläugnung dieser Riesengeist sich begeben mußte, da er sich ausschließend der Bühne anschmiegen wollte, so weit auch diese, wie sie damahls in England war, noch erhaben sein mochte über das, was wir jetzt Theater nennen. Dieser Abstand ist recht sichtbar, wenn man nicht etwa den älteren Lear, der einigen zweifelhaft scheinen möchte, sondern die unstreitig von dem Dichter herrührenden Stücke, den Perikles und den ältern König Johann mit der tragischen Größe des Lokrine vergleicht. Und doch ist selbst in diesem der Zwang in so weit fühlbar, daß es kein Erguß der eignen Leidenschaft ist, was den Dichter in seinem Darstellen begeistert, sondern ein Streben, die äußre ihm so fremde Welt, recht wahr, wie sein scharfer Verstand ihre wunderbare Verwirrung aufgefaßt hatte, mit treuen, ja mit harten und grellen Zügen hinzustellen.

Noch deutlicher aber zeigt sich der wahre Sinn, in welchem der Dichter dieses eigentlich herbe, und ganz mit dem Verstand erfaßte, und ohne Schonung und Milderung ausgeführte Gemählde der Welt entwarf, und der weite Abstand dessen, was er darstellte, von seinem inneren Zartgefühl, in seinen lyrischen und idyllischen Gedichten, von denen wir wohl demnächst auch eine recht treue und sorgfältige Uebertragung wünschen möchten. Denn sie enthalten vor allem den unentbehrlichen Schlüssel für das innere Verständniß des Dichters; dessen eigenes inneres Gefühl wir in ihnen ganz rein und unvermischt von äußerer Darstellung erkennen lernen. Merkwürdig ist es für sein ganzes Streben, daß er diese von der Bühne und unmittelbaren Wirkung ganz entfernte, frei spielende Poesie, worin er vorzüglich dem Spenser folgt, durchgehends für die höhere, ja fast für die einzige zu halten scheint, die des Nahmens würdig sei, während er das dramatische Gebiet, worin er selbst der höchste Meister war, fast mit Geringschätzung und ungerecht bei Seite setzt. Im Drama selbst hat er, wenn gleich er sich zunächst an die Volkskomödie, so wie überall auch an die alten Volkslieder anschloß, wenn gleich er besonders in der Jugend eine große Vorliebe hatte für italienische Novellen und für alles südlich Romantische, dennoch keine andere äußere Anregung und keinen Gegenstand mit so tiefem Ernst und mit solcher Begeisterung ergriffen, als die Heldenchronik seiner Nation. Die Reihe der heroischen Schauspiele, die er daraus bildete, ist fast ein episches Gedicht zu nennen, und überschreitet auf jeden Fall, wie der Dichter selbst es hier und da fühlt und zugiebt, die engen Gränzen der Bühne.

Diese und ähnliche Betrachtungen bewogen uns, den Dichter, der unter seiner Nation entschieden der erste dramatische, und als solcher von den Dichtern keiner andern Nation übertroffen worden ist, noch unter einen ganz andern und größern Gesichtspunkt zu stellen, und neben der vollendeten dramatischen Kunst, auch eine viel höhere Poesie in ihm zu erkennen, die in ihrem Grundgefühl eine allgemein nordische und wahrhaft deutsche ist.

Auch für unsere Zeit insonderheit, wo die Liebe zur Poesie sich in mancherlei einseitige Neigungen zerstreut und zersplittert hat, könnte dieser Dichter am besten dienen, die verschiedenen Partheien zu vereinigen. Alle diejenigen, welche von den Alten mehr nur die äußere Form und Kunst ergriffen haben, als die innere heroische Größe und Fülle der Fantasie, kurz die, welche in das steife Antikische mehr oder minder verirrt sind, werden so lange das bloße Wohlgefallen an einem rhythmischen Sylbengeräusch die Liebe zur Poesie selbst noch nicht ganz bei ihnen verdrängt und verlöscht hat, bei dieser noch am ersten durch den Shakespeare festgehalten, dessen innerer Geist den antikgesinnten unter den neueren Dichtern in jeder Hinsicht am meisten zusagt. Die andere neben der antikischen in unserer Poesie herrschende Hauptsecte bilden jene, welche Unwissenheit und Mangel an Studium für den sichersten und untrüglichsten Beweis von Genie halten, gerade das, was sich gar nicht nachahmen läßt, immer zuerst nachahmen und nachäffen wollen, das Kindliche unaufhörlich mit dem Kindischen, und das Volksmäßige mit dem Pöbelhaften verwechseln, und statt der goldenen Leier Apollo's, oder des nordischen Heldengesanges, jenen bekannten, ursprünglich nur dem blauen Montag angehörigen, neupoetischen Dudelsack überall einführen und allgemein herrschend machen möchten. Shakespeare, der große, tiefdenkende Meister in aller wahren Volkspoesie, kann mit seinem Gewicht und unwiderstehlichen Gewalt am besten dazu dienen, diese Modegeburten der Laune, diese ephemeren Kleinigkeiten des Tages bei Seite zu schaffen.

Noch andere in unserer Poesie haben allerdings ein besseres und edleres Streben, indem sie das Pöbelhafte eben so sehr vermeiden, als das todte Antikische. Sie haben auch darin wohl nicht Unrecht, wenn sie das Romantische als den eigentlichen Lebensgeist der Poesie, und diese Sphäre als die angemessenste für unsere jetzige deutsche Dichtkunst betrachten. Nur wird die Poesie, obwohl es an sich wahr ist, daß sie ein Spiel der Fantasie sein soll, wenn man bloß und allein diese spielende Seite ergreift, allzuoft und allzusehr durch schwächliche und kindische Erzeugnisse herabgewürdigt; wenn nicht auch die tragische Heldengröße, jener

tiefe Ernst des Lebens und der Weltgeschichte hinzukommt, welchen Shakespeare uns in so mannichfaltigen Gestalten, so verständlich klar und nah vor Augen bringt. Durchgehends romantisch ist Shakespeare's Poesie allerdings. Er vermeidet das gezwungen Gelehrte und Antikische, was auch zu seiner Zeit schon vielfach um sich griff, mit eben der sichtbaren Abneigung, als das bloß Moderne, der Mode und Gegenwart dienende, was unvermeidlich entweder in's süßlich Fade, in das jämmerlich Weinerliche, oder auch in das Wilde und Rohe, immer aber in das Gemeine und Platte ausartet. Es war die Wahl und die Sinnesart des großen Dichters, welche ihn auf das Romantische lenkte; denn von allen jenen Abarten finden sich unter den übrigen für die Bühne schreibenden Dichtern seiner Zeit Beispiele im Ueberfluß. Bloß durch etwas mehr Kraft und eine kühnere Freiheit unterscheiden sie sich von den gewöhnlichen Noth- und Hülfs-Dramen unserer Bühne. Romantisch, aber auf die rechte Art, nicht bloß spielend, auch mit Tiefe, mit Ernst und Größe, und im vollsten reichsten Sinne des Worts ist dagegen Shakespeare's Poesie. Möge sie darin wenigstens der unsrigen zum Vorbilde dienen.

Für die Bühne ist es fruchtlos, fremde Formen nachahmen zu wollen. Jede Nation muß sich hier selbst die ihr angemessene Regel finden; und in der tragischen Kunst dürfte dieses rechte Maß, Ziel und Gewicht für uns weit eher auf dem lyrischen Wege zu suchen und zu finden sein, als auf dem historischen des Shakespeare. Calderon, so sonderbar dieß auch auf den ersten Blick scheinen mag, steht uns den reifsten Erfahrungen zufolge für die Bühne und höhere Form der dramatischen Kunst viel näher als der britische Dichter. Aber ganz abgesehen von dieser besondern Rücksicht und allen daraus hervorgegangenen falschen Nachbildungsversuchen, betrachte ich aus den angeführten Gründen den Shakespeare als die allgemeine Grundlage alles bessern deutschen Kunstgefühls. Von einem gründlichen Studium und Verständniß dieses Dichters, der noch gar nicht allgemein verstanden wird, kann die allmählige Ausbildung eines solchen höheren Sinnes für Poesie am besten beginnen, und dann werden auch alle die bezeichneten Partheien und Abwege in unserer Literatur mehr

und mehr sich verlieren und verschwinden. In die Kinderstube des ehemahligen französischen Geschmacks, zu der sogenannten Poetik eines Boileau, Batteux oder Gottsched, noch jetzt wieder zurückkehren zu wollen, das ist nun einmahl nicht ausführbar; obgleich es bei der allgemeinen Anarchie auch im Gebiete der Kunst und des Schönen nicht zu verwundern ist, wenn selbst für diesen Rückweg sich noch einzelne Stimmen hier und da erheben. Aber nicht auf solche Weise rückwärts, sondern obwohl durch Rückkehr und Vergangenheit bereichert, vorwärts geht der Weg.

II.

Neue Kunst und Literatur.

II.

1.

Charakteriſtik der Meiſteriſchen Lehrjahre von Goethe.

1798.

Ohne Anmaßung und ohne Geräuſch, wie die Bildung eines ſtrebenden Geiſtes ſich entfaltet, und wie die werdende Welt aus ſeinem Innern leiſe emporſteigt, beginnt die klare Geſchichte. Was hier vorgeht, und was hier geſprochen wird, iſt nicht außerordentlich, und die Geſtalten, welche zuerſt hervortreten, ſind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die ſich aus den Verſtrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um ſich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das ſchöne Feuer ſeiner erſten Liebe einer Schauſpielerin weiht. Indeſſen ſteht alles gegenwärtig vor unſern Augen da, lockt und ſpricht uns an. Die Umriſſe ſind allgemein und leicht, aber ſie ſind genau, ſcharf und ſicher. Der kleinſte Zug iſt bedeutſam, jeder Strich iſt ein leiſer Wink und alles iſt durch helle und lebhafte Gegenſätze gehoben. Hier iſt nichts, was die Leidenſchaft heftig entzünden, oder die Theilnahme ſogleich gewaltſam mit ſich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften, wie von ſelbſt, in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter geſtimmt war. So bleibt auch wohl eine Landſchaft von einfachem und unſcheinbarem Reiz, der eine ſeltſam ſchöne Beleuchtung, oder

eine wunderbare Stimmung unsers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, sonderbar hell und unauslöschlich in der Erinnerung. Der Geist fühlt sich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leise und vielfach angeregt. Ohne sie ganz zu kennen, hält er diese Menschen dennoch schon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder sich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden sei. Es geht ihm damit wie der Schauspielergesellschaft auf ihrer lustigen Wasserfahrt mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte sie schon gesehen haben, weil sie aussehen wie Menschen und nicht wie Hinz oder Kunz. Dieß Aussehen verdanken sie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung; denn nur bei einem oder dem andern nähert sich diese auf verschiedne Weise und in ungleichem Maaße der Allgemeinheit. Die Art der Darstellung ist es, wodurch auch das beschränkteste zugleich ein ganz eignes, selbstständiges Wesen für sich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen sich gleich bleibenden menschlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu sein scheint. Das ist eben das Sinnvolle und Schöne, worin jeder Gebildete nur sich selbst wiederzufinden glaubt, während er weit über sich selbst erhoben wird; was nur so ist, als müßte es so sein, und doch weit mehr als man fordern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leser Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenspiele, welche den neugierigen Knaben mehr beseligten, als alles andere Naschwerk, als er noch jedes Schauspiel und Bilder aller Art, wie sie ihm vorkamen, mit demselben reinen Durste in sich sog, mit welchem der Neugeborne die süße Nahrung aus der Brust der liebkosenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeschichten von jener Zeit, wo er immer alles zu sehen begehrte, was ihm neu war, und was er gesehen hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen versuchte oder strebte, wichtig, ja heilig; seine Liebe mahlt sie mit den reizendsten Farben aus, und seine Hoffnung leiht ihnen die schmeichelhafteste Bedeutung. Eben diese schönen Eigenschaften bilden das Gewebe seines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menschen zu erheben, aufzu-

klären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen schöneren Zeitalters der vaterländischen Bühne zu werden, für die seine kindliche Neigung, erhöht durch die Tugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporschlägt. Wenn die Theilnahme an diesen Gefühlen und Wünschen nicht frei von Besorgnissen sein kann, so ist es dagegen nicht wenig anziehend und ergetzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reise, auf welche ihn die Väter zum ersten Versuch senden, einem Abentheuer von der Art, die sich ernsthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Wiederschein seines eignen Unternehmens, freilich nicht auf die vortheilhafteste Weise abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dieß seiner Schwärmerei untreu machen könnte. Unvermerkt ist indeß die Erzählung lebhafter und leidenschaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, sich einer ewigen Verbindung mit seiner Marianne so nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung schwärmt, steigt die heiße Sehnsucht, die sich in sich selbst zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken scheint, auf's äußerste, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöscht, und die ganze schöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit diesem so harten Mißlaut schließt das erste Buch, dessen Ende einer geistigen Musik gleicht, wo die verschiedensten Stimmen, wie eben so viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder sich vor uns entfalten sollen, rasch und heftig wechseln; und der schneidende Abstich kann die erst weniger, dann mehr, als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zusatz von Ungeduld heilsam würzen, ohne doch je den ruhigsten Genuß des Gegenwärtigen zu stören, oder auch die feinsten Züge der Nebenausbildung, die leisesten Winke der Wahrnehmung zu entziehen, die jeden Blick, jede Miene des durch den Schleier des Werks, sichtbar hervorschauenden Dichtergeistes zu verstehen wünscht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausstrebe, sondern auch das Auge nach einem großen Gesichtspunkt die Entfernung sinnlich berechnen, und die weite Aussicht einigermaßen umgränzen könne, steht der Fremde da,

der mit so vielem Recht der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich, wie eine Erscheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, so verschieden sein mag, wie von der Möglichkeit, die er sich träumt, dient er zum Maaßstab der Höhe, zu welcher das Werk noch steigen soll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunst eine Wissenschaft, und das Leben eine Kunst sein wird.

Der reife Verstand dieses gebildeten Mannes ist wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geschieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief ist der Uebergang nicht milde, und der Contrast zwischen seiner Poesie und Mariannens prosaischer, ja niedriger Umgebung ist stark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks ist das erste Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahlerischen Gegensätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen hellern Licht gezeigt wird; und die kleineren deutlich geschiednen Massen bilden mehr oder weniger jede für sich ein mahlerisches Ganzes. Auch gewinnt er schon jetzt das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vorsagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehen, daß er erst spät, oder nie als Mann handeln wird; so verspricht doch seine gränzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen, und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geist einen so hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Versuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günstige Schicksal, oder ein erfahrner Freund von großem Ueberblick günstig beisteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt; so müssen seine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweite Buch beginnt damit, die Resultate des ersten

muſikaliſch zu wiederhohlen, ſie in wenige Punkte zuſammen zu drängen, und gleichſam auf die äußerſte Spitze zu treiben. Zuerſt wird die langſame, aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poeſie ſeiner Kinderträume mit ſchonender Allgemeinheit der Darſtellung betrachtet. Dann wird der Geiſt des theilnehmenden Leſers, der mit Wilhelmen in dieſe Tiefe geſunken, und mit ihm gleichſam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, ſich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenſchaftlichſte Erinnerung an Mariannen, und durch des Jünglings begeiſtertes Lob der Dichtkunſt, welches die Wirklichkeit ſeines urſprünglichen Traums von Poeſie durch ſeine Schönheit bewährt, und uns in die ahnungsvollſte Vergangenheit der alten Heroen und der noch unſchuldigen Dichterwelt verſetzt.

Nun folgt ſein Eintritt in die Welt, der weder abgemeſſen noch brauſend iſt, ſondern gelinde und leiſe, wie das freie Luſtwandeln eines, der zwiſchen Schwermuth und Erwartung getheilt, von ſchmerzlichſüßen Erinnerungen zu noch ahnungsvollern Wünſchen hinüber ſchwankt. Eine andre Scene öffnet ſich und eine neue Welt breitet ſich lockend vor uns aus. Alles iſt hier ſeltſam, bedeutend, wundervoll und von geheimen Zauber umweht. Die Ereigniſſe und die Perſonen bewegen ſich raſcher und jedes Kapitel iſt wie ein neuer Act. Auch ſolche Ereigniſſe, die nicht eigentlich ungewöhnlich ſind, machen eine überraſchende Erſcheinung. Aber dieſe ſind nur das Element der Perſonen, in denen ſich der Geiſt dieſer Abtheilung aus dem ganzen, und wie ein Syſtem in einander gefügten und gegliederten Lebensgemählde, am klarſten offenbart. Auch in ihnen äußert ſich jene friſche Gegenwart, jenes magiſche Schweben zwiſchen Vorwärts und Rückwärts. Philine iſt das verführeriſche Symbol der leichteſten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die luſtige Geſellſchaft vollzählig ſei, repräſentirt der blonde Friedrich die geſunde kräftige Ungezogenheit. Alles, was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte, wie aus einer unbekannten bodenloſen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch ſüßere Schauer und gleichſam ein ſchönes Grauſen erregt

das wunderbare Kind, mit dessen Erscheinung die innerste Springfeder des sonderbaren Werks plötzlich frei zu werden scheint. Dann und wann tritt Mariannens Bild hervor wie ein bedeutender Traum; plötzlich erscheint der seltsame Fremde und verschwindet schnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nähmlich ganz in ihrer natürlichen Gestalt. Die schwerfällige Eitelkeit dieser Anempfinderin contrastirt artig genug gegen die Leichtigkeit jener zierlichen Sünderin. Ueberhaupt gewährt uns die Vorlesung des Ritterstücks einen tiefen Blick hinter die Coulissen des theatralischen Zaubers, wie in eine komische Welt im Hintergrunde. Das Lustige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende sind im Finale wunderbar verwebt, und die streitenden Stimmen tönen grell nebeneinander. Diese Harmonie von sittlichen Dissonanzen ist noch schöner als jene Musik der Gefühle, mit welcher das erste Buch endigte; sie ist entzückender und doch zerreißender, sie überwältigt mehr und sie läßt doch besonnener.

Es ist schön und nothwendig, sich dem Eindruck eines dichterisch darstellenden Werkes ganz hinzugeben, den Künstler mit uns machen zu lassen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu bestätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln, oder streiten dürfte, zu entscheiden und zu ergänzen. Dieß ist das erste und das wesentlichste. Aber nicht minder nothwendig ist es, von allem Einzelnen wegdenken zu können, das Allgemeine schwebend zu fassen, eine Masse zu überschauen, und das Ganze festzuhalten, selbst dem Verborgensten nachzuforschen und das Entlegenste zu verbinden. Wir müssen uns über unsre eigne Liebe erheben, und was wir bewundern, in Gedanken vernichten können; sonst fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Unendliche und mit ihm der Sinn für die Welt. Warum sollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blattes betrachten und sich ganz in diese Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende Hülle, das bunte Kleid der schönen Erde, ist für den Menschen, der ganz Mensch ist und so fühlt und denkt, anziehend, er mag

auch gern untersuchen, wie die Schichten im Innern aufeinander liegen, und aus welchen Erdarten sie zusammengesetzt sind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunkt wo möglich, und möchte wissen, wie das Ganze beschaffen, wie es gebaut und gebildet ist. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm fesseln lassen, mögen am liebsten dem nachspähen, was er unserm Blick entziehen oder doch nicht zuerst zeigen wollte, und was ihn doch am meisten zum Künstler macht: die geheimen Absichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beim Genius, dessen Instinkt zur Willkühr geworden ist, nie zu viele voraussetzen können.

Der angeborne Trieb des durchaus organisirten und organisirenden Werks, sich zu einem Ganzen zu bilden, äußert sich in den größeren wie in den kleineren Massen. Keine Pause ist zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck ist, wird es nicht unrichtig sein, den ersten Theil, unbeschadet seiner Beziehung auf das Ganze, als ein Werk für sich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenstände aller Gespräche und aller gelegentlichen Entwicklungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menschen und ihrer Umgebung sehen; so fällt in die Augen, daß sich alles auf Schauspiel, Darstellung, Kunst und Poesie beziehe. Es war so sehr die Absicht des Dichters, eine nicht unvollständige Kunstlehre aufzustellen, oder vielmehr in lebendigen Beispielen und Ansichten darzustellen, daß diese Absicht ihn sogar zu eigentlichen Episoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorstellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine systematische Ordnung in dem Vortrage dieser dichterisch dargestellten und darstellenden Naturlehre der Poesie und dichtenden Kunst finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeschichte und Bildungslehre. Wie nähmlich Wilhelm in diesem Abschnitt seiner Lehrjahre mit den ersten und nothdürftigsten Anfangsgründen der Lebenskunst beschäftigt ist; so werden hier auch die einfachsten Ideen über die schöne Kunst, die ursprünglichen Facta, und die rohesten Versuche, kurz die Elemente der Poesie vorgetragen;

die Puppenspiele, diese Kinderjahre des gemeinen poetischen Instinkts, wie er allen gefühlvollen Menschen auch ohne besonderes Talent eigen ist; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Versuche machen und beurtheilen soll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poesie, die Künste der Gaukler, die improvisirte Komödie auf der Wasserfahrt. Aber nicht bloß auf die Darstellungen des Schauspielers, und was dem ähnlich ist, beschränkt sich diese Naturgeschichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantischen Gesängen offenbart sich die Poesie auch als die natürliche Sprache und Musik schöner Seelen. Bei dieser Absicht mußte die Schauspielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben diese Kunst nicht bloß die vielseitigste, sondern auch die geselligste aller Künste ist; und weil sich hier vorzüglich Poesie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einsame Werkstätte des bildenden Künstlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgesonderten Künstlerstand mehr bilden.

Obgleich es also den Anschein haben möchte, als sei das Ganze eben so sehr eine geschichtlich lebendige Philosophie der Kunst, als ein Kunstwerk oder Gedicht, und als sei alles, was der Dichter mit solcher Liebe ausführt, als wäre es sein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel; so ist doch auch alles Poesie, reine, hohe Poesie. Alles ist so gedacht und so gesagt, wie von einem, der zugleich ein reichbegabter Dichter und ein vollendeter Künstler wäre; und selbst der feinste Zug der Nebenausbildung scheint für sich zu existiren und sich eines eignen selbstständigen Daseins zu erfreuen; sogar gegen die Gesetze einer kleinlichen unächten Wahrscheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunst, als das Metrum, um von jedermann für erhabene Poesie anerkannt zu werden? Ueberall werden uns goldne Früchte in silbernen Schalen gereicht. Diese wunderbare Prosa ist Prosa und doch Poesie. Ihre Fülle ist zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung ist ohne eigensinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieses Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des gesellschaftlichen

Lebens genommen sind, so gefällt er sich auch in seltsamen Gleichnissen, welche eine Merkwürdigkeit aus diesem oder jenem ökonomischen Gewerbe, und was sonst von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poesie am entlegensten scheint, dem Höchsten und Zartesten ähnlich zu bilden strebt.

Man lasse sich also dadurch, daß der Dichter selbst die Personen und die Begebenheiten so leicht und launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sei es ihm nicht der vollste Ernst. Man darf es nur auf die höchsten Begriffe beziehen, und es nicht bloß so nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunkt des gesellschaftlichen Lebens genommen wird, als einen Roman, wo Personen und Begebenheiten der letzte Endzweck sind. Denn dieses durchaus neue und in seiner Art einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Forderungen zusammengesetzten und entstandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das ist, als wenn ein Kind Mond und Gestirne mit der Hand greifen und in sein Schächtelchen packen will.

Eben so sehr regt sich das Gefühl gegen eine schulgerechte Kunstbeurtheilung des herrlichen Gewächses. Wer möchte ein Gastmahl des feinsten und ausgesuchtesten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umständlichkeit recensiren? Eine sogenannte Recension des „Meister“ würde uns immer erscheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald spazieren kommt, und den Philine mit dem Guckguck vertreibt.

Vielleicht soll man es also zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu sein scheint. Glücklicherweise ist es eben eines von den Büchern, welche sich selbst beurtheilen und den Kunstrichter sonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt sich nicht nur selbst, es stellt sich auch selbst dar. Eine bloße Darstellung des Eindrucks würde daher, wenn sie auch keines der schlechtesten Gedichte von der beschreibenden Gattung sein sollte, außer daß sie überflüssig sein würde, sehr den Kürzern ziehen

müssen; nicht bloß gegen den Dichter, sondern sogar gegen den Gedanken des Lesers, der Sinn für das Höchste hat, und ohne Wissenschaft das Rechte kennt.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zusammenhang täuscht dieser Roman eben so oft, als er sie erfüllt. Wer aber lebendigen Sinn für den organischen Zusammenhang des Daseins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielseitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, welche uns Wilhelmen so anziehend macht, fühlt gleichsam die Persönlichkeit und den lebendig eigenthümlichen Geist des Werks, und je tiefer er forscht, je mehr innere Beziehungen oder Verwandtschaften, und geistigen Zusammenhang entdeckt er in demselben. Hat irgend ein Buch einen Geist und im Innern waltenden Genius, so ist es dieses. Hätte sich dieser auch im Ganzen wie im Einzelnen selbst charakterisiren können; so dürfte niemand weiter sagen, was eigentlich daran sei, und wie man das Ganze nehmen solle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüßig scheinen, da trotz jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werkes fast allgemein seltsam und unbefriedigend, und eines und das andre in der Mitte überflüßig und unzusammenhängend gefunden wird, und da selbst der, welcher das anerkannte Götterrecht des Dichters und einer dichterischen und geistig gebildeten Willkühr zu unterscheiden und zu ehren weiß, beim ersten und beim letzten Lesen etwas Isolirtes fühlt, als ob bei der schönsten und innigsten Uebereinstimmung und Einheit nur die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht absprechen kann, wird sich in vieles lange nicht finden können; denn bei fortschreitenden Naturen erweitern, schärfen und bilden sich Begriff und Sinn oft nur gegenseitig.

Ueber die eigentliche Structur und den innern organischen Zusammenhang des Werks muß der verschiedene Charakter der einzelnen Massen viel Licht geben können. Doch darf sich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen gesetzmäßig fortzuschreiten, eben nicht in's unendlich Kleine verlieren. Sie muß vielmehr, als wären es schlechthin einfache Theile,

bei jenen größern Massen stehen bleiben, deren Selbstständigkeit sich auch durch ihre freie Behandlung, Gestaltung und Verwandlung dessen, was sie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre absichtslose Gleichartigkeit und ursprüngliche Einheit der Dichter selbst durch das absichtliche Bestreben, sie durch sehr verschiedenartige, doch immer poetische Mittel zu einem in sich vollendeten Ganzen zu runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung ist der Zusammenhang, durch diese Einfassung ist die Verschiedenheit der einzelnen Massen gesichert und bestätigt; und so wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein System für sich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortschreitung sind ungefähr überall dieselben. Auch im zweiten Bande locken Jarno und die Erscheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im ersten Bande, unsre Erwartung und unser Interesse in die weite Ferne, und deuten auf eine noch nicht sichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet sich mit jedem Buch eine andere Scene und eine neue Welt; immer kommen die alten Gestalten verjüngt wieder; und es enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in sein eigenthümliches Wesen. Das dritte Buch, welches sich durch das frischeste und fröhlichste Colorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin ersten Kuß eine schöne Einfassung wie von den höchsten Blüthen der noch keimenden, und der schon reifen Jugendfülle. Wo so unendlich viel zu bemerken ist, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was schon da gewesen ist, oder mit wenigen Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen ist, bedarf der Erläuterungen, die aber keinesweges alles allen hell und klar machen sollen. Sie dürften vielmehr eben dann richtig genannt zu werden verdienen, wenn sie dem, welcher den Meister ganz versteht, schon bekannt, und dem, welcher ihn gar nicht versteht, eben so gemein und leer, wie das was sie erläutern wollen, vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb versteht, auch nur halb verständlich wären, ihn über einiges aufklärten, über andres aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Un-

ruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subjekt wenigstens seiner Halbheit, so viel das möglich ist, inne werde. Der zweite Band insonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigsten; er ist der reichste, und zugleich der reizendste; er ist voll Verstand, aber doch sehr verständlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunst ist dieser Band für Wilhelmen der höhere Grad der Versuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber kostbaren Erfahrungen. Freilich laufen seine Vorsätze und seine Handlungen vor wie nach in parallelen Linien neben einander her, ohne sich je zu stören oder zu berühren. Indessen hat er doch endlich das gewonnen, daß er sich aus der Gemeinheit, die auch den edelsten Naturen ursprünglich anhängt oder sie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder sich doch aus ihr zu erheben ernstlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerst bloß in seinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbstvernichtung seiner ersten Künstlerhoffnung, und sich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe strebte, sollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne sein; daß das Edle und Vornehme sein vorzüglichstes Augenmerk ward, sollte es auch nur die Repräsentation eines nicht sehr gebildeten Adels sein. Anders konnte der Erfolg dieses seinem Ursprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch so unschuldig und neu war. Daher mußte das dritte Buch eine starke Annäherung zur Komödie erhalten; um so mehr, als es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntschaft mit der Welt, und den Gegensatz zwischen dem Zauber des Schauspiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauspielerlebens in das hellste Licht zu setzen. In den vorigen Massen waren nur einzelne Züge entschieden komisch, etwa ein paar Gestalten zum Vorgrunde oder ein Etwas in noch unbestimmter Ferne. Hier ist das Ganze, die Scene und Handlung selbst von dieser Art; ja man möchte es eine komische Welt nennen, da des Lustigen darin in der That unendlich viel ist, und da die Adelichen und die Komödianten zwei abgesonderte Corps bilden, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtre-

ten darf, und die auf das drolligste gegen einander manövriren. Die Bestandtheile dieses Komischen sind keineswegs vorzüglich fein und zart und edel. Manches ist vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Contrast zwischen den schönsten Erwartungen und einer schlechten Bewirthung. Der Gegensatz zwischen der Hoffnung und dem Erfolge, der Einbildung und der Wirklichkeit spielt hier überhaupt eine große Rolle; die Rechte der Wirklichkeit werden mit unbarmherziger Strenge durchgesetzt, und der Pedant bekommt sogar Schläge, weil er doch auch ein Idealist ist. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn sein College, der Graf mit gnädigen Blicken, über die ungeheure Kluft der Verschiedenheit des Standes; der Baron darf an geistiger Albernheit und die Baronesse an sittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin selbst ist höchstens eine reizende Veranlassung zu der schönsten Rechtfertigung des Putzes; und diese Adelichen sind, den Stand abgerechnet, den Schauspielern nur darin vorzuziehen, daß sie gründlicher gemein sind. Aber diese Menschen, die man lieber Figuren als Menschen nennen dürfte, sind mit leichter Hand und mit zartem Pinsel so hingedruckt, wie man sich die zierlichsten Caricaturen der edelsten Mahlerei denken möchte. Es ist eine bis zum Durchsichtigen gebildete Albernheit. Dieses Frische der Farben, dieses kindlich Bunte, diese Liebe zum Putz und Schmuck, dieser geistreiche Leichtsinn und flüchtige Muthwillen haben etwas, was man Aether der Fröhlichkeit nennen könnte und was zu zart und fein ist, als daß der Buchstabe seinen Eindruck nachbilden und wiederhohlen dürfte. Nur dem, der vorlesen kann, und sie vollkommen versteht, muß es überlassen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke schwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen, die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieser sich selbst belächelnde Schein von Würde und Bedeutsamkeit in dem periodischen Styl, diese scheinbare Nachlässigkeiten und Tautologien, welche die Bedingungen so vollenden, daß sie mit dem Bedingten wieder Eins werden, und, wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu sagen oder sagen zu wollen scheinen, dieses höchst Prosaische mitten in der poetischen Stimmung des dargestellten oder komödirten Sub-

jects, der absichtliche Anhauch von poetischem Prunke bei sehr prosaischen Veranlassungen: sie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Accent.

Vielleicht ist keine Masse des Werks so frei und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch ist nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno giebt Wilhelmen und dem Leser eine mächtige Glaubensbestätigung an eine würdige große Wirklichkeit und ernstere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein schlichter trockner Verstand ist das vollkommne Gegentheil von Aureliens spitzfindiger Empfindsamkeit, die ihr halb natürlich ist und halb erzwungen. Sie ist durch und durch Schauspielerin, auch von Charakter, sie kann nichts, und mag nichts, als darstellen und aufführen, am liebsten sich selbst, und sie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beide haben nur Verstand, denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maaß von Scharfsinn; aber es fehlt ihr so ganz an Urtheil und an Gefühl des Schicklichen, wie dem Jarno an Einbildungskraft. Es sind sehr ausgezeichnete, aber fast beschränkte, durchaus nicht großartige oder edle Menschen; und daß das Buch selbst auf jene Beschränktheit so bestimmt hindeutet, beweist, wie wenig es bloß Lobrede auf den Verstand sei, als es wohl anfänglich scheinen könnte. Beide sind sich so vollkommen entgegengesetzt, wie die tiefe innige Marianne und die leichte allgemeine Philine; und beide treten gleich diesen stärker hervor, als nöthig wäre, um die dargestellte Kunstlehre mit Beispielen und die Verwicklung des Ganzen mit Personen zu versorgen. Es sind Hauptfiguren, die jede in ihrer Masse gleichsam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß sie Wilhelms Geist auch bilden wollen, und sich seine gesammte Erziehung vorzüglich angelegen sein lassen. Wenn nun gleich der Zögling trotz des redlichen Beistandes so vieler Erzieher in seiner persönlichen und sittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben scheint, als die äußere Gewandtheit, welche er sich durch den mannichfaltigen Umgang und durch die Uebungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt; so macht er doch, dem Anscheine nach, in dem,

was wir Kunst nennen, bedeutende Fortschritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfaltung seines Geistes als auf fremde Veranlassung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuosen kennen, und die künstlerischen Gespräche unter ihnen sind, außer daß sie ohne den schwerfälligen Prunk der sogenannten gedrängten Kürze, unendlich viel Geist, Sinn und Gehalt haben, auch wahre Gespräche; vielstimmig und in einander greifend, nicht bloß einseitige Scheingespräche. Serlo ist in gewissem Sinne ein allgemeingültiger Mensch, und selbst seine Jugendgeschichte ist, wie sie sein kann, und sein soll bei entschiedenem Talent und eben so entschiedenem Mangel an Sinn für das Höchste. Darin ist er Jarno gleich; Beide haben am Ende doch nur das Mechanische ihrer Kunst in der Gewalt. Von den ersten Wahrnehmungen und Elementen der Poesie, mit denen der erste Band Wilhelmen und den Leser beschäftigte, bis zu dem Punkt, wo der Mensch fähig wird, das Höchste und das Tiefste zu fassen, ist ein unermeßlich weiter Zwischenraum, und wenn der Uebergang, der immer ein Sprung sein muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden sollte; durch welchen Dichter konnte dieß wohl schicklicher geschehen, als durch den, welcher vorzugsweise der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade diese Seite des Shakespeare wird von Wilhelmen zuerst aufgefaßt, und da es in dieser Kunstlehre weniger auf seine große Natur als auf seine tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit ankam, so mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu so vielfachem und interessanten Streit, was die verborgne Absicht des Künstlers, oder was zufälliger Mangel des Werks sein möchte, Veranlassung geben kann, als eben dieses, welches auch in die theatralische Verwicklung und Umgebung des Romans am schönsten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit, ein vollendetes Meisterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichsam von selbst aufwirft. Durch seine retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der sein Wesen eben darin setzt, bis zu Verwechselungen verwandt scheinen. Auch ist eben dieser Geist der Betrachtung und der Rückkehr in sich selbst, von dem das Ganze voll ist, so sehr eine gemeinsame Eigenthümlichkeit aller sehr gei-

stigen Poesie, daß dadurch selbst dieses fürchterliche Trauerspiel, welches zwischen Verbrechen und Wahnsinn schwankend, die sichtbare Erde wie einen verwilderten Garten der lüsternen Sünde, und ihr hohles Innres, als den Wohnsitz der Strafe und der Pein darstellt, und auf den härtesten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigstens in Einer Eigenschaft sich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künstlers anneigen kann.

Die in diesem und dem ersten Buche des nächsten Bandes zerstreute Ansicht des Hamlet ist nicht sowohl Kritik als hohe Poesie. Und was kann wohl anders entstehen als ein Gedicht, wenn ein Dichter, als solcher, ein Werk der Dichtkunst anschauend darstellt? Es liegt nicht darin, daß diese Ansicht über die Gränzen des sichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch sei, mehr weiß, als es sagt, und mehr will, als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verschiedenheit des Zwecks und des Verfahrens. Jene poetische Kritik will gar nicht wie eine bloße Inschrift nur sagen, was die Sache eigentlich sei, wo sie in der Welt stehe und stehen solle; dazu bedarf es nur eines vollständigen ungetheilten Menschen, welcher das Werk so lange als nöthig ist, zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit mache. Wenn ein solcher mündliche oder schriftliche Mittheilung liebt, so mag es ihm wohl Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur Eine und untheilbar ist, weitläuftig zu entwickeln, und so entsteht eine eigentliche Charakteristik. Der Dichter und Künstler hingegen wird die Darstellung von Neuem darstellen, das schon Gebildete noch einmahl bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngen, neu gestalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Massen und Stücke theilen, nie in seine ursprünglichen Bestandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt sind, weil sie nicht mehr Einheiten derselben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Massen desselben sein könnten. Auf solche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenstand seiner Kunst, und muß daher seine lebendige Einheit unvermeidlich zerstören, ihn bald in seine

Elemente zersetzen, bald selbst nur als ein Atom einer größern Masse betrachten.

Im fünften Buche kömmt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundsätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtsinn, Aureliens Ueberspannung, des Alten Schwermuth, und Mignons Sehnsucht gehen in Handlung über. Daher die nicht seltne Annäherung zum Wahnsinn, die eine Lieblingsbeziehung und vorherrschender Ton dieses Theils scheinen dürfte. Mignon als Mänade ist ein glänzend lichter Punkt, deren es hier mehrere giebt, aber im Ganzen scheint das Werk von der Höhe des zweiten Bandes zu sinken. Es bereitet sich gleichsam schon vor, in die äußersten Tiefen des innern Menschen zu graben, und von da wieder eine noch größere und schlechthin große Höhe zu ersteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt scheint es an einem Scheidepunkte zu stehen, und in einer wichtigen Krise begriffen zu sein. Die Verwicklung und Verwirrung steigt am höchsten, und auch die gespannte Erwartung über den endlichen Aufschluß so vieler interessanten Räthsel und schönen Wunder. Auch Wilhelms falsche Tendenz bildet sich zu Maximen; aber die seltsame Warnung warnt auch den Leser, ihn nicht zu leichtsinnig schon am Ziele oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen scheint so abhängig von diesem zu sein, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt sich sogar bloß theoretische Nachträge und Ergänzungen wie das Ideal eines Souffleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauspielkunst, die Grundsätze über den Unterschied des Drama und des Romans.

Die Bekenntnisse der schönen Seele überraschen im Gegentheil durch ihre unbefangne Einzelnheit, scheinbare Beziehungslosigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans, beispiellose Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen oder vielmehr der Aufnahme in dasselbe. Genauer erwogen aber, dürfte Wilhelm auch wohl vor seiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandtschaft mit der Tante sein, wie ihre Bekenntnisse mit dem ganzen Buche. Es sind doch auch Lehrjahre, in denen

nichts gelernt wird, als zu existiren, nach seinen besondern Grundsätzen oder seiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, sich für alles zu interessiren, interessant bleibt, so darf auch die Tante durch die Art, wie sie sich für sich selbst interessirt, Ansprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja sie lebt im Grunde auch auf eine ganz dramatische Art und Weise mit sich, nur mit dem Unterschiede, daß sie die sämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schlosse, wo alle agirten, und Komödie mit sich selber unter einander spielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die Bühne bildet, auf der sie Schauspieler und Zuschauer zugleich ist, und auch noch die Zwischenreden und Bemerkungen in der Coulisse besorgt. Sie steht beständig vor dem Spiegel des Gewissens, und ist beschäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu schmücken. Ueberhaupt ist in ihr das äußerste Maaß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geschehen mußte, da das Werk von Anfang an einen so entschiedenen Hang offenbart, das Innere und das Aeußere scharf zu trennen und entgegen zu setzen. Hier hat sich das Innere nun gleichsam selbst ausgehöhlt. Es ist der Gipfel der einseitig ausgebildeten Innerlichkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns gegenüberstehet. Der Onkel nähmlich ruht im Hintergrunde dieses Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunst im großen alten Styl, von edeln einfachen Verhältnissen, aus dem reinsten gediegensten Marmor. Er ist eine ganz neue Erscheinung in dieser Reihenfolge von Bildungsstücken. Bekenntnisse zu schreiben, wäre wohl nicht seine Liebhaberei gewesen; und da er sein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er sich die umgebende Natur zu einer classischen Welt gebildet, die sich um seinen selbstständigen Geist wie um den Mittelpunkt bewegt.

Daß auch die Religion, in diesen Bekenntnissen einer schönen Seele hier als angeborne Liebhaberei dargestellt wird, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise zur Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Geiste des Ganzen, und es wird nun dadurch, wie an dem auffallendsten

Beispiele gezeigt, daß er durchaus alle so behandelt wissen, und behandeln möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante ist die stärkste Versinnlichung der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen sich der Weltgeist des Werks am unmittelbarsten offenbart. Die Darstellung einer sich wie in's Unendliche immer wieder selbst anschauenden Natur war der schönste Beweis, den ein Künstler von der unergründlichen Tiefe seines Vermögens geben konnte. Selbst die fremden Gegenstände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe, und mit solchen Schlagschatten, wie sie sich in diesem alles in seinem eignen Wiederscheine schauenden Geiste abspiegeln und darstellen mußten. Doch konnte es nicht seine Absicht sein, hier tiefer und voller darzustellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es seine Pflicht sein, einer bestimmten Wirklichkeit zu gleichen. Ueberhaupt gleichen die Charaktere in diesem Roman zwar durch die Art der Darstellung dem Porträt; ihrem Wesen nach aber sind sie mehr oder minder allgemein und allegorisch. Eben daher sind sie ein unerschöpflicher Stoff und die vortrefflichste Beispielsammlung für sittliche und gesellschaftliche Untersuchungen. Für diesen Zweck müßten Gespräche über die Charaktere im Meister sehr interessant sein können, obgleich sie zum Verständniß des Werks selbst nur etwa episodisch mitwirken könnten; aber Gespräche müßten es sein, um schon durch die Form alle Einseitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte seiner Eigenthümlichkeit über jede dieser Personen hin und her reden und ein moralisches Gutachten fällen wollte; das wäre gewiß die unfruchtbarste unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meister anzusehen; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über diese Gegenstände so, wie es nun lautete, gesinnt sei.

Mit dem vierten Bande scheint das Werk gleichsam mannbar und mündig geworden. Wir sehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das große Schauspiel der Menschheit selbst, und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll. Wir sehen auch, daß diese Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künstler, oder zum tüchtigen Mann

bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen selbst. Nicht dieser oder jener Mensch sollte erzogen, sondern die Natur, die Bildung selbst sollte in mannichfachen Beispielen dargestellt, und in einfache Grundsätze zusammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntnissen plötzlich aus der Poesie in das Gebiet der Moral versetzt wähnten, so stehen hier die gediegnen Resultate einer Philosophie vor uns, die sich auf den höhern Sinn und Geist gründet, und gleich sehr nach strenger Absonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menschlichen Kräfte und Künste strebt. Für Wilhelm wird wohl endlich auch gesorgt; aber man hat ihn, fast mehr als billig oder höflich ist, zum besten. Selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen, indem er ihm seine vielfache Unwissenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbstständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen. Er leistet völlig Verzicht darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun sind seine Lehrjahre wirklich vollendet, und Nathalia wird Supplement des Romans. Als die schönste Form der reinen Weiblichkeit und Güte macht sie einen angenehmen Contrast mit der etwas materiellen Therese. Nathalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Dasein in der Gesellschaft; Therese bildet eine ähnliche Welt um sich her wie der Oheim. Es sind Beispiele und Veranlassungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener reich entfalteten Lebenskunstlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geselligkeit und häusliche Thätigkeit, beide in romantisch schöner Gestalt, sind die beiden Urbilder, oder die beiden Hälften eines Urbildes, welche hier für diesen Theil der Menschheit aufgestellt werden.

Wie mögen sich die Leser dieses Romans beim Schluß desselben getäuscht fühlen, da aus allen diesen Erziehungsanstalten nichts herauskommt, als bescheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen diesen wunderbaren Zufällen, weissagenden Winken und geheimnißvollen Erscheinungen nichts steckt als die klarste Lebens-Poesie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geistes gelenkt werden! In der That erlaubt sich diese hier, wie es scheint mit gutem Bedacht, fast alles, und liebt die seltsamsten Verknüpfungen. Die

Reden einer Barbara wirken mit der Kraft der alten Tragödie; von dem bedeutendsten Menschen im ganzen Buch wird fast nichts ausführlich erwähnt, als sein Verhältniß mit einer Pächterstochter; gleich nach dem Untergang Mariannens, die uns nicht als Marianne, sondern als das verlaßne zerrißne Weib überhaupt interessirt, ergetzt uns der Anblick des ducatenzählenden Laertes; und selbst die unbedeutendsten Nebengestalten, wie der Wundarzt, sind mit Absicht höchst wunderlich. Der eigentliche Mittelpunkt dieser Willkührlichkeit ist die geheime Gesellschaft des reinen Verstandes, die Wilhelmen und sich selbst zum Besten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomisch wird. Dagegen ist aber der Zufall selbst hier ein gebildeter Mann, und da die Darstellung alles andere im Ganzen und Großen nimmt und giebt, warum sollte sie sich nicht auch der hergebrachten Freiheiten der Poesie im Großen bedienen? Es versteht sich von selbst, daß eine Behandlung dieser Art und dieses Geistes nicht alle Fäden lang und langsam ausspinnen wird. Indessen erinnert doch auch der erst eilende, dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten Bandes, wie Wilhelms allegorischer Traum im Anfang desselben, an vieles von allem, was das hervorstechendste und bedeutendste im Ganzen ist. Unter andern sind der segnende Graf, die schwangere Philine vor dem Spiegel als ein warnendes Beispiel der komischen Nemesis, und der sterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrod verlangt, gleichsam die ganz burlesken Spitzen des Lustigen und Lächerlichen.

Wenn bescheidner Reiz den ersten Band dieses Romans, glänzende Schönheit den zweiten, und tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit den dritten unterscheidet; so ist das reich Umfassende der eigentliche Charakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbst der Gliederbau ist erhabner und Licht und Farben heller und höher; alles ist gediegen und hinreißend, und die Ueberraschungen drängen sich. Aber nicht bloß der Maaßstab der Darstellung ist erweitert, auch die Menschen sind von größerm Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim sind gewissermaßen jeder auf seine Weise der Genius des Buchs selbst; die andern sind nur seine Geschöpfe. Darum treten sie auch wie der alte Meister neben seinem Gemählde bescheiden in den

Hintergrund zurück, obgleich sie aus diesem Gesichtspunkte eigentlich die Hauptpersonen sind. Der Oheim hat einen großen Sinn, der Abbé hat einen großen Verstand, und schwebt über dem Ganzen wie der im Verborgnen alles lenkende Geist. Weil er gern das Schicksal spielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schicksals übernehmen. Lothario wird uns als ein Mensch von großer Art und Kraft geschildert; der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites; der Abbé etwas Mageres; aber Lothario ist vollendet in der Form, seine Erscheinung ist einfach, sein Geist ist immer im Fortschreiten, und er hat keinen Fehler, als den Erbfehler solcher großartigen Naturen, die Fähigkeit, auch zerstören zu können. Er ist die hochaufstrebende Kuppel, jene sind die festen Grundsäulen, auf denen sie ruht. Diese architektonischen Naturen umfassen, tragen, und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maaß von Ausführlichkeit der Darstellung die wichtigsten scheinen können, sind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im ganzen Gebäude. Sie interessiren den Geist unendlich, und es läßt sich auch gut darüber sprechen, ob man sie achten oder lieben soll und kann; aber für das Gemüth selbst bleiben es Marionetten, allegorisches Spielwerk. Nicht so Mignon, Sperata und Augustino, eine im Leiden geheiligte Familie der tiefsten Gefühls-Poesie, welche dem Ganzen, romantischen Zauber und Musik geben, und im Uebermaaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehen. Es ist als wollte dieser Schmerz unser Gemüth aus allen seinen Fugen reißen; aber dieser Schmerz hat die Gestalt, den Ton einer klagenden Geisterstimme, und rauscht auf den Wogen der Melodie daher, wie das Andachtsgefühl würdiger Chöre.

Es ist als sei alles vorhergehende nur ein geistreiches, interessantes Spiel gewesen, und als würde es nun Ernst. Der vierte Band ist eigentlich das Werk selbst; die vorigen Theile sind nur Vorbereitung. Hier öffnet sich der Vorhang des Allerheiligsten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles schön, gelassen und rein ist, und von der Mignons Exequien so wichtig und so bedeutend erscheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

2.

Anzeige von Goethe's Werken.

1808.

Nach der Cotta'schen Ausgabe von 1806.

Erster bis vierter Band.

Erster Band. Lieder. Vermischte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegien. Episteln. Epigramme. Zweiter und dritter Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Vierter Band. Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Die Geschwister. Mahomet. Tancred. Elpenor, Fragment.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Werke eines Dichters, der ein Menschenalter hindurch so bedeutend und mächtig auf seine Zeitgenossen gewirkt hat, ich will nicht sagen, zu beurtheilen, und ihnen ihr wahres Verhältniß in der Bildungsgeschichte der Kunst und des Zeitalters zu bestimmen, sondern auch nur auf eine solche Weise über sie zu reden, welche den Leser wirklich fördert, ihm manches im Einzelnen verständlicher macht, und im Ganzen der höhern Erkenntniß des wahren Wesens der Poesie näher führt. Es gehört ein Entschluß, ja eine Art von Selbstverläugnung dazu. Zwar wenn der Beurtheiler zu seinen andern Vorzügen auch noch den der Jugend und Unerfahrenheit besitzt, so geht es beträchtlich leichter von Statten. Er wird sich alsdann vor allen Dingen ein philosophisches System, es sei nun über die Dichtkunst und Schön-

heit überhaupt, oder über eine besondere Art derselben, über die Tragödie, den Roman, u. s. w. ersinnen. Jener unversiegliche Strom, welcher der akademischen Jugend nach einander, Kategorien und Ideale, Polaritäten und Indifferenzen, naives Genie und absolutes Wissen mit gleicher Ergiebigkeit lieferte, wird es ihm an Materialien dazu niemahls fehlen lassen. Er genießt das unbeschreibliche Vergnügen, seine kleine Theorie in embryonischer Gestalt, gleich in der Freude des ersten Empfängnisses vorzutragen. Der Dichter und sein Werk müssen sich schon darnach fügen; bleibt ja eine beträchtliche Lücke, so wird sie durch ungemessene Lobsprüche ausgefüllt, oder wenigstens um so minder fühlbar sein, je mehr der unbefangene Geist in sich selbst und in die glücklich entdeckte Uebereinstimmung versunken, und in das Wesen eines Andern einzudringen, unfähig ist. Wie aber, wenn der Beurtheiler jene beneidenswerthe literarische Unschuld unwiederbringlich verloren hat, wenn es ihm nicht mehr möglich ist, die Urtheile und Ansichten der anders-, oder auch der gleichgesinnten zu vergessen, wenn er selbst in der Literatur befangen ist, wenn er vielleicht einen beträchtlichen Theil seines Lebens mit dem Zeitalter in freundlicher und in feindlicher Berührung verlebte; wenn er sich endlich durch sorgfältige Beobachtung überzeugt hat, daß es grade die ästhetischen Beurtheilungen sind, oder überhaupt die in den letztern Jahren wieder mehr als je herrschend gewordene Wuth nach wissenschaftlichen Formeln und leeren Paradoxien, wodurch bei einer von Natur tief fühlenden Nation das lebendige poetische Gefühl täglich mehr abgestumpft und verschwemmt wird! Was soll er dann thun? Soll er das Beste, Bedeutendste und Edelste mit Stillschweigen übergehen, das Mittelmäßige, wie es etwa die eignen kleinen Zwecke erfordern, begünstigen und beschützen, das Erbärmliche aber lobpreisen, um sich das angenehme Gefühl zu verschaffen, daß sein Einfluß wohl hinreichend sei, auch dem, was an sich nichts ist, einen Schein des Daseins zu verleihen? Eine solche nach Absicht und Gelegenheit bestimmte Kritik überlassen wir andern, und wenden unser betrachtendes Kunststudium lieber gleich zu dem Vortrefflichen und Wichtigsten, was die Zeit eben darbietet, zu dieser neuen Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken.

Es sei uns vergönnt, zuerst unsre Freude über diese Erscheinung in Beziehung auf den gesammten Zustand der Deutschen Poesie überhaupt und die Fortschritte derselben, in den zunächst verfloßnen Jahren kund zu geben. In der That, seit Schiller durch sein letztes vortreffliches Werk „Wilhelm Tell," noch die vorigen übertraf und krönte, war die Ausbeute der Deutschen Literatur für Poesie nicht sehr reich. Zwar fehlte es nicht an mancherlei neuen Erscheinungen. Tieck, und was A. W. Schlegel aus dem Spanischen übersetzte, fanden mehrere Nachahmer, denen man gewiß nicht allen das Dichter-Talent absprechen kann; nur daß sie uns die romantische Schönheit des Spanischen Drama's in einer gar zu diminutiven Gestalt wieder gaben. Neben den Spanischen fehlte es auch nicht an Griechischen, ja an wahrhaft Hypergriechischen eben so verfehlten, und eben so gehaltleeren tragischen Dramoletts, da die Versuche und die Aeußerungen mehrerer Dichter von verschiedenen Seiten her zusammentrafen, um den alten Wunsch nach der Wiederherstellung der Griechischen Tragödie, ganz in der strengsten Form, sogar die Chöre mit eingerechnet, von neuem zu beleben. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Nachahmer eher den mißlungnen Versuch, als das vollendete Werk des Meisters zu seinem Vorbilde wählen wird. Was schon auf der Spitze steht, und gefährlich an den äußersten Gränzen schwebt, wird er noch übertreiben wollen; bis der redliche Kunstfreund nur gar zu deutlich inne wird, wo das Verfehlte auch schon in dem ersten noch aus wahrem Dichtergefühl hervorgehenden nur in den Mitteln irrenden Streben lag; der gleichgültige Leser aber, ohne viel zu unterscheiden, alles unter der Benennung der Abgeschmacktheit der neuen Zeit zusammenwirft.

Es fehlte auch nicht an Versuchen, die große Lücke, welche Schillers Verlust auf der Deutschen Bühne ließ, auszufüllen; Versuche, an denen bis jetzt der gute Wille wohl am meisten zu loben war. Sogar aus Pohlen, von den alten heidnischen Preußen, und aus der Rumpelkammer geheimer Gesellschaften, und ihrer vielbedeutenden Ceremonien wurden die Ingredienzien zu jenem dramatischen Allerlei herbeigesucht, worin man das wahre Geheimniß des romantischen Schauspiels ergriffen zu haben wähnte.

Unzählig endlich war auch in den letzten Jahren die Menge der neu auftretenden, durchaus genialischen Kunstjünger, die innigst überzeugt von der Schädlichkeit des Studiums für das wahre Genie, den Nahrungsstoff ihrer Originalität, denn ganz ohne solchen mag sie doch auch nicht bleiben, nur in den berühmtesten Schriftstellern und Werken des letzten Decenniums suchten, und jeden neuen Gedanken wie eine beliebte Melodie, so lange abzujagen verstehen, bis er den Geist wohl aufgeben muß. Diese Gattung ist unvergänglich, nur hat auch sie ihre Zeiten, wo sie sichtbarer wird, andre, wo sie wieder in das Dunkel zurücktritt.

Zwar ließen mitten in dieser Verwirrung noch einzelne, früher bekannte Dichter ihre Stimme wieder vernehmen, aber unser Publikum ist so sehr gewohnt, Meisterwerke auf Meisterwerke in einer stetigen Reihe folgen zu sehen, daß ein Schriftsteller, der nicht von Messe zu Messe mit einem gewichtigen Bande auftritt, gar leicht in Vergessenheit, oder wohl gar in Gefahr geräth, nach einer neuerdings beliebten Formel, für nunmehr todt, und so gut als gestorben, erklärt zu werden.

Wie dem auch sei; manche, die am meisten Beruf gehabt hätten zu reden, schwiegen wirklich. Von Goethe war in einer Reihe der letzten Jahre, Eugenie das einzige größere Werk, was erschien, aber unvollendet blieb.

Desto erfreulicher ist diese neue Ausgabe von Goethe's Werken, die uns ohne Zweifel manches ganz Neue geben, manches Aeltere in noch reinerer Gestalt, oder auch in derselben, aber durch die Gesellschaft des Neuen mit erneuert, wiederbringen wird; und kann uns die Erscheinung derselben auf jeden Fall in der immer mehr verbreiteten Liebe zu einem Dichter, der sehr oft weniger nach dem allgemeinen Beifall strebte, als vielmehr die selbst erkannten Grundsätze ohne Rücksicht zu befolgen bemüht war, einen schönen Beweis von den Fortschritten des Kunstsinns in Deutschland gewähren.

Des Neuen, was die ältere Ausgabe nicht enthielt, und was auch noch sonst nicht gedruckt war, ist in den vorliegenden vier Bänden nur wenig; wir glauben dem Wunsche des Lesers zu entsprechen, wenn wir unsre Anzeige nicht bloß auf dieses be-

schränken. Das Urtheil der Nation über einen classischen Schriftsteller, besonders einen Dichter, kann nur allmählig reifen und sich bilden. So viel Treffendes und Geistvolles auch schon über die Werke des Verfassers und seinen Dichtergeist im Allgemeinen gesagt worden ist, so glauben wir doch keineswegs, daß das Urtheil über ihn schon vollendet, ein durchaus richtiger Begriff von ihm und seinen Werken schon vorhanden wäre. Die Zeit erst kann einen solchen zur Reife bringen, nicht der Einzelne muß ihn allein entscheidend festsetzen wollen; aber ihn an unserm Theil mit entwickeln zu helfen, das werden wir in diesen Blättern versuchen.

Sehr zweckmäßig beginnt die ganze Sammlung mit den Liedern, den lyrischen Gedichten, und dem Meister; denn wenn uns kein andres Werk des Verfassers so genau und so vielseitig mit den Ansichten desselben von der Welt und der Kunst, ja mit den Grundsätzen und Absichten, nach denen er seine Werke bildete, bekannt macht, als der genannte Roman; so finden wir dagegen in den Liedern ihn selbst, sein eigenstes Wesen nach allen Verschiedenheiten besonderer Stimmungen und Zustände fast noch klarer und in der verschiedenartigsten Mannichfaltigkeit ausgesprochen.

Es liegt dieß ganz in der Natur der Sache. Das lyrische Gedicht, das Lied, ist die freieste Aeußerung der Poesie; und wenn wir bei größeren poetischen Werken, besonders wenn dieselben nicht unser ganzes Wesen leidenschaftlich oder begeistert ergreifen und mit sich fortreißen, sondern durch die ruhige Behandlungsart auch uns in die Stimmung gesammelter Betrachtung und besonnener Aufmerksamkeit versetzen; wenn wir bei solchen Werken nur gar zu leicht von dem poetischen Eindruck selbst, auf den Gegenstand des Gedichts, auf die Grundsätze, Vorbilder und Zwecke des Künstlers, auf die Gesetze und die Idee der Gattung, welcher das Werk angehört, hinübergleiten, so ist das Lied dagegen ganz rein von solchen fesselnden Beziehungen. Frei von den Gesetzen der Kunst, wie von den Beschränkungen der gemeinen Wirklichkeit, tönt die Stimme des Liedes aus der geheimnißvollen Tiefe des Menschengeistes und der Poesie hervor; abgerissen und einzeln,

ja räthselhaft für den Verstand, dem Gefühl aber deutlich, und so bestimmt, daß wo ein solcher Ton einmahl eindrang, er für immer in der Seele bleibt, und wo er auch zu schlummern scheint, durch die leiseste Erregung doch leicht wieder hervorgerufen, und als derselbe, der alte von ehemahls, wieder erkannt wird.

Freilich, welches Schöne und Freie suchte nicht der bloß mechanische Bildungstrieb in seine Sphäre herab zu ziehen, und durch wohlgemeinte Vervielfältigung zu entadeln und zu entseelen! Man glaube nicht, daß wir hiermit bloß und allein auf die nie versiegenden Nachahmungen oder Ergießungen der unberufenen Sänger-Zunft zielen; etwas Aehnliches widerfährt wohl auch dem wahren Künstler, der in andern Rücksichten auf eine hohe, auf die erste Stufe mit Recht gestellt wird. Wir könnten berühmte Dichter nennen, die es nicht erst ihren Nachahmern überlassen haben, ihre Melodien zu Tode zu singen. Es geschieht diese Entseelung des Liedes um so leichter, je mehr der Dichter eine gleichmäßig bestimmte, künstlichere oder gar ausländische Form erwählt. Der Ausdruck wird alsdann meistens charakterlos, allgemein und kalt, wo doch oft ein sehr wahres und tiefes Gefühl zum Grunde lag; oder er wird, wo die Eigenthümlichkeit dennoch hindurch bricht, als Manier erscheinen.

Von den Gedichten des Verfassers in elegischem Sylbenmaaß werden wir nachher noch insbesondere reden; von den andern vermischten Gedichten aber, und eigentlichen Liedern glauben wir ohne Uebertreibung sagen zu dürfen, daß jedes derselben ein Wesen eigner Art, jedes derselben ganz eigenthümlich sei; diesen einfachen Lobspruch würden wir vielleicht nur wenigen unter den erwähltesten Dichtern aller Zeiten zugestehen.

Der Verfasser hat die lyrischen Gedichte des ersten Bandes unsrer Sammlung unter die Rubriken: Lieder, vermischte Gedichte, Romanzen und Balladen, eingetheilt. Man denke sich die Seele des Dichters wie einen reichen Grund, wo neben der hochanstrebenden, und reich entfalteten Ceder, auch manche unscheinbare Gewächse und Gesträuche den Boden schmücken, deren An-

muth oder Eigenheit den Sinnigen nicht minder erfreut, und wo in der Fülle oft manches zurückgedrängt wird, und in der halben Entfaltung stehen bleibt. Was auf diese Art fragmentarisch von dem Dichter hervorgebracht wird; oder wenn man lieber will, in ihm entsteht, ist darum noch nicht immer ein Lied; denn es ist nicht genug, daß dieses aus einer besondern Stimmung des Dichters hervorgegangen sei, es muß sich auch von der Seele des Dichters ablösen, und ein unabhängiges Leben in sich tragen, um zur Sage werden, und im Munde des Gesanges die Jahrhunderte durchwandeln zu können. Ganz bestimmt ist also der Unterschied zwischen vermischten Gedichten, fragmentarischen, subjektiven Ergießungen des Dichters und Liedern, den objektiven Stimmen der innern Poesie, wenn uns anders dieser Ausdruck vergönnt ist; denn auch das Gefühl hat seine Tiefen und ewig bleibenden Grundzüge, welche sich wie ein Sagenstrom durch alle Zeiten hindurchziehen. Der Unterschied selbst ist bestimmt; doch giebt es einzelne Gedichte genug, die zwischen dem gar nicht mehr an dem Dichter klebenden, ganz in sich selbst klaren und beseelten Liede, das Aller Eigenthum ist, und der bloß persönlichen Ergießung ungewiß und unentschieden in der Mitte schweben.

Nun bliebe noch die Gränze zwischen dem Liede und der Romanze festzusetzen; aber ohne uns hier in allgemeine Untersuchungen zu verlieren, dürfen wir wohl behaupten, daß dieser Unterschied, in dem vorliegenden Fall wenigstens, nicht immer ganz bestimmt, und überall anwendbar ist. Ein Lied, das sich an irgend eine Volksmelodie anschließt, das nicht in der eignen Person gedichtet ist, sondern in irgend einer, mehr oder minder aus der romantischen Sage entlehnten, besonders wenn in diesem mythischen Hintergrunde irgend eine Geschichte andeutend vorausgesetzt, oder wohl gar theilweise erzählt wird, nähert sich durch diese Bedingungen stufenweise immer mehr der Romanze, und geht endlich ganz in dieselbe über, wie „des Schäfers Klagelied" oder „das Bergschloß." Weit entfernt, dieses für eine unvollkommne Mittelgattung zu halten, glauben wir vielmehr, daß diejenigen Lieder oder Romanzen die vollkommensten sind, von denen es schwer sein würde, zu entscheiden, ob sie das eine oder das andre seien;

weil sich beide Elemente, die tiefe Eigenheit des Gefühls, und die geheimnißvolle Andeutung der Fantasie, nach Art des Volks und der alten Sage, so innig durchdrungen haben, daß sie nicht mehr geschieden werden können. Umfaßt ja doch der Nahme des Liedes in seinem ursprünglichen Sinne den erzählenden Dichtergesang eben so wohl als den des bloßen Gefühls.

Wir erlauben uns daher, für unsre Ansicht einer andern Eintheilung zu folgen; wir nehmen die objektiven Lieder gleich mit zu den Romanzen, und rechnen dagegen noch außer den vermischten Gedichten auch manche Stücke, welche der Verfasser mit zu diesen gestellt hat, zu den bloß persönlichen Gelegenheitsgedichten und unfertig gebliebenen Dichtungsfragmenten.

Unter den früher bekannten Liedern würden wir dem „König von Thule," dem „Sänger," dem „Fischer," und nächstdem dem „Erlkönig" den Preis zuerkennen. Lieder wie diese sind es vorzüglich, die wenn anders die jetzige Dichtkunst irgend Unvergängliches hervorbringen mag, im lebendigen Munde des Gesanges als ein Eigenthum des gesammten Volks die Jahrhunderte überdauern mögen, während der Roman vom Geiste der Zeit, die Bühne von der äußern Lage der Nation, die höhere Dichtkunst von Religion und Philosophie abhängig sind. Ja wenn die Frage davon ist, ob eine Nation mitten unter allen prosaischen Verhältnissen und Beschränkungen der jetzigen Zeit doch noch eine Erinnerung von Poesie besitze; so wird es vorzüglich darauf ankommen, ob sie einen reichen Vorrath, einen zureichenden Cyklus solcher Lieder besitze. Da sich jetzt so viele Freunde der Poesie mit der Aufsuchung alter Volkslieder beschäftigen, so wäre es erwünscht, wenn einer oder der andre, dem die Hülfsmittel dazu bei Handen sind, uns belehrte, welches alte Bruchstück, welcher Zug der Sage etwa bei dem einen oder dem andern jener Lieder dem Dichter vorgeschwebt haben kann. Das Verdienst desselben würde dadurch gewiß nicht gemindert werden, sondern unstreitig in noch erhöhtem Lichte erscheinen. Auch Bürger hat trotz der Einseitigkeit seines Sinnes, und der Uebertriebenheit seiner Behandlungsart, große unläugbare Verdienste um das Volkslied, dessen Tiefe zu erforschen er redlich bestrebt war. Stollbergs Romanzen sind leichter, geflügelter und

darstellender; besonders zeichnen sie sich durch den ritterlichen Adel aus. Goethe aber behauptet wohl vor allen den Vorzug der Mannichfaltigkeit und der Tiefe. Einen magischen Reiz giebt seinen Liedern das Abgerißne, Geheimnißvolle, Räthselhafte des Gedankens oder der Geschichte, bei der vollkommensten äußern Klarheit. Freilich kann dieß, sobald es mit Bewußtsein geschieht, gar bald in absichtliche Seltsamkeit ausarten, die denn auch bei den Nachahmern und Nachäffern Goethe's im Volksliede, in so reichem Maaße und in der vollen Begleitung aller nachfolgenden Verkehrtheit angetroffen wird. Bei Goethe selbst aber sind die schönsten Lieder durchgängig bis zur vollkommensten Klarheit durchgeführt, und nur einige der minder vollkommnen sind auf dem Wege dahin stehen geblieben. Wie viele andre könnten neben den erwähnten Liedern noch mit Ruhm genannt werden! „Heidenröslein," „das Veilchen," „der untreue Knabe," sind jedem bekannt; „das Blümlein Wunderschön" ist so zart spielend, als liebevoll herzlich. „Der Junggesell" und „der Mühlbach" spricht uns wunderbar musikalisch an; ja wenn wir zu so vielen vortrefflichen der früheren, den Reichthum der in dieser Ausgabe neu hinzugekommenen, wenn wir die Verschiedenheit aller, und die Vortrefflichkeit der einzelnen betrachten, so möchten wir uns beinah zu dem Ausspruch berechtigt halten: daß Goethe wohl in keiner Art der Poesie einen höheren, oder auch nur einen gleichen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, als in den Liedern, wenn nicht anders ein so bestimmter und bedingter Lobspruch schon geeignet ist, von Unverständigen als Tadel mißdeutet zu werden.

Unter den neu hinzugekommenen, zog uns vorzüglich an, „des Schäfers sehnsüchtiges Klagelied," noch mehr aber, „das alte, verfallne Bergschloß." Diesen beiden Liedern giebt das magische Dunkel einen eignen Reiz. In dem „Hochzeitsliede" scheint uns die Dunkelheit mehr ganz lokal und persönlich, als romantisch zu sein; doch ist die Fülle der Fantasie darin, welche auch der Vers angemessen ausdrückt. Zur vollendetsten Klarheit durchgedrungen ist das Lied: „**Vanitas! vanitatum vanitas!**" dem wir nur eine einfachere Ueberschrift wünschten; ein ergetzliches Beispiel ächt deutschen Volkswitzes! Voll froher Laune und Lustigkeit ist auch

„Ritter Curts Brautfahrt," das würdige „Stiftungslied," und der unvergleichliche „Rattenfänger." Vor allen würde die „Kriegserklärung" den Preis der Anmuth und Lieblichkeit davon tragen, wenn die nachfolgenden Strophen mit den beiden ersten von gleicher Schönheit wären. Wir haben einigemahl bemerkt, daß die Lieder des Verfassers aus einem sehr gefühlvollen und romantischen Auffluge im Anfange, gegen das Ende mehr in das Prosaische und Ironische herabsinken; wie dieß auch unsers Bedünkens in den ältern schönen Liedern, „Willkommen und Abschied," „Neue Liebe, neues Leben," der Fall ist.

Dieses wären nun die vortrefflichsten unter den eigentlichen Liedern. Noch sind einige Romanzen zurück; „der Wandrer und die Pächterin," dessen Beziehung ganz persönlich sein mag; „die Walpurgisnacht," wo nur die allzu prosaische Erklärung des bekannten Volksaberglaubens wohl durch keine, auch noch so dichterische Behandlung der Poesie angeeignet werden konnte; „die Braut von Korinth," die sich durch die hohe Vollkommenheit der Darstellung, bei einem widerstrebenden Stoff, und „der Gott und die Bajadere," die sich, wo nicht durch die innere Tiefe, indem der eigentliche schöne Sinn der indischen Sage ganz darin verfehlt ist, doch wenigstens, von dem Stoff und dessen dichterischem Verständniß abgesehen, durch die äußere musikalische Fülle empfiehlt. Wir haben dieser letzten beiden nicht neben den andern eigentlichen Liedern erwähnen wollen, weil sie aus einer fremden Mythologie entlehnt sind, oder auf eine weniger bekannte Besonderheit des alten Griechischen Volksglaubens sich beziehen. Wie weit es auch in andern Gattungen der Poesie vergönnt sein mag, um sich zu greifen, und auch die entlegenere und ganz fremde Sage in ihren Kreis zu ziehen; von dem Liede fordern wir, daß es Deutsch sei.

Wir gehen nun zu der zweiten ungleich zahlreichern Klasse der persönlichen Gelegenheitsgedichte, und vermischten dichterischen Fragmente über. Viele derselben sind wohl als wahre eigentliche Lieder gemeint, und es nur deswegen nicht völlig geworden, weil sie nicht ganz aus dem Dichter herausgetreten, und nicht objektiv geworden, sondern nur subjektiv verständlich, oder nach Gelegenheit

auch ganz unverständlich geblieben sind. Für die größere Zahl aber besonders derer, die der Verfasser unter dem Nahmen der vermischten Gedichte zusammengestellt hat, dürfte der richtigste Gesichtspunkt wohl der sein, wenn wir sie als den ersten Ansatz der Gedichte im elegischen Sylbenmaaß betrachten. Hieher zählen wir besonders die ganze Reihe der reimfreien Monodien in mythischen Sinnbildern, unter denen „Prometheus" an Reichthum des Gedankens, die erste Stelle einnimmt. Je abweichender, je ausgesetzter dem Tadel die in diesen Fragmenten herrschende Ansicht der Dinge ist, je mehr wünschten wir, daß sie vollkommen ausgesprochen und entfaltet, und alle die Bruchstücke in ein Ganzes verbunden sein möchten.

Unter den neu hinzu gekommenen, vermischten subjektiven Liedern, empfehlen sich: „Zum neuen Jahr," „Tischlied," „Generalbeichte," „Dauer im Wechsel" und „die glücklichen Gatten," durch ihre Klarheit und frohe Laune. Mehr nur individuell scheint der „Nachtgesang." In dem „Dithyrambus" ist der Gegensatz der mit Klarheit besonnenen und der bacchisch begeisterten Dichter mit starken Farben dargestellt; und auch bloß so genommen, das Fragment nicht ohne Werth; doch mag der Dichter auch noch einen andern Sinn damit verbunden haben. Das begeisterte Gedicht „Weltseele," erregt um so mehr den Wunsch nach einer vollständigen poetischen Darstellung der Naturansicht des Dichters, je weniger es diese ganz klar ausspricht.

Das Sonett ist ein Wort recht zu seiner Zeit; eine vortreffliche Parodie der vielen holprichten und sinnlosen Sonette, womit uns die letzten Jahre, seit A. W. Schlegel diese Gattung wieder einführte, die Schaar der Nachahmer überschwemmt hat. Sonderbar ist es, wie der Instinkt dieser Unermüdlichen immer auf das Kleine, das Einzelne und auf diejenigen Formen geht, die dem Vereinzeln günstig sind. An den ungleich schwerern Terzinen haben sich eben so viele nicht versehen; dagegen welche Ueberschwemmung von Sonetten! Eben so ging es mit den alten Sylbenmaaßen. An umfassenden Gedichten in Hexametern, haben wir, wenn wir auch die bloß philologischen Arbeiten und die ganz mißlungenen Versuche mitzählen, einen so großen Ueberfluß eben nicht; dagegen welche Anzahl von sinnreichen und sinnlosen, witzigen und aberwitzigen Distichen!

Wir schließen mit der allgemeinen Bemerkung, daß alle diese vermischten Gedichte und Lieder auf einem gemeinschaftlichen Grunde ruhen, welcher zugleich das eigentliche Wesen des Volksliedes bildet; dieses ist aber die tiefe Eigenheit des Gefühls, verwebt mit abgerissenen Andeutungen der höchsten Fantasie. Es giebt noch ein ganz andres Element oder wenn man will, eine andre Gattung der lyrischen Dichtkunst; wenn dieselbe nähmlich nicht aus einem besondern, sondern in seiner alles mit fortreißenden Kraft gemeinschaftlichem Gefühle hervorgeht, und sich durch Würde und Ernst und Begeisterung auch äußerlich gleich unterscheidend ankündigt. Diesen Ton haben mehrere deutsche Dichter angegeben, am meisten Klopstock, obwohl in ungünstigen Formen und Verhältnissen; ganz durchgeführt hat ihn noch keiner. Aus begreiflichen Gründen: das Volkslied kann als die letzte Erinnerung an die ehemahlige Poesie noch fortdauern, auch bei einem, den äußern Verhältnissen nach ganz zerstörten Zustande; zu begeisterten Nationalgesängen bedarf es aber außer dem Dichter noch anderer Verhältnisse, und zum wenigsten einer mitfühlenden Nation.

Gegen die Elegien war anfangs viel Einrede von Seiten der strengen Sittlichkeit; wenn aber dem Dichter nichts zu sagen erlaubt wäre, als was sich in Gegenwart junger Frauenzimmer sagen läßt; so möchte wohl überhaupt keine Poesie möglich sein, am wenigsten aber eine, wie die der Alten. Nach diesem Grundsatze müßte man denn auch, die Uebersetzungen der classischen Dichter, mit geringer Ausnahme, für etwas ganz Unerlaubtes erklären. Im Allgemeinen ist der Sinnenreiz in der Poesie, da wo er absichtlich gesucht wird, und vielleicht gar der Mangel an eigenthümlicher Erfindung, an sonstiger Kunst und Fantasie, durch ein so schlechtes Surrogat unedel ersetzt werden soll, wie dieses bei manchen modernen Sinnlichkeitsdichtern wohl der Fall ist, im höchsten Grade verwerflich und verdammungswürdig. Die jugendliche Anmuth der Gefühle und alles sinnlich Reizende aber, an der rechten Stelle, die es im Leben einnimmt und in dem bescheidnen Maaße eines gebildeten Gefühls, darf man der Poesie, als einer darstellenden Kunst, nicht ganz entziehen wollen, ohne ihr eigentliches Wesen, als volles Lebensgemählde der Fantasie mit zu vernichten.

Es ist eine zarte Gränze hier, worauf das sittliche Ebenmaaß beruht, und nicht in der Pedanterei des Schicklichen, die sich an ein einzelnes Wort oder Bild hängt, um irgend ein Aergerniß zu finden. In der poetischen Absicht selbst, sind die großen Dichter des Alterthums vielleicht strenger, wenigstens reiner und unbefangener als die neuern Poeten; aber im Styl und Ausdruck war ihnen eine freiere Gränze gezogen. Am sonderbarsten dünkte es uns daher, diesen moralischen Einwurf auch von solchen zu hören, die da glaubten, daß unsrer Poesie durch Nachbildungen der alten Dichter vorzüglich geholfen und gerathen sei, und ihr doch einen, wenn gleich sehr mäßigen Gebrauch der antiken Freiheit nicht vergönnten. Noch giebt es eine andere mehr aus der Geschichte der Deutschen Literatur hergenommene Antwort auf diesen Tadel. Nachdem die Lohensteinische Schule in eine spielende Ueppigkeit entartet war, die nur zu oft in das wirklich Unsittliche, ja Schmutzige überging, so suchten nun Klopstock und die Gleichgesinnten mit allem Ernst die Würde der Deutschen Poesie wieder herzustellen, nur daß sie dabei leider in das entgegengesetzte Extrem einer zu einförmigen Würde und durchgehenden Feierlichkeit geriethen. Sollte die Deutsche Poesie nicht ganz in dieser Monotonie untergehen, so mußte sie sich wieder auf eine freiere Weise bewegen, und aus den unermessenen Regionen des Himmels wieder auf die Fluren der Erde zurückkehren. Es fehlte auch nicht an Schriftstellern, welche dem Sinnenreiz, den Klopstock verschmäht hatte, ausschließend, oder vorzüglich nachjagten; aber auf eine durchaus prosaische Art. Auf eine poetische Weise geschah es vorzüglich durch Goethe, den wir in dieser Rücksicht nicht bloß in der Elegie, sondern auch in vielen andern Werken als den vollkommnen und nothwendigen Gegensatz Klopstocks für das Ganze der Deutschen Literatur betrachten. Denn daß eine ganze Literatur oder auch nur alle Poesie einer Nation, sich immerfort in jener einförmigen Würde und dem feierlichen Ernst fortbewegen und darauf beschränkt bleiben solle, wie Klopstock den Ton so hoch und streng angegeben hatte, das wird Niemand verlangen wollen, oder auch nur selbst irgend wünschenswerth finden können.

Die sämmtlichen Goethischen Gedichte in elegischem Sylben-

maaß kann man aus einem zwiefachen Gesichtspunkte beurtheilen. Entweder als einzelne lyrische Gedichte, oder aber, indem man sie alle zusammen nimmt, und sie als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet. Unter dem ersten Gesichtspunkte, als lyrische Gedichte, würden wir sie sehr weit unter die gelungensten Lieder des Dichters setzen. Sie sind weniger eigen und unmittelbar, es ist nicht dieses frische Gefühl, diese Lebendigkeit darin. Am nächsten kommen darin den Liedern wohl „Alexis" und „der neue Pausias," überhaupt die in dieser Abtheilung zusammengestellten. In den römischen Elegien finden wir dagegen weit mehr Unebenheiten und Disharmonisches. Das Geheimnißvolle der Fantasie aber fehlt in allen, muß schon der Form und der Gattung nach fehlen: denn das Räthselhafte in den „Weissagungen des Bakis," gehört wohl mehr der subjectiven Unverständlichkeit individueller Zuneigungen und Abneigungen an, deren wir auch bei den persönlichen Gelegenheitsgedichten erwähnten. Dieser geheimnißvolle Reiz der Fantasie bewirkt es wohl, wenn wir mehr Poesie in der Art finden, wie die Sehnsucht nach Italien in dem schönen Liede: „Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?" u. s. w. ausgedrückt ist, als in dem wirklichen Besitz und ruhigen Genuß des Kunst- und Naturbeglückten Landes, wie ihn alle diese Römischen Elegien und Venetianischen Epigramme schildern. Ja, man kann wohl voraussehen, daß manche der schönsten Goethischen Lieder vielleicht nach vielen Jahren noch im Munde des Gesanges leben werden, während diese antiken Nachbildungen nur als eine vielleicht nothwendige, aber vorübergegangene Stufe der Bildung in der Deutschen Kunstgeschichte ihre Stelle finden werden.

In diesem Sinne würden wir ungefähr urtheilen, wenn wir diese Elegien als einzelne lyrische Gedichte in Vergleich mit den andern lyrischen Gedichten und Liedern unsers Dichters betrachteten. Als Nachbildungen des Antiken aber betrachtet, verdienen sie gewiß alle die Lobsprüche, welche man ihnen in dieser Rücksicht ertheilt hat. Der größte Unterschied dürfte sein, daß in den römischen Elegien, wo man am bestimmtesten an die Triumvirn der alten Elegie erinnert wird, hier und da ein Anhauch von Parodie, ein leiser komischer Anstrich beigemischt ist, der sich bei den Alten

nicht findet, der sich aber ganz natürlich einstellt, wenn man nicht in der eignen Weise und Sitte, sondern in einer halb in Ernst, halb zum Spiel angenommenen Maske redet. Sollen aber lyrische Gedichte antike Nachbildungen sein? Oder müssen sie nicht vielmehr ihrer Entstehung nach ganz aus dem Innern des Dichters hervorgehen, in der äußern Erscheinung aber nicht fremd und gelehrt, sondern durchaus national sein, wenn sie auch wieder in das Innere eingreifen sollen?

Dieses ist der Punkt, auf den es eigentlich ankommt. Wir glauben, man müsse alle diese Elegien und Epigramme nicht als einzelne Gedichte, ein jedes für sich, sondern sie alle als ein zusammenhängendes Ganzes betrachten, dem nur die letzte Einheit und Verknüpfung fehlt, um wirklich und in der That Ein Werk zu sein, welches dann weit mehr von der didaktischen, als von der lyrischen Art sein würde. Mehrere, der ohnehin schon verknüpften Reihen von Epigrammen, oder Massen von Elegien erhalten ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt durch die Beziehung auf Italien. Es athmet in allen ein und derselbe Geist; es dürfte das Individuelle, welches ohnehin nur schwach angedeutet ist, nur noch etwas mehr entfernt, es dürften die allgemeinen Ansichten, welche einzeln überall hervorblicken, in der Metamorphose der Pflanzen aber, wie in einen Kern zusammengedrängt sind, nur gleichmäßiger entwickelt und entfaltet sein, so würden wir ein Lehrgedicht vor uns sehen, welches uns die Ansicht des Dichters von der Natur und der Kunst, ihrem Leben und ihrer Bildung, einmahl vollständig darstellend, von jedem anderen, älteren oder neuen Lehrgedicht durchaus verschieden sein, an Würde und Gehalt der Poesie aber gewiß keinem andern größern dramatischen oder epischen Werke unsers Dichters nachstehen würde. Ein solches Ganzes scheint uns in diesen gehaltvollen Gedichten im Keime zu liegen, und dieses offenbar das Ziel zu sein, nach dem sie mehr oder weniger alle streben.

Es scheint sonderbar, etwas andres von dem Dichter zu begehren, als das, was er uns wirklich giebt und darbietet. Wenn man aber geistigen Hervorbringungen nicht einen falschen Werth leihen, sondern ihnen ihren wahren Werth

erhalten will, so ist es nothwendig zu zeigen, wohin sie eigentlich streben, gesetzt auch, daß dieses Streben nicht ganz bis zur vollkommensten Gestaltung äußerlich durchgeführt wäre. Aus diesem Gesichtspunkte angesehen, erhält auch die gewählte Form des antiken Sylbenmaaßes ein ganz neues Licht. Wir hoffen überhaupt nicht, daß man unsre obigen Aeußerungen so mißverstanden haben könnte, als ob wir den Gebrauch des antiken Sylbenmaaßes der Elegie, entweder überhaupt, oder in dem vorliegenden Falle, ganz verwerflich fänden. Um die Deutsche Sprache aus der Gemeinheit, in der sie noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch alte Vernachläßigung und die Verwirrung des Zeitgeistes versunken war, herauszuarbeiten, gab es zunächst wohl kein wirksameres Mittel, als jene Nachbildungen der strengsten Kunstformen, wozu ihre Bildsamkeit selbst reichen Anlaß gab, und wodurch so manche Meister sich ein unvergängliches Verdienst um sie erworben haben. Als nothwendige Bildungsstufe der Deutschen Sprache und Kunst müssen diese gelehrten Nachbildungen zum mindesten gewiß in ihrem Werth bleiben. Aus dem gleichen Grunde ist auch die späterhin erfolgte Nachbildung der kunstreichen romantischen Sylbenmaaße der Italiener und Spanier, als eine kaum entbehrliche, wenn gleich auch nur vorübergehende Bildungsstufe der Deutschen Poesie unsrer Zeit zu betrachten; um nur erst das Gefühl für den Zauber des Reims und des romantischen Gesanges, für alle diese magischen Anklänge der Fantasie, und ihre sinnreiche Verschlingung in den mannichfaltigsten Kunstformen wieder anzuregen; wohin schon das Bedürfniß selbst leiten mußte, grade als Gegensatz der früherhin vorherrschenden antiken Trockenheit. Wollte man nun aber sagen, es seien der Studien und der vorläufigen Bildung endlich jetzt genug, die Poesie müsse nun anfangen, und es sei nichts mehr zu wünschen und nichts mehr an der Zeit, als daß diejenigen, die dazu vorzüglich berufen sind, uns endlich einmahl statt aller Nachbildungen der fremden, eine Deutsche Poesie geben; so läßt sich dagegen für den vorliegenden Fall Folgendes mit Recht erwiedern: Möge sich die Deutsche Poesie Deutscher Weisen und Formen bedienen, in allen Arten und Werken, die zunächst auf die

ganze Nation wirken sollen; aber der Umfang der Dichtkunst ist nicht so eng zu beschränken, es giebt Ausnahmen, es giebt Fälle, wo Styl und Sylbenmaaß der Alten durch das innere Wesen des Gedichtes selbst nothwendig gefordert werden. Der Reim ist in der Deutschen Sprache einheimisch, ist ihr eingeboren und wesentlich. Der Reim aber, obwohl die schönste Zierde der Poesie, ist nicht mit allen Kraftäußerungen derselben verträglich; es giebt eine Poesie der Wahrheit, wenn uns dieser Ausdruck vergönnt ist; sie ist es, ohne dramatische Handlung, Leidenschaft und Verwicklung, ja ohne alles Spiel der Fantasie, bloß durch die heitere und gediegene Anschauung, durch die wahrhaft poetische Ansicht der Dinge. Das eben verstehen wir unter dem Lehrgedicht, und diesen hohen Begriff desselben hatten wir im Sinn, indem wir die Vermuthung aufstellten, die elegischen Studien unsers Dichters neigen sich nach dieser Seite hin. Für ein solches Lehrgedicht aber, welches in der Fülle der gediegensten Wahrheit selbst des Sinnbildlichen nicht bedürfte, oder doch nur mit einer leisen Andeutung desselben sich begnügte, würde die spielende Umhüllung des Reims vielleicht nicht immer und überall so angemessen sein, als die gediegene Schönheit und kraftvolle Würde des alten Hexameters, oder der Elegie. Auf diese Weise läßt sich vielleicht die noch fernere Beibehaltung des antiken Sylbenmaaßes in unsrer Poesie, wenigstens für einzelne Fälle noch am besten begründen und herleiten.

Ueberhaupt sollte man niemahls an dem einzelnen Gedichte eines wahren Künstlers die Wahl des Sylbenmaaßes tadeln, mag man auch im Allgemeinen, über das Sylbenmaaß selbst, und das Verhältniß desselben zur Natur und ferneren Bildung unsrer Sprache denken, wie man will; denn der wahre Künstler wird seiner Form, auch der weniger günstigen, doch Meister, so wie des Stoffes, und es verschmilzt alles zu einem Ganzen, wo sich nun nicht mehr trennen und scheiden läßt, und das man ganz bei Seite setzen, oder so nehmen muß, wie es nun einmahl ist. Für das Individuelle in den elegischen Werken unsers Dichters ist dieses Sylbenmaaß, grade wie es hier behandelt worden, denn auch so anpassend, als ob es recht eigentlich dazu gebildet wäre, so daß

sich schwerlich eine andre eben so angemeßne Form auch nur in Gedanken ersinnen ließe. Es hat das elegische Sylbenmaaß, wenn es so wie hier, nicht in der größten Strenge behandelt wird, etwas so angenehm Gefälliges und Nachlässiges, daß es bei der harmonischen Weichheit, die ihm doch von seinem Ursprung her bleibt, recht dazu gemacht scheint, jene selbstgenießende Behaglichkeit auszudrücken, welche als Grundton der mannichfaltig wechselnden Empfindungen, die allgemeine Stimmung der meisten dieser Gedichte ist.

Die rigoristische Prüfung des Sylbenmaaßes nach den Gesetzen der alten Rhythmik überlassen wir andern Beurtheilern, so wie auch die Vergleichung der verschiedenen Lesarten der ältern und der neuen Ausgabe; nur Eine fiel uns nach der bloßen Erinnerung so sehr auf, daß wir sie im Vorbeigehen bemerken:

„Dichten ist ein lustig Metier,"

wo es sonst hieß:

„Dichten ist ein lustiges Handwerk,"

und wir dem Dichter nicht beistimmen können, daß er dem Sylbenmaaße die ganze Zierlichkeit und Anmuth des Ausdrucks aufzuopfern wählte.

Nur eine allgemeine Bemerkung über das elegische Sylbenmaaß, so wie es sich in Deutscher Sprache offenbart, sei uns noch zum Schlusse vergönnt. Wenn es nicht strenge, sondern freier und lose behandelt wird, wie es hier der Fall ist, so zerfällt es meistens in einzelne Distichen, und auch diese haben viel Einförmiges; es neigt daher zum Vereinzeln, und sinkt aus der anfänglichen Würde oft in's Gemeinere. Wird aber nach dem Vorbilde der Alten einer kunstreichen Verschlingung der Verse und Perioden, und der größten rhythmischen Mannichfaltigkeit und Strenge nachgestrebt, so sehen wir kaum, wie der Abweg eines durchaus gelehrten und schweren Styls wird zu vermeiden sein. Man könnte vielleicht eine oder die andere Elegie von A. W. Schlegel anführen, zum Beweise, daß auch bei größerer metrischen Strenge die Klarheit des Styls in diesem Sylbenmaaß

erhalten werden könne; aber es kann dieses Gelingen wohl nur als eine besondere Ausnahme, nicht als eine allgemeine Regel angesehen werden.

Dürften wir unsrer Stimme also einiges Gewicht im Rathe der sterblichen Götter und Heroen unsrer Kunst beimessen, so würden wir den Wunsch äußern, die Meister der Sprache möchten, wenn ihnen die alten Sylbenmaaße denn einmahl unentbehrlich sind, lieber dem weitern Anbau des Hexameters ihre Kraft zuwenden, als dem anfangs gefälligen und einschmeichelnden elegischen Sylbenmaaß, das sich aber bald als ein gefährlich abwärts führendes und unheilbar widerstrebendes für die Deutsche Sprache offenbart. Daß ein solches Lehrgedicht, dessen Idee wir anzudeuten versucht, in hexametrischem Rhythmus eben so würdig und mannichfaltig als im elegischen sich darstellen könne, wird jeder gern zugeben. Nur zwischen diesen beiden Sylbenmaaßen kann da die Wahl, nur von diesen die Rede sein; denn der Fall, daß ein wahres Bedürfniß des Gebrauchs aller der vielen lyrischen und dramatischen Sylbenmaaße der Griechen sich begründen ließe, wird wohl nie eintreten. Der wahre Künstler, mag sich, wie hier und da einzeln geschehen ist, durch einen vorübergehenden Versuch damit bekannt machen; die weitere Ausführung dieses Fehlgriffs, und der vollständige Mißbrauch desselben aber sollte den Neulingen überlassen bleiben, die um das andre unbekümmert, nach der Schwierigkeit der äußern Form zuerst haschen; oder jenen rhythmischen Philologen, bei deren halsbrechenden metrischen Versuchen, wenn sie kühn durchgeführt sind, es immer lehrreich bleibt, zu sehen, wie sich unsere edle Sprache zu der methodischen Mißhandlung geberdet.

Doch schon zu viel haben wir uns der Episoden und der Rückblicke auf den allgemeinen Zustand der Deutschen Poesie erlaubt; wir haben noch über Wilhelm Meisters Lehrjahre zu reden, über die noch manches zu sagen ist, so sehr wir auch vieles als bekannt voraussetzen, und um so eher voraussetzen können, da dieses Buch jetzt nicht bloß als ein vortrefflicher Roman, sondern überhaupt als eines der reichhaltigsten und geistvollsten Werke, welche die Deutsche Literatur besitzt, allgemein anerkannt und geschätzt

wird, und auch schon mehrere ausführliche Beurtheilungen und Charakteristiken desselben vorhanden sind; wie ich selbst eine solche im frischen Gefühl des ersten Eindrucks, bald nach der Erscheinung des Werkes selbst, aus mannichfacher Anschauung und Durchdenkung desselben in allen seinen Einzelnheiten und dem Gliederbau des Ganzen, vor einer Reihe von Jahren versucht habe.

Wenn wir fragen, warum die Größe der Wirkung, welche die Werke unsers Dichters hervorgebracht haben, nicht allemahl der Größe der darin erscheinenden poetischen Kraft ganz entsprach; so scheint uns der Grund davon keinesweges, wie einige frühere Beurtheiler glauben möchten, einzig und allein in der poetischen Unempfänglichkeit des Publikums zu liegen, noch weniger in der Unfähigkeit der Deutschen Sprache, wie der Dichter selbst in einem bekannten Epigramme zu verstehen giebt; gehört er ja selbst nebst Klopstock zu denjenigen, welche die alte Anmuth und die angeborne Naturfülle der edeln Sprache, aus der Verworrenheit und Mißgestalt, in die sie gerathen war, zum Theil wenigstens wieder entdeckten, und von neuem an's Licht stellten. Wir finden den Grund jenes, eine lange Zeit hindurch sogar nicht, und vielleicht auch jetzt noch nicht ganz angemessenen Erfolges unsers Dichters darin, daß er die Größe seiner Kraft zu oft in bloße Skizzen, Umrisse, Fragmente, kleinere, bloß zum Versuch oder zum Spiel gebildete Werke vereinzelt, und selbst zersplittert hat. Er zeigt sich auch in dieser Eigenschaft als der Gegensatz Klopstocks, der alle Kraft seines Geistes und seines Lebens auf ein einziges großes Centralwerk wandte, in dessen Begriff leider nur gleich von Anfang, Bestimmungen und Bedingungen aufgenommen waren, die ein vollkommnes Gelingen unmöglich machten.

So oft Goethe aber seine Kraft nicht selbst theilte, so oft er seinen Reichthum mehr zusammendrängte, war auch die Wirkung entsprechend. Tasso und Egmont haben Schillers Talent von neuem geweckt, und zur Kunst gesteigert, haben uns den Anfang eines Theaters verschafft. Der Meister aber hat auf das Ganze der Deutschen Literatur, sichtbar wie wenige andere Erscheinungen gewirkt, und recht eigentlich Epoche gemacht, indem er dieselbe mit

der Bildung und dem Geist der guten und schlechten Gesellschaft in Berührung setzte, und die Sprache nach einer ganz neuen Seite hin mehr bereicherte, als es vielleicht in irgend einer Gattung durch ein einzelnes Werk auf einmahl geschehen ist. Das Verdienst des Styls in diesem Werke ist von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der sich aus der immer fortschreitenden Erforschung und Ausbildung der Sprache ein eignes Geschäft gemacht hat, die ganze Größe desselben zu würdigen im Stande ist. Aber auch an Reichthum der Erfindung, an Sorgfalt der Ausführung und besonders an Fülle der innern Durchbildung geht der Meister vielleicht jedem andern Werke unsers Dichters vor, keines ist in dem Grade ein Werk.

Anfangs war auch gegen dieses Buch viel Einrede; zuerst von Seiten der Sittlichkeit, und der darin dargestellten zum Theil schlechten Gesellschaft. Was den ersten Punkt anbetrifft, so erinnern wir nochmahls an die zu einförmige Feierlichkeit der Klopstockischen Art und Ansicht der Dinge, und das Bedürfniß einer nicht so gar eng beschränkten Freiheit für die Entwicklung der Poesie. Besonders hat der Meister darin ein großes Verdienst, daß er das deutsche Auge mehr geübt hat, die Poesie nicht bloß da zu erblicken, wo sie in aller Pracht und Würde erhaben einherschreitet, sondern auch in der nächsten und gewöhnlichsten Umgebung ihrer verborgenen Spuren und flüchtigen Umrisse gewahr zu werden. Der „Meister" gehört dem Anschein und der äußern Form nach, zu der gewöhnlichen Gattung der Romane, und doch ist die Ansicht, und noch mehr die Darstellungsart, selbst da, wo das Werk gegen die Poesie, eigentlich aber nur gegen eine Art derselben, gegen die Poesie des Gefühls und der Liebe, zu streiten scheint, eine durchaus poetische und wenn der gewiß poetisch gemeinte Werther in seinen nächsten Folgen und Nachbildungen gleich wieder in das ganz Prosaische herabgezogen ward, so war in dem Werke selbst schon dafür gesorgt, daß dieses dem Meister nicht widerfahren konnte.

Was die gute oder schlechte Gesellschaft betrifft, so hätte man sich erinnern mögen, daß von Fielding, Scarron und Lesage, ja von dem spanischen Alfarache und Lazarillo an, des

Don Quixote nicht einmahl zu erwähnen, Männer, die zum Theil mit der besten und edelsten Gesellschaft ihrer Zeit sehr wohl bekannt waren, und in ihr lebten, doch die wunderlich gemischte, oder gar die schlechte, als günstiger für komische Abentheuer und vielleicht überhaupt als reicher für die Fantasie, mit Absicht in solchen Dichtungen gewählt haben.

Am meisten Einrede aber war gegen die Form des Werks, dessen Gestalt sich so ganz an die des gewöhnlichen Romans anschloß und nachher doch die darauf gegründeten Erwartungen keinesweges befriedigte, sondern vielmehr absichtlich zu täuschen schien. Der Tadel traf den Anfang des Werks, am meisten aber den Schluß desselben. Uns schien vielmehr die Gelindigkeit dieses Anfangs eine Schönheit zu sein, und wer in einem Werke nach der Hand auch wohl die Weise, wie es gearbeitet und gebildet worden, zu erkennen weiß, der mochte leicht sehen, daß der Dichter den Schluß und die letzte Masse keinesweges sparsam und geizig abgefertigt, sondern vielmehr mit allem Reichthum, so gut der Stoff ihn nur darbot und der Gegenstand es zuließ, ausgestattet, und alle Kunst daran verwendet und aufgeboten hatte. Bleibt hier also dennoch etwas Disharmonisches für das Gefühl vieler Leser, wie dieß denn wirklich auch bei solchen der Fall ist, denen man den poetischen Sinn durchaus nicht absprechen kann; so muß der Grund davon viel tiefer liegen, als bloß in der äußern Form. Sollten wir in Rücksicht auf diese etwas tadeln, oder als minder vollendet auszeichnen, so würden wir eher in der Mitte des Werks, da wo der Uebergang von dem Leben bei Serlo und Aurelie zu dem auf Lothario's Schloß gesucht wird, hier und da etwas Ungleiches, Lückenhaftes, oder nur gewaltsam und willkührlich Verknüpftes bemerken. Doch kann auch dieses nur von einigen Uebergängen gelten; die Darstellung Aureliens und Serlo's, ist in ihrer Art gewiß nicht minder vortrefflich als die des komischen Schauspielertreibens im Schlosse des Grafen, die wohl selbst dem eigensinnigsten Sinne nichts zu wünschen übrig läßt.

Worin liegt denn aber der Grund des Zwiespaltes der so vielen, die sich stark von dem Werk angezogen fühlten und sich

ganz mit demselben durchdrungen hatten, doch zuletzt übrig blieb und sie wieder davon zurückstieß? Einige haben geglaubt, ihn in der Ungunst zu finden, mit der Gefühl und Liebe hier behandelt werden, in der anscheinenden Partheilichkeit des Dichters für den kalten Verstand, und haben das Ganze deshalb einer durchaus antipoetischen Richtung beschuldigt. Diese Ansicht aber trifft den eigentlichen Punkt, unsers Erachtens, nicht, und ist auch nicht ohne Einschränkung wahr. Erstlich hat es seine vollkommne objective Richtigkeit und Wahrheit, daß eine solche Liebe, ein solches Gefühl wie das der untergehenden Personen, in einer solchen Welt und Umgebung wie diese hier, ohne Rettung untergehen mußten; und es wird der Verstand hier auch keinesweges als das Höchste und Letzte dargestellt, sondern vielmehr als etwas allein ganz Unzulängliches, Einseitiges und Dürftiges. Dasjenige aber, was als das Höchste und Erste aufgestellt wird, die Bildung ist, wie sehr auch der Verstand darin überwiegen mag, doch gewiß auch nicht ohne das andre Element des empfänglichen Sinns zu denken, offenbar also als ein Mittleres zwischen Gefühl und Verstand gemeint, was sie beide umfaßt. Diese Bildung nun, so wenig sie ganz vollständig in dem Werke entwickelt ist, muß unstreitig als eine durchaus künstlerische, ja poetische, aufgefaßt werden, und es streitet wohl nicht mit der Absicht des Verfassers, wenn wir uns den bloß angedeuteten Umriß dieses Begriffs durch jenen Geist künstlerischer Bildung ergänzen, der auch andre, besonders aber die antiken Gedichte des Verfassers beseelt. So kann man denn gewiß nicht behaupten, die Absicht des Verfassers sei gegen die Poesie gerichtet, ob man gleich allenfalls sagen könnte: es sei ein Roman gegen das Romantische, der uns auf dem Umweg der modernen Empfindsamkeit und Schwäche zur antiken Gediegenheit und Würde, oder wenigstens zu dem Begriff davon zurückführen soll. Aber es kommt weniger darauf an, die sonderbaren Eigenthümlichkeiten des Werks unter einer auffallenden Formel zu fassen, als vielmehr den eigentlichen Punkt des Streits zu treffen, woran es liegt, daß so viele vorzügliche Menschen, welche die andern Werke unsers Dichters wohl zu empfinden und zu schätzen wissen, sich von diesem mit einer bleibenden Abneigung getrennt

fühlen. Die Antwort auf diese Frage, so weit sie sich beantworten läßt, scheint uns folgende zu sein: Bildung ist der Hauptbegriff, wohin alles in dem Werke zielt und wie in einen Mittelpunkt zusammengeht; dieser Begriff aber ist gerade so, wie er sich hier vor uns entfaltet, ein sehr vielsinniger, vieldeutiger und mißverständlicher. Jene innere Bildung, welcher die alten Weisen der Griechen ihr äußeres Leben ganz widmeten und aufopferten, ging streng und unerbittlich auf ein Ewiges, auf ein mehr oder minder richtig erkanntes Unsichtbares. Diese Bildung gedeiht nur in abgeschiedener Einsamkeit, wo sie diejenigen stets gesucht haben, die sich zu ihr berufen fühlten; und hier ist es nicht sowohl der Mensch selbst, der künstliche Versuche mit sich anstellt und sich selbst bilden will, sondern die Idee, die Gottheit, der er sich ergab, ist es, die ihn bildet oder von der er sich bilden und bestimmen läßt. Es giebt aber noch eine andre, mehr äußerliche und gesellige Bildung, die nicht eine so hohe Richtung und Würde hat, oft sogar in etwas ganz Leeres sich auflöst. Was sehen wir überhaupt in dem Menschenleben vor uns? Die meisten werden durch allerlei Neigungen und Meinungen durch einander getrieben, ohne daß sich da eine bedeutende Kraft oder ein tieferer Zweck zeigte; etwa irgend ein Genuß oder Spiel wird etwas heftiger ergriffen, und nur einige feststehende Grundsätze und Gesetze halten die verworrne Masse glücklicherweise noch in einer leidlichen Ordnung. Andre sehen wir sodann durch leidenschaftliche Liebe, wenigstens vorübergehend in ein ganz anderes, höheres und kraftvolleres Dasein emporgerissen, noch andre aber durch Ruhmbegierde und Herrschsucht zu ungeheuren Anstrengungen dauerhaft angetrieben, oder durch den nie versiegenden Trieb der Erkenntniß im Stillen noch inniger beseelt und bereichert; welcher Trieb der Erkenntniß wieder auf der einen Seite nah verwandt ist mit der Neigung zur Abgeschiedenheit und zum Unsichtbaren, woraus jene innere Bildung hervorgeht, deren wir oben erwähnten, auf der andern Seite aber verwandt mit dem hervorbringenden Bildungstrieb des Künstlers. In allen diesen Gestalten sehen wir Leben und eben darum sprechen sie unser Mitgefühl leicht an, wo wir sie nur irgend kraftvoll dargestellt finden, sei es

in der Wirklichkeit oder im Bilde. So wie es nun aber etwas Widersinniges, und deshalb Lächerliches hat, wenn ein leidenschaftliches Streben, des eignen Zwecks vergessend, sich wie der Geiz nur auf die Mittel wirft, so ist das Streben der jungen Gemüther nach sogenannter Bildung, da sie auf ihren Fähigkeiten und Empfindungen herumprobiren, welches wohl die rechte sein möchte, meistentheils mehr eine vorläufige Anstalt zum Leben, als selbst Leben, so wie das Stimmen der Instrumente vor der Musik. Ein Mann hingegen, der mit stärkerer Kraft gefährlichere Versuche mit seinem Innern anstellt, geräth unfehlbar in den Fall desjenigen, der, statt sich eine zweckmäßige Bewegung zu verschaffen, an seiner eigenen Gesundheit experimentirt, allerlei Arzneien durcheinander nimmt und sich dadurch am Ende eine wirkliche Krankheit, oder doch ein entschiedenes Uebelbefinden zuzieht. Das behagliche zurückschauende Gefühl aber solcher Alten, die sich selbst als durchgehends gebildet und vollendet vorkommen, weil sie die mannichfaltigsten Anregungen von allen Seiten her auf dem Wege ihres Lebens erfuhren, ist mit dem Gefühl des Reisenden zu vergleichen, der nach überstandener Durchschüttelung endlich, wenn auch nicht an das Ziel seiner Reise, doch in einem sichern Wirthshause anlangt. In dem weniger würdigen Sinn ist der Begriff der Bildung offenbar an einigen komischen Stellen des „Meister" genommen, besonders da, wo das Mißlingen geschildert ist, welches dem Streben des liebenswürdigen Jünglings in der Schauspielerwelt zu Theil werden mußte; und wenn der Genius des Werks die einzelnen Gestalten nicht immer bloß mit einer sanften Ironie zu umschweben, sondern schonungslos oft seine eignen Hervorbringungen zu zerstören scheint, so ist dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente mit sich und mit andern der Wahrheit gemäß dargestellt. Wie leicht aber würde derjenige, der den höhern, ja den höchsten Begriff der Bildung dem Werke absprechen wollte, durch das Ganze sowohl, als durch viele einzelne Stellen desselben zu widerlegen sein! Daß wahre und falsche Bildung in dem Buche oft so nah an einander gränzen, so ganz in einander verfließen, dürfte auch kein Tadel sein, denn es ist dieß die eigentliche Beschaffenheit der Art von feinern Gesellschaft, die hier dar-

gestellt werden soll. Die falsche Vielseitigkeit in dem bloßen Streben nach dem äußern Vielerlei ist vielleicht, wenigstens für Deutschland, das einzige Allgemeine dieser gesellschaftlichen Bildung, die übrigens viel Willkührliches hat, und größtentheils auf der Meinung beruht; und wer hat nicht irgend einen großen oder kleinen Cirkel gesehen, der sich durch eine gegenseitige, stillschweigende Verabredung, und gleichsam harmonische Einbildung vollkommen überzeugt hatte, er sei einer der Hauptmittelpunkte der großen Welt, während andre vielleicht noch sogar den Adel der Sitte vermißten, der eine Gesellschaft erst zur guten macht!

Doch wir fürchten, den Leser durch diese Ausführlichkeit zu ermüden, und wir würden sie uns kaum erlaubt haben, wenn nicht einer Seits von einem Mißverständniß die Rede wäre, was ganz geeignet ist, bei der jüngern Welt den Geist einer falschen Vielseitigkeit und des eingebildeten Scheins zu erregen und andrer Seits von dem innersten Zusammenhange und der eigentlichen Einheit eines so geistreichen Werks als das vorliegende. Wir glauben aber wenigstens das Resultat unserer Zweifel mit vollkommner Deutlichkeit in eine Bemerkung zusammen fassen zu können, wenn es uns vergönnt ist, einen Wink, der in dem Werke selbst vorkommt, dazu zu benutzen. Hätte es dem Verfasser gefallen, Lothario's Lehrjahre, deren im Vorbeigehen als eines vorhandnen Manuscripts erwähnt wird, dem „Meister" einzuverleiben, oder als Fortsetzung darauf folgen zu lassen, so würde aller Mißverstand und damit wahrscheinlich auch aller Tadel, weggefallen sein; denn das ist der einzige Einwurf, welchen die Unzufriedenen mit einigem Schein gegen dieses Werk machen können, daß es seinen eignen Hauptbegriff nicht ganz vollständig ausspricht und entfaltet. An einem Charakter, wie Lothario, würde es sich, wie an einem kraftvollen und reichen Beispiele erst zeigen, ob es neben den Lehrjahren des Künstlers, auch noch Lehrjahre des Menschen, eine Kunst zu leben, und eine Bildung zu dieser Kunst geben könne, nach den hier aufgestellten Ansichten und Grundsätzen vom Leben nähmlich, und ganz in dem Sinn, den diese Begriffe bei dem Verfasser haben, welcher Sinn an der Bildungsgeschichte der übrigen Personen sich nicht vollständig entwickeln konnte; denn der Cha-

rakter der schönen Seele ist theils zu einseitig, theils zu abweichend von dem übrigen Geiste des Buchs; Wilhelm selbst aber bei aller Liebenswürdigkeit zu schwach und unselbstständig.

Noch vor einem andern Mißverstand glauben wir das vortreffliche Werk bewahren zu müssen, das in seiner Verbindung von Darstellung und Kunst-Ansicht den besten Commentar zu den übrigen Werken unsers Dichters giebt, und den Geist desselben vollständiger vielleicht als jedes andre abspiegelt. Es besteht dieses Mißverständniß darin, daß man den Roman zu einer Gattung der Poesie macht, und sich dadurch zu Vergleichungen verführen läßt, die immer unstatthaft sind, und den wahren Gesichtspunkt durchaus verrücken, weil jeder Roman ein ganz eigenthümliches, und so zu sagen persönliches Werk, ja eigentlich ein abgesondertes Individuum für sich ist, und grade darin das Wesen desselben besteht. So denkt man sich z. B. den Künstler-Roman noch als eine Unterart der ganzen Gattung; dahin gehören denn „Ardinghello," „der Sternbald," ja auch wohl der „Meister." Wir geben es zu, daß es Kunstansichten giebt, die in einem wissenschaftlichen oder geschichtlichen Werke nicht in der Art entwickelt werden können, und nicht so an ihrer Stelle sind, als in einem Werke der Darstellung, doch aber der Theorie und Kritik zu nah verwandt, als daß sie sich dem metrischen Ausdruck fügen könnten. Es muß also das Werk alsdann ein darstellendes, aber doch ganz oder zum Theil ein in Prosa darstellendes sein, und die Nothwendigkeit der Form des Romans ist damit für diesen einzelnen Fall begründet. Der Roman behauptet aber dennoch seine individuellen Rechte; wie wenig die oben genannten Romane eine Vergleichung zulassen, wie incommensurabel sie sind, leuchtet wohl jedem ein, und das würden und könnten sie doch nicht sein, wenn der Künstler-Roman wirklich eine Gattung oder die Unterart einer solchen wäre. Wir wollen ein Beispiel anführen, wodurch es noch deutlicher werden wird, in wiefern dieser falsche Gattungsbegriff das Urtheil mißleitet. Halten wir den Künstler-Roman für eine bestimmte Gattung und beurtheilen wir nach diesem Begriff den „Sternbald," so werden wir unfehlbar mehr historische Ausführlichkeit und Begründung von demselben fordern, wozu das gewählte Zeitalter so

reiche Gelegenheit darbot, und den Mangel derselben für einen Fehler halten. Es ist sehr möglich, daß ein andrer Dichter einen Roman in derselbigen Zeit und ähnlicher Umgebung hervorbringen und ausbilden könnte, der ungleich geschichtlicher wäre. Am „Sternbald" würde diese Gründlichkeit und gelehrte Behandlung aber grade das Eigenthümliche und Persönliche zerstören, also das Beste und das eigentliche Wesen desselben, diese ihm eigne Anmuth und Lieblichkeit, die sich so leicht bewegt, wie man im Frühling die erfrischende Blumenluft ohne alle weitere Kritik einathmet.

Der „Meister" darf um so weniger als ein Künstler-Roman betrachtet werden, da die Kunstansicht des Verfassers an der gewählten Deutschen Schauspielerwelt, ungefähr nach den Sitten und dem Zustande in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren, unmöglich einen Träger fand, der sie ganz zu fassen und ganz auszusprechen vermochte; und wie bald wird der Künstler im „Meister" über dem Menschen vergessen! Und wenn dieser Roman in der mittlern Region einigemahl sich denjenigen anzunähern scheint, die vorzüglich auf Unterhaltung durch lustige und seltsame Abentheuer ausgehen, wohin so viele, besonders der ältern Romane seit dem Don Quixote zu zielen pflegen; so trifft er in der letzten Hälfte und gegen das Ende wieder mehr zusammen mit denen, die dem Ernst und Tiefsinn des deutschen Charakters gemäß, sogar die Metaphysik und Religionsgefühle zum Gegenstande des Romans gemacht haben, wie Jung-Stilling oder Jakobi; nur daß hier freilich auch die geistigsten Beziehungen in der klarsten Anschaulichkeit uns vor Augen treten.

Es mag sein, daß der Dichter selbst in einer gelegentlichen Aeußerung, den Roman als eine Gattung zu erkennen und aufzustellen scheint; die eigenthümliche Natur des Werks bleibt darum doch was sie ist. Ja es liegt vielleicht in der ganzen empyrisch künstlerisch auf die Bildungsgeschichte der Poesie ausschließlich gegründeten Methode unsers Dichters selbst ein Grund, daß er Formen der Dichtkunst, die wir für bloß historische und vorübergehende halten, als ewige allgemeine Gattungen betrachtet und behandelt, wie es wohl auch mit der Elegie der Fall sein mag, die wir eigent-

lich nicht ganz als eine solche anerkennen möchten. Ja, es wäre möglich, daß dem Künstler bei Hervorbringung und Ausführung des „Meister" selbst, Werke in Rücksicht auf die äußere Form als Vorbilder vorgeschwebt hätten, die dieser Ehre auf keine Weise würdig scheinen dürften; dieses ist um so weniger von Bedeutung, je mehr unser Dichter fast überall zwar an fremde Formen sich anschließt und sie in einem gewissen Sinne nachbildet, aber mit so selbstthätiger Aneignung, daß die Nachbildung vielmehr eine durchgehende innere Umwandlung genannt werden kann. Vielleicht erklärt sich das, was an einigen Stellen des Buchs den Schein der Willkührlichkeit hervorbringt, am besten aus dieser Art, wie die äußere Form desselben entstanden sein mag, indem alles dieses nur auf die einmahl als gültig angenommene Form berechnet, und nicht aus der Idee des Werkes selbst hervorgegangen, sondern derselben nur äußerlich angefügt war, so wie im Werther hingegen trotz der anscheinenden Formlosigkeit, das Werk darin doch einfacher und leichter zu fassen ist, daß alles in demselben aus der innern Einheit desselben hervorgeht.

Uebrigens aber welch ein Abstand zwischen beiden Geisteserzeugnissen! „Werther" erhebt sich nur in einigen einzelnen Stellen sehr bestimmt und weit über das Zeitalter, aus welchem er hervorging, mit dessen Denkart und Schwäche er im Ganzen doch wieder zusammenfällt, und selbst größtentheils mit darin befangen ist. Dagegen wir im „Meister" die ganze Verworrenheit desselben mit allem, was ihm von alter Vernachlässigung geblieben, und zufällig geworden war, und was es schon an kaum noch sichtbaren gährenden Bewegungen für Keime eines Neuen enthält, so objectiv ergriffen sehen, daß man schwerlich eine reichere und wahrhaftere Darstellung dieser Zeit erwarten, oder auch nur begehren kann; denn das darf man bei der Betrachtung des „Meister" durchaus nicht vergessen, daß, obwohl keine bestimmten Orte genannt sind, und auch keine Jahreszahl erwähnt wird, doch eine ganz bestimmte Zeit gemeint und geschildert sei. Dieses sind, den Andeutungen des Werks zufolge, wenn wir die früheren Begebenheiten, und die Bildungsgeschichte der ältern Personen mit hinzunehmen, etwa die sechziger, siebziger und achtziger Jahre, bis nach

dem amerikanischen Kriege. Was diese Zeit für seinen Zweck geben konnte, hat der Dichter auf das reichste genutzt und gespendet. Wenn wir nun z. B. in „Hermann und Dorothea" eine sanftere Ironie, eine gleichmäßiger verbreitete Wärme des Gefühls antreffen, als im „Meister," so mag dieses zum Theil von der harmonischen Mitwirkung der äußern Poesie des Verses herrühren; die größere und freiere Ansicht des Lebens aber, die uns aus demselben anspricht, kommt zum Theil wenigstens auf Rechnung der regeren und lebensreichern Zeit, auf die jenes schöne Gedicht sich bezieht.

Schon dieser Zeit wegen, auf welche der Meister sich bezieht, würden wir nicht gern eine Vergleichung desselben mit dem „Don Quixote" anstellen, wenn wir auch nicht schon überhaupt alle solche Vergleichungen für durchaus unstatthaft und verkehrt hielten. Der „Don Quixote" findet, wir mögen nun auf den Reichthum der Erfindung, den Adel der Sprache und Behandlung, oder auf die kunstreiche Vollendung sehen, nur weniges in der Literatur aller Zeiten und Nationen, was ihm an die Seite gestellt werden könnte. Getrauten wir uns nun auch die Vorliebe für unsern Dichter an einem so großen Maaßstabe mit dem vollkommensten Erfolg durchzuführen, so würde dieß doch nur auf Unkosten der Zeit geschehen können; denn der Roman ist oftmahls, wie das epische Gedicht, nicht bloß das Werk des Künstlers und seiner Absicht, sondern das gemeinschaftliche Erzeugniß des Dichters und des Zeitalters, dem er sich und sein Werk widmet. Nun würde es aber keinen andern, als einen sehr niederschlagenden Eindruck machen können, wenn wir die Bildung der gemischten höheren Gesellschaft, wie dieselbe in dem bezeichneten Zeitraume in Deutschland beschaffen war, mit dem Sitten- und Geistes-Adel der Spanischen Nation, so wie sich derselbe unter Philipp dem Zweiten und Philipp dem Dritten, obgleich schon damahls den Keim des Verfalls in sich tragend, doch noch herrlich darstellte, nach der Fülle der historischen Wahrheit in's Licht setzen wollten.

Ueberhaupt dürfte uns diese Vergleichung zwischen dem „Meister" und „Don Quixote" leicht ganz irre führen. Zwar findet sich der Contrast zwischen dem eingebildeten Ziele, welchem der Spanische Ritter nachstrebt, und dem was ihm wirklich begegnet,

in vielen der spätern Romane wieder, und wenn Cervantes hier und da im „Don Quixote" an seine eigene jugendliche Täuschung, und an die ritterliche Schwärmerei, mit der er selbst den Kriegesstand noch unerfahren ergriffen haben mochte, gedacht hat; so ließe sich vielleicht auch etwas Aehnliches unter andern Verhältnissen im „Meister" bemerken. Aber dieses ist nur eine oberflächliche Aehnlichkeit; beide Werke sind dennoch im Grunde wesentlich unähnlich, ja sie gehören einer ganz verschiedenen Poesie an. Der „Don Quixote" ist durchaus romantisch, ja trotz der Ironie, an der es auch im Ariost nicht fehlt, ein Rittergedicht zu nennen; und wenn ein Dichter noch jetzt sein Leben darauf verwenden wollte, mit dem Ariost um den Kranz der romantischen Dichtkunst zu wetteifern, so würden wir ihm rathen, den Cervantes nicht weniger wie den Ariost selbst, als liebliches Vorbild und unerschöpflich belehrenden Kunstgefährten seiner Fantasie gegenwärtig zu erhalten; denn wenn Cervantes freilich hier und da noch komischer, noch witziger ist als der sinnreiche Italiener, so übertrifft er den Ariost auch in dem ernstern Elemente der romantischen Dichtkunst bei weitem an Tiefe und Adel, an Kunst und Fülle der Erfindung.

Der „Meister" aber, in seiner Verbindung und Vermischung von darstellender Kunst und Künstler-Ansicht und Bildung, gehört auch in dieser Hinsicht durchaus schon der modernen Kunst an, die von der romantischen wesentlich geschieden und wie durch eine große Kluft getrennt ist. Ein unterscheidendes Merkmahl der modernen Dichtkunst ist ihr genaues Verhältniß zur Kritik und Theorie, und der bestimmende Einfluß der letzteren. Zwar kannten auch wohl die romantischen Dichter die großen Autoren des Alterthums, und schon von Boccaz und Petrarca an, kann man einzelne Beispiele verfehlter Nachbildungen und irriger Combinations-Versuche anführen. Aber in denjenigen Werken, wodurch die beiden genannten eigentlich ihre Stelle in der Geschichte der Poesie behaupten, nahmen sie Inhalt und Form des Werks bis auf das Einzelne des Ausdrucks ganz aus ihrem eignen, und dem sie umgebenden Leben, auf das auch sie wieder lebendig einwirkten. Höchstens die allgemeine Idee eines edeln und gediegenen Styls,

und der gebildeten Form eines durchaus organischen und vollendeten Werks entlehnten sie von den Alten, oder bestätigten sich darin durch das Studium derselben. Auch noch im Ariost, Camoëns, Tasso, Cervantes, Calderon, war der Geist und das Leben des Ritterthums und des Mittelalters zu kraftvoll und rege, als daß ihnen Aristoteles und die Schule der Alten, als Vorbild und Regel, irgend hätte schaden, oder sie irre leiten können. Nun folgte aber ein anderes Geschlecht von Menschen, und auch von Dichtern, welche letztere wir nun nicht mehr zu den romantischen zählen können, und als die modernen, bis ein treffenderes Beiwort gefunden ist, von ihnen unterscheiden. In Corneille und Racine ist die Herrschaft, und der schädliche Einfluß des alten Studiums, so wie es damahls war, und der falschen Kritik ganz deutlich. Wir möchten darum keinesweges dem ersten die tragische Kraft des Genies, dem andern das harmonische Gefühl des Schönen in der Poesie absprechen, ungeachtet sie größtentheils Grundsätze, und ein System befolgten, dessen Irrigkeit zu erweisen nicht schwer sein dürfte. Viel tiefer in das innerste Wesen der höheren Poesie sind unstreitig Milton, noch mehr aber Klopstock eingedrungen; doch wird man auch hier entschiedene Mißgriffe der Form, durch falsche Nachbildung und falsches Studium nicht läugnen können. Die Last der Gelehrsamkeit, noch mehr aber der Glanz so vieler mit Recht bewunderten Vorbilder, konnte das Genie, das jetzt nur die Wahl hatte zwischen roher Formlosigkeit und gründlichem Studium, wohl blenden, verwirren, mißleiten, hemmen, aber unterdrücken konnten sie es nicht. In Goethe, dem sich Schiller, obwohl auf einem andern Wege, in dieser Hinsicht anschloß, fing die Poesie zuerst wieder an, ihren Flug freier und siegreich zu erheben, und das Studium nicht mehr als eine Fessel zu tragen, sondern als Werkzeug zu gebrauchen. Wenn aber die geschichtliche Kenntniß der eignen Kunst und die reiche Erbschaft so vieler Zeitalter auch dem Dichter wie jedem andern Künstler viele Vortheile gewähren; so ist die Gefahr einzelner falscher Verbindungen, Nachbildungen und Fehlgriffe auch durch die letzten Fortschritte noch nicht ganz beseitigt, und es muß das vornehmste Augenmerk der Kritik sein, die Abwege zu bezeichnen, auf denen

das Genie oft seine schönste Kraft an eine falsch berechnete Absicht nutzlos verschwendet. Zwei allgemeine Abwege begleiten diese moderne Poesie, die unter dem Einfluß der Kritik steht, nothwendig, und werden unfehlbar noch lange fortdauern. Der erste ist der einer bloß grammatischen Poesie, oder Verskunst, die von solchen herrührt, welche sich wegen ihrer Sprachkünstlichkeit und Künstelei für Dichter halten; und da ein Extrem immer das entgegengesetzte herbeizuführen pflegt, so stellen wir daneben den zweiten Abweg der alles Studium verwerfenden, ja verabscheuenden, ihr Heil in der rohen Formlosigkeit suchenden, seinwollenden Volks- und Naturdichter. Diese Verirrungen werden, wie gesagt, noch lange fortdauern, es sind aber doch nur Nebenerscheinungen die zur Seite liegen; die Poesie selbst und ihre Geschichte, wird durch alle Zeiten von den Künstlern gebildet, bei denen Studium und Genie in Eintracht wirken.

Diese kurze Erörterung, glaubten wir, würde unsre eigentliche Ansicht von „Meisters Lehrjahren" erst recht deutlich machen. Mit der Entstehung und Geschichte des Romans aber, der sich durch beide Epochen der romantischen und der modernen Poesie hindurch fortgehend entwickelte, hat es folgendes Bewandtniß: Der Roman entstand ursprünglich bloß aus der Auflösung der Poesie, da die Abfasser sowohl, als die Leser der Ritterbücher, der metrischen Fesseln müde, die Prosa bequemer fanden. Der Inhalt blieb lange noch abentheuerlich, doch näherte auch er sich immer mehr dem Prosaischen; da das Lesen zur Unterhaltung besonders nur in den höheren und müssigen Ständen statt fand, so ward der gesellschaftliche Sinn und jedesmahl vorherrschende Geschmack der Zeit für den Roman bestimmend. Er diente besonders im achtzehnten Jahrhundert der gesellschaftlichen Mode, und ward endlich durch die Verhältnisse des Buchhandels zur literarischen Manufactur, in welcher letzten Rücksicht er besonders in England wohl den höchsten Grad der mechanischen Vollkommenheit erreicht hat. Die zahllose, selbst die geprüfteste Geduld des Literators übersteigende Menge, aller dieser seit fünf oder sechs Jahrhunderten erzeugten Producte hat wenig oder nichts mit der Poesie zu thun. Aber so unbegränzt und allumfassend

ist das Wesen der Poesie, daß der Dichter gleichsam zum Beweise, daß dieselbe an keinen Gegenstand und an keine äußere Form und Bedingung gebunden sei, oft seine höchsten Hervorbringungen dieser, dem Anschein nach, formlosen Form einverleibte und in ihr niederlegte. Und wenn es einzelne Fälle giebt, wo man denken möchte, der Dichter hätte seinem Werke eben so gut oder noch besser auch den äußern Schmuck der Poesie leihen mögen; so giebt es andre, wo die Wahl der Prosa durch das eigenthümliche Wesen, und die innere Idee des Werks, ganz nothwendig bedingt ist. Und eben weil beide, der Roman, so wie das Lehrgedicht eigentlich außerhalb der natürlichen Gränzen der Poesie liegen, so sind es keine Gattungen, sondern jeder Roman, jedes Lehrgedicht, das wahrhaft poetisch ist, bildet ein eignes Individuum für sich; so wie aus einem ähnlichen Grunde die ihnen eben darum etwas verwandte epische Dichtung, weil sie die Wurzel und den Ursprung aller Poesie enthält, auch ihre eigne Art von Formlosigkeit hat, wenigstens durchaus keine so bestimmte Theorie, und so feste Grundsätze haben kann, als die dramatische Dichtkunst wohl leidet und für die sichere Ausbildung des Theaters sogar erheischt. Die alten Tragödien sind, so zu sagen, nur verschiedene Exemplare einer und derselben Idee, variirende Ausdrücke für ein und dasselbe Thema, und dasselbe gilt sogar mit einigen Einschränkungen auch von dem romantischen Drama, während Dante's Werk und „Don Quixote" einzeln in der Geschichte der Poesie dastehen, und uns die ganz individuelle Beschaffenheit des Lehrgedichts und des Romans im hellsten Lichte anschaulich vor Augen stellen.

So lasse man denn auch den „Meister" als ein in seiner Art einziges Individuum für sich bestehen, und enthalte sich aller für die meisten Leser verwirrenden Vergleichungen, deren das vortreffliche Werk zu seinem Lobe ohnehin nicht bedarf. Der romantische Dichter hat ein durchaus poetisches Leben, in dem er selbst wurzelt, und ganz davon durchdrungen ist, von allen Seiten her zur Umgebung, worin sich seine Fantasie wie in einem befreundeten Element leicht und gefällig bewegen kann. Dieses war selbst bei dem Cervantes noch der Fall, ungeachtet seine Dichtung schon auf jenen

Zwiespalt einer unpoetisch gewordenen Wirklichkeit mit der altritterlichen Fantasie eingeht. In dem neuern Roman aber ist es nicht bloß dieser innere Zwiespalt und prosaische Gegensatz, der mit in die Poesie aufgenommen, ihr einverleibt und durch den Zauber der Darstellung selbst in Poesie verwandelt werden soll; sondern es ist die ganze, verwickelte moderne Verstandeswelt, mit allen ihren kleinlichen Einzelnheiten, wie sie aus den vielfach die Fantasie erdrückenden oder doch störenden Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens hervorgeht, an welcher der Dichter seinen poetischen Sinn bewähren, und an so widerstrebendem Stoff siegreich durchführen oder ihn in andren, an sich ganz prosaisch gestimmten Naturen von unten herauf anregen und entwickeln soll.

Bei Gelegenheit der neuen Ausgabe hätten wir unsers Theils wohl gewünscht, der Verfasser hätte eine Anzahl der vielen ausländischen, besonders französischen, Worte weggenommen, die uns als geringe, aber doch immer störende Flecken an dem reinen Glanz dieser sonst so vollkommnen Sprache erscheinen. Wir bescheiden uns gern, daß dieses einer von den Punkten sei, die sich nicht so leicht durch ein allgemeines Gesetz entscheiden lassen; wir sehen die größten Meister der Sprache in diesem Stücke ganz verschiedene Grundsätze befolgen. Man halte es daher mehr für eine Anfrage, als für einen Tadel, wenn wir ein Verzeichniß der im „Meister" gebrauchten ausländischen und französischen Worte hersetzen. Produciren, determiniren, recitiren, reduciren, Inspiration, Sensation, Disproportion, Composition, personificiren, qualificiren, corrigiren, Illusion, Operationen, concentriren, existiren, variiren und unzählige andre, sind in der Bücherspracbe aufgenommen; wenn sie aber in einer Abhandlung, wo nicht unentbehrlich, doch unschädlich sind, sollte ein darstellendes Werk sie nicht lieber eher vermeiden, als beinahe aufsuchen und im Uebermaaß anwenden? Unter denen, die mehr der Gesellschaftssprache angehören, wie Equipage, Engagement, Negligé, Mantille, logiren, arrangiren, applaudiren, Route, Douceur, respectiren, Calculs, secundiren, tractiren für bewirthen, undelicat, Indiscretion, Conferenzen, Dislocationsplan, imponiren, assecuriren, paradiren, repräsentiren, Succurs, Gage, Details, Societät — sind doch nur sehr wenige,

die sich nicht leicht und ganz ungezwungen durch deutsche Worte geben ließen. Wir bemerken noch aus mehreren andern: honorabel, Confidenz, Condescendenz, brouillirt, Sagacität, souteniren und Mystificationen, welches letzte wohl nicht einmahl in der Gesellschaftssprache aufgenommen ist, deren Geist und Art im Ganzen der darstellende Dichter wohl ausdrücken mag, ohne ihre sprachwidrigen Unarten mit aufzunehmen. Haben doch „Meisters Lehrjahre" von dieser Seite grade ein so großes Verdienst, indem sie die Schriftsprache unermeßlich bereicherten, durch eine Menge der glücklichsten Ausdrücke und Wendungen für gesellschaftliche Beziehungen und Ansichten, für die vorher entweder gar keine Bezeichnung vorhanden, oder doch in keinem gedruckten Buche anzutreffen war, und der „Meister" selbst ist in unzähligen Stellen der beste Beweis, wie wenig die französischen Worte zur Wahrheit der Darstellung gesellschaftlicher Begebenheiten und Gespräche, wesentlich nothwendig und unentbehrlich sind. Je mehr nun aber die Sprache im „Meister" sich über die gewöhnliche Gesellschaftssprache, durch Sorgfalt und Bildung erhebt, je mehr scheint uns die erwähnte Einmischung, obwohl an sich vielleicht geringfügig, eine kleine Störung, in der sonst so vollendeten Gleichmäßigkeit zu verursachen. Worte wie: schwadroniren, oder Redensarten, wie: der Cavalier fand Approbation, mein Renommé zu menagiren, würden uns in manchem andern Buche gar nicht einmahl bemerklich werden; aber im „Meister," in Goethes Sprache fallen sie dem Gefühl auf. Man wird sagen, daß oft in dem mit Fleiß gewählten fremden Wort ein besondrer Ausdruck liege; aber es wird sich schwerlich irgend eine Stelle auffinden lassen, wo dieses nicht auch, wie an so unzählig vielen andern Stellen in dem reinsten Deutsch sich hätte erreichen und sagen lassen, ohne zu der barbarischen Avantage ausländischer Redensphrasen seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Der vierte Theil dieser neuen Ausgabe enthält einige kleinere, dramatische Werke, und die Uebersetzungen nach Voltaire. Betrachte und beurtheile der Leser, was derselbe enthält, mit eben dem Gefühle, was er haben würde, wenn ein großer Künstler ihn in seine Werkstätte einführen wollte, und ihn nun zuvor noch einige Augen-

blicke im Vorsaale verweilen ließe, wo neben einigen guten Copien etwa noch ein Versuch des Künstlers selbst, aber aus seiner frühesten Jugendzeit, ein zierlich ausgeführtes Stück, aber nur scherzhaften Inhalts nach der gewöhnlichen Natur, endlich einige idealische Umrisse, die aber Fragment geblieben, aufgestellt wären.

„Das Schäferspiel," „die Laune des Verliebten," erhält sein Interesse wohl vorzüglich durch die Zeit, aus welcher es herrühren mag, und durch die Art von Aehnlichkeit, die es bei sehr verschiedener Form und Behandlungsart dem Inhalt nach, mit dem anmuthigen Singspiel „Erwin und Elmire" hat. Das Fragment eines Trauerspiels, „Elpenor," worin besonders der Knabe schön dargestellt ist, hat einige Geistesverwandtschaft mit der „Iphigenie;" auch der Styl scheint uns größtentheils derselbe, nur nicht so vollkommen.

In dem „Mahomet" und „Tancred" wird der beurtheilende Franzose ohne Zweifel noch hier und da Stellen finden, wo er glauben wird, daß seinem Autor der Vorzug gebühre, und ihm Unrecht geschehen sei. Wir dürfen aber wohl auch auf die Einstimmung fast aller Deutschen Leser rechnen, wenn es uns scheint, als hätte der Dichter in vielen Stellen und Reden beider Stücke, besonders des „Mahomet," das Original, durch Weglassung zu empörender Gedanken oder zu harter Ausdrücke, im Einzelnen nicht wenig gemildert und veredelt, oder ihm durch kleine Zusätze sehr glücklich nachgeholfen. Es könnte die Beurtheilung nun auf Voltaire selbst gerichtet, und untersucht werden, ob die strengere französische Parthei, die ihn als tragischen Dichter ganz verwerflich findet, Recht habe; oder ob die immer noch sehr starke Zahl derer richtiger urtheilt, die seine Tragödie vorzüglich wegen des Romantischen, was sie darin finden, lieben, vertheidigen, und sehr hoch stellen. Für beide Ansichten wäre hier Anlaß genug und ein schlagendes Beispiel, um die eine wie die andere geltend zu machen; denn eine unwürdigere und widersinnigere Entstellung eines in seiner Kraft großen und in jedem Sinne welthistorischen Charakters, hat der Partheigeist nicht leicht zum Behuf seiner Absichten hervorgebracht, als diesen Mahomet. Dem Tancred aber fehlt vielleicht nur noch etwas von dem äußern Glanz der Fantasie

so würde er für eine recht gute romantische Tragödie gelten können, wo die Motive der Ehre und der Liebe sehr wirksam angewandt sind.

Doch da unser Dichter mit beiden Trauerspielen keine verwandelnde Umgestaltung vorgenommen, sondern nur eine freie, und hier und da verbessernde Uebersetzung davon gegeben hat, so würde die weitere Analyse dieses Gegenstandes uns über den Umkreis der gegenwärtigen kritischen Betrachtung hinausführen.

3.

Ueber die Deutsche Kunstausstellung zu Rom, im Jahre 1819.

Zu den bemerkenswerthen Erscheinungen, welche die Anwesenheit des Kaiserlichen Hofes in der Hauptstadt der alten Welt, welche bis auf die neueste Zeit der Mittelpunkt der Künste und aller Kunstfreunde geblieben ist, ausgezeichnet haben, gehört auch die Ausstellung der Deutschen Künstler im Pallaste Caffarelli, in welchem die königlich Preußische Gesandtschaft das Lokale dazu hatte einrichten lassen.

Es ist damahliger Zeit auch von dem Besuche, mit welchem des Kaisers Majestät diese Ausstellung beehrt haben, in den öffentlichen Blättern Nachricht gegeben worden. Eine ausführliche Kunstbeurtheilung davon indessen ist noch nirgends erschienen; wenigstens keine solche, welche diesen Nahmen irgend verdienen könnte, und der Sache einigermassen Genüge leistete. Gleichwohl verdient die Deutsche Ausstellung, schon als eine merkwürdige Erscheinung der Zeit, in Beziehung auf den gegenwärtigen Stand und Zustand der Kunst überhaupt, eine solche gründlichere Betrachtung in hohem Grade; wie sie denn auch an innerm Werth eine der reichhaltigsten und bedeutendsten gewesen ist, die man wohl seit geraumer Zeit von einer angehenden Kunstschule gesehen hat. Das gemeinsame Aufstreben so mannichfach emporblühender Talente ist ein eben so erfreulicher als belohnender Anblick. Es versteht sich dabei für die Unterrichteten ohnehin, da das Vor-

treffliche in der Kunst eben nicht in solcher Menge wie das Gras auf dem Felde von selbst zu wachsen pflegt: daß, wenn eine solche Kunstausstellung neben manchem Mittelmäßigen und Tadelnswerthen, welches überall mitzuströmen pflegt, auch vieles Gute und einiges Vortreffliche darbietet, dadurch schon das geleistet und erreicht wird, was man von einer gemeinsamen Bestrebung so verschiedener Naturanlagen billigerweise irgend erwarten kann.

In Hinsicht auf das von Einzelnen Geleistete und die hier zum erstenmahle in größeren Werken oder doch in einem weitern Kreise auftretenden Talente, wurde die Deutsche Ausstellung auch von Seite des Publikums durchaus günstig aufgenommen, was sich in dem, mehrern Künstlern, wie den beiden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. reichlich ertheilten Lobe unverkennbar zeigte; wie denn das Publikum, so lange es unbefangen gelassen wird, im Ganzen immer liebevoll und mehrentheils billig zu urtheilen pflegt. Von einer andern Seite aber waren die Meinungen sehr getheilt und erhoben sich auch viele tadelnde Stimmen gegen die Ausstellung. Es ward nähmlich der neuen Kunstschule im Allgemeinen zur Last gelegt und der Vorwurf gemacht, daß sie in eine altdeutsche Manier verfallen und daher, so viel Lob auch die einzelnen Talente verdienen möchten, denn dieses wurde von dem bei weitem größern und bessern Theile des Publikums keinesweges verkannt, im Ganzen genommen dennoch durchaus auf einem unrichtigen und falschen Wege sei.

Diesen allgemeinen Tadel ist es meine Absicht, hier genauer und ausführlich zu prüfen. In wiefern er auf die neue Kunstschule und Deutsche Ausstellung überhaupt, oder doch auf einzelne Werke und Künstler anwendbar sei, oder nicht, und wie mancherlei Einschränkungen in jedem Falle dabei zu machen sein dürften, darüber werde ich weiterhin das Nöthige erinnern. Ehe aber von der richtigen und unrichtigen Anwendung die Rede sein kann, müssen wir vor allen Dingen diesen sehr zusammengesetzten Begriff schärfer zu fassen und genau zu bestimmen suchen; um dann prüfen zu können, was eigentlich mit solchem Tadel und Urtheil gemeint und darunter zu verstehen, und was endlich von der Sache selbst zu halten und darüber anzunehmen sei.

Wenn davon die Rede ist, daß in einem Gemählde oder auch in allen Werken eines Künstlers überhaupt, die Zeichnung unrichtig, der Ausdruck gemein oder übertrieben, das Colorit kalt oder unwahr sei, oder von irgend andern positiven Fehlern; so wird man sich leicht darüber verstehen können, ob der Vorwurf gegründet sei oder nicht, wenigstens diejenigen werden es, die den Sinn und ein Auge für Gemählde haben, und das Vortreffliche kennen. Anders ist es schon, wenn der Begriff der Manier oder des Manierirten, auch nur im Allgemeinen, mit in das Urtheil aufgenommen wird; denn dieser bekanntlich nicht so ganz leicht zu bestimmende Begriff ist, wo diese genauere Bestimmung fehlt, schon an sich der vieldeutigsten Anwendung und Auslegung fähig. Ist aber vollends von einer bestimmten, geschichtlich einmahl vorhanden gewesenen Manier, in Anwendung auf ein Kunstwerk, als Urtheil oder Tadel die Rede, so ist der Mißverständnisse fast kein Ende, die sich an eine so bequem nachzusprechende Formel auf das leichteste anschließen können, und das Urtheil verwirren. Um aber diese mancherlei Mißverständnisse zu lösen, und die Klarheit des Urtheils in die Verworrenheit der Meinungen zu bringen, ist es durchaus nothwendig, tiefer in die Grundsätze einzugehen, auf welche es dabei ankommt; und das wollen wir denn hier in der Kürze versuchen.

So wie jede andere, auf das Höhere gerichtete Wissenschaft oder Kunst, so kann auch die bildende Kunst sich nicht von dem Faden der Ueberlieferung losreißen, und alles Vergangene vernichtend, mit einemmahle ganz neu und von vorne anfangen. Vielmehr schließt sich jeder Meister an einen früheren an, und selbst da, wo die Kunst sich neue Bahnen und Wege zu eröffnen sucht, um eine bisher noch nicht gekannte Vortrefflichkeit zu erreichen, oder in einer gesunkenen Zeit, und aus einem verwilderten Geschmack heraus, das Rechte wiederzufinden und das wahrhaft Große neu herzustellen, thut sie dieses nie ohne Beziehung auf irgend ein Vergangenes und lebendige Benutzung eines früher Geleisteten. Manchmahl geschieht dabei ein großer Sprung, indem man sich, wenn es auf Einem Wege gar nicht mehr fort will, oder die bisherige Bildungsweise ganz erschöpft und erloschen zu

sein scheint, auf einmahl in ein weit entlegenes Fremdes oder auch sehr Altes wirft, welches eben dadurch wieder als ein Neues erscheint. So neigte man sich, zur Zeit des Kaisers Hadrian, als dieser die Kunst wieder herstellen wollte, zurück zu dem alten ägyptischen Styl, wobei jedoch Religionszwecke eben so sehr oder noch mehr als das Kunstbedürfniß mitwirken mochten. Da uns dieses hier nur als Beispiel dienen soll, so lassen wir die nähere Untersuchung darüber an seinen Ort gestellt sein; so wie auch für jetzt wenigstens die Frage auf sich beruhen mag, ob die Kunst durch jenen sonderbaren Sprung oder kühnen Versuch der Rückkehr in ihren eignen Ursprung damahls wesentlich gefördert sei oder nicht. Genug, daß auch jenes Zeitalter, wie in der letzten Kraftäußerung des noch einmahl auflodernden alten Geistes vor dem bald nachher erfolgenden gänzlichen Erlöschen der heidnischen Kunst, noch manches der Betrachtung und des Bemerkens Würdige und wenigstens relativ Vortreffliche hervorgebracht hat.

Was nun die Mahlerkunst in unsrer neuern christlichen Zeit betrifft, so ist unter denen, welche sie kennen, längst entschieden und allgemein anerkannt, daß dieselbe zu Ende des fünfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, mit den großen Meistern dieser Zeit, Raphael, Leonardo, Michel Angelo, Tizian und Correggio, den Gipfel der Vollkommenheit erstiegen, und obwohl sie auch im nachfolgenden Zeitalter in der Schule der Carracci's, unter Guido, Dominichino und einigen der bessern Florentiner noch mit Ruhm fortgedauert, doch nie wieder die gleiche Höhe der Vortrefflichkeit jener ersten Großen erreicht habe. Darüber ist nun wenigstens jetzt kein Streit mehr; als daher auch jene letzte Schule erloschen, und ihre Zeit vorüber war, und man im achtzehnten Jahrhundert das Bedürfniß einer großen Wiederherstellung der so sehr gesunkenen Kunst zu fühlen anfing, so ging man allerdings von jener richtigen Annahme aus, machte aber nicht gleich die richtige Anwendung davon. Mengs, der unter uns das Werk der Wiederherstellung unternahm, glaubte, daß wenn ein Mahler die lebendige Carnation des Tizian und die magische Beleuchtung des Correggio mit der schönen Form und reichen Composition des Raphael zu vereinigen

wisse, er dann das Ziel erreicht habe, und daß der wahre Weg, um die Kunst neu zu beleben, nach diesem Ziele gerichtet sein müsse. Ein neues Leben aber kann nur aus der Tiefe einer neuen Liebe hervorgehen, und das Vortreffliche in der Kunst läßt sich nicht so aus verschiedenartigen Ingredienzen zusammensetzen und bereiten, wie ein Heiltrank in der Medicin. Daher denn auch die Werke von Mengs, bei manchem für seine Zeit unverkennbarem Verdienst und dem angestrengtesten, an sich sehr lobenswerthen, künstlerischen Fleiß, frostig erscheinen; so wie er auch selbst keine eigentliche Schule hat stiften können. Wenn nachgehends das Recept zur Wiederherstellung der Kunst dahin anders modificirt, oder noch näher bestimmt ward, daß man verlangte, der Künstler solle die Antike mit dem Raphael und der Natur, d. h. mehrentheils dem Modell, vereinigen; so ist auch auf diese Wendung des neueren Kunststrebens das gleiche Urtheil anwendbar. Was die Antike betrifft, so verkannte man dabei noch obendrein die unermeßlich große und ewige Verschiedenheit der beiden verwandten Schwesterkünste, der Sculptur und Mahlerei; oder es konnte wenigstens die vorgetragne Kunstlehre sehr leicht zu einer solchen Verkennung führen, was jedoch bei Mengs noch nicht eigentlich der Fall war, da er mehrentheils noch in den Gränzen der Mahlerei geblieben ist. Winkelmanns herrliche Begeisterung für das Antike, die auf diesem Gebiete eine neue Epoche hervorrief, gab ebenfalls zu mancher irrigen Anwendung Anlaß, und leitete die Mahler mehr und mehr von dem Ziele ihrer Kunst ab.

Am meisten aber entfernte sich davon die französische Schule, welche eine ganz eigne und noch durchaus von der bisher beschriebenen verschiedene Wendung nahm. Die Vorbilder der Antike standen hier, wenn auch dem einzelnen in Rom gebildeten Künstler bekannt, wenigstens dem Sinne der Nation nicht in gleicher Fülle und Herrlichkeit vor Augen; desto mehr aber richtete sich dieser in steigender Bewunderung auf das republikanische Alterthum, so wie wir es geschichtlich kennen und verehren. Die tragischen Helden der Griechen und Römer, in theatralischer Uebertreibung auf der Bühne herrschend, waren das Idol des Tages; und so warf sich denn nun auch die Kunst auf das repu-

blikanisch Antike, mit besonderer Vorliebe für das Tragische und in der ganzen Fülle theatralischer Uebertreibung. In der That ein gewaltiger und tödtlich gewagter Sprung, seltsamer noch als jenes ägyptische Wesen in der Sculptur unter Hadrian; wenigstens weiter ab von allem, was für uns und nach unsern Sitten und unsern Verhältnissen, der Kunst als Kunst und auch dem Menschen als Menschen angemessen sein kann; es müßte denn das ganze neuere Europa zuvor erst wieder heidnisch werden, wie man es in der Revolution allerdings wohl hoffte und auch zu versuchen anfing. Das ist nun die französische Schule; eine gewiß kraftvolle und merkwürdige aber durchaus falsche Tendenz, deren ganzes Wesen nach allen seinen Eigenthümlichkeiten man am besten an David, dem großen Meister dieser Schule erkennt. Sie ist keinesweges auf Frankreich beschränkt, sondern im Grunde bis jetzt noch die herrschende in Europa; wie auch nicht zu verwundern ist, weil sie in sehr vieler Hinsicht dem Sinne des Zeitalters am besten entspricht, da es noch nicht zu der Ruhe gelangt ist, aus welcher der Sinn für das Schöne hervorgeht. Selbst in Italien ist diese französische Manier stark eingedrungen, und des vortrefflichen Camuccini Gemählde, wenigstens die aus der Geschichte und Mythologie entlehnten, gehören nach der darin herrschenden Auffassung und Behandlungsweise, obwohl der edlere Kunstsinn oftmahls durchblickt, allerdings der französischen Schule an; einige neuere Arbeiten dieses berühmten Künstlers, besonders Kirchenbilder, sind jedoch von mehr Einfalt, und dem schlichten Styl der Wahrheit näher.

Wie aber der Geist der französischen Schule, in ausschließender Lehre, auf die jüngere Generation wirkt, das hatten wir Gelegenheit, zu Rom an der französischen Ausstellung dieses Jahres zu sehen; besonders an dem ausgezeichnetsten Bilde derselben, „einen umgestülpten jungen Griechen" darstellend, **un jeune Grec renversé**, wie es in der Aufschrift hieß; wobei man nur das arme Modell bedauern mußte, welches sichtbar sein Alles zu der nackten Heldenfigur in der tödtlichen Stellung kopfunterwärts hergegeben hatte. Der Scharfsinn des Künstlers hatte sich vorzüglich nur an dem Schwert gezeigt, welches in seiner Breite

Pythagoras, weil er das wahre Weltsystem gekannt und den Kreislauf der Erde um die Sonne gewußt, deshalb allein gelten lassen, den Tiefsinn des Heraklit, die Erhabenheit des Plato, den allumfassenden Scharfsinn des Aristoteles aber für nichts mehr wollten gelten lassen. Eine solche einseitige und allzu absolute Werthschätzung Einer urhistorischen Quelle gegen alle andern, sollte bei dem Verfasser um so weniger Statt finden, da er sie an denen, welche die hohe Autorität der Genesis in ähnlicher Weise zur Beschränkung der Forschung und des Urtheils ganz verkehrt anwenden, mit Recht tadelt. Dazu kommt noch, daß die richtige astronomische Deutung der altasiatischen Urkunden unstreitig manchen Schwierigkeiten und Ungewißheiten unterliegt. Der Taschter z. B., welcher dem Verfasser so zuverlässig für den Planeten Jupiter gilt, ist nach der mir mitgetheilten Bemerkung, eines in den persischen Wörter=büchern und Urkunden sehr bewanderten Freundes, im Bundehesch vielmehr ein Fixstern; während andre (bei Creuzer, Symbol. **I.** S. **751.** Anmerk. **101.** Neue Ausg.) den Planeten Mars darin finden wollen. Daß jedoch unter dem Naturfeinde und Drachensterne, der die Fluth veranlaßt, im Zendavesta allerdings ein Komet gemeint sei, ist wohl kaum zu bezweifeln. Ob nun der Zendavesta darin Recht hat, und ob ein Komet wirklich die Ursache gewesen, über=lassen wir dem Verfasser mit den Astronomen auszumitteln; so wie auch die mathematisch genaue Bestimmung, ob der alte Süd=pol gerade im vierzigsten oder fünfzigsten Grade südlicher Breite unter dem Vorgebirge der guten Hoffnung, hinzusetzen sei. Der Lauf des ehemahligen Aequators und mithin auch des tropischen Klima's quer durch Asien, in südwestlicher Richtung und mitten durch Europa, hat indessen schon historisch, zur Erklärung factischer Denkmale und Ueberbleibsel der Urwelt, ungemein vieles für sich. So erklären sich nähmlich leicht und mit einem Mahle ganz befriedi=gend alle die Lagen von Elephantenknochen in Siberien, die Pal=men und Cactus in den Erdschichten nördlicher Länder u. s. w. Bei einer so gewaltsamen und großen Veränderung, wie diese der bisherigen Erdachse, wird und muß unstreitig auch vielfältig, wo sonst festes Land gewesen, nun Meer geworden sein, und auch um=gekehrt; und so ist es denn ganz begreiflich, warum fossile Men=

schengebeine nur in so äußerst seltnen Ausnahmen, wie auf der Insel Guadeloupe (S. 32) oder in der Sierra Nevada in Süd-Spanien (S. 35) gefunden werden, wenn gleich die Erde auch schon vor der Fluth von einem zahlreichen Menschengeschlecht bewohnt gewesen; da sich wohl annehmen läßt, daß dieselben sehr vielfältig vom Meeresgrunde bedeckt liegen mögen. Es ist deßfalls eben nicht nöthig nach de Lücs gewaltsamer und willkührlicher Voraussetzung (die einigen unsrer Leser wohl auch aus dem Stolbergischen Werke erinnerlich sein wird) anzunehmen, daß alles ehemahlige Land in der Sündfluth zu Meer geworden, der alte Meeresgrund aber heraufgestiegen sei, und nun das jetzige, bewohnbare Land bilde; eine Hypothese, welche den Fehler hat, daß sie des Guten etwas gar zu viel thut. Mit Sicherheit läßt sich jedoch wohl annehmen, daß eine sehr bedeutende Veränderung mit dem festen Lande in der großen Katastrophe vorgegangen sei; so daß es eine ganz vergebliche Mühe sein würde, die Lage des wahren Urlandes, nähmlich dessen, wie es vor der Sündfluth war, auf der jetzigen Erde geographisch bestimmen zu wollen. Daher auch die vier Ströme des Paradieses bei Moses, oder wo sie sonst in asiatischen Ueberlieferungen vorkommen, wie Stolberg am angeführten Orte (Thl. I. S. 380) richtig bemerkt, immer nur als ein Bild nach der Analogie betrachtet werden müssen; da auch ohnehin nirgends auf der Erde eine Stelle gefunden wird, wo vier solche Ströme, wie es doch dort ausdrücklich heißt, aus Einer gemeinsamen Quelle entspringen, man mag nun den einen zweifelhaften Phison mit dem heiligen Hieronymus (Epist. II., 15.) auf den Ganges oder auf einen kaukasischen Strom deuten. *) Wozu noch kömmt, daß an jener Stelle der Genesis die

*) Ich sehe auf der mosaischen Weltkarte in Malte-Bruns Atlas, daß dieser berühmte Geograph nicht bloß den Phison, sondern selbst den Gihon auf den Kur und Araxes zu deuten geneigt ist, und nach Armenien versetzen will. Nach dieser Erklärung würden die vier Ströme allerdings ziemlich aus einer Gegend ihren Ursprung nehmen. Aber wie weit ist das noch entfernt, von Einer Quelle, die sich in vier Ströme theilt? Die Schwierigkeit ist also auch von dieser Seite nur schein-

tiefere symbolische Bedeutung der vier Ströme *) ohnehin zunächst die wichtigere ist, während die geographischen Nahmen derselben augenscheinlich nur in bildlicher Analogie hinzugefügt sind; wovon sich auch in andern Stellen der heiligen Schrift so viele und ganz ähnliche Beispiele finden **).

Nach der Weise, wie der Verfasser die große Fluth und dabei Statt gehabte Veränderung der Erdachse betrachtet, erklärt sich nun auch einigermaßen, obgleich noch nicht ganz zureichend die so ganz zerrißne und höchst unregelmäßige Gestalt unsrer jetzigen vier oder fünf Welttheile, wenn es nicht anders nach tieferen Gründen der Erdkunde richtiger ist, deren nur drei anzunehmen. Nach der Meinung derjenigen nähmlich, welche den Charakter eines isolirten Welttheiles in Amerika am meisten ausgedrückt finden, sowohl in dem eigenthümlichen Gepräge aller seiner Pflanzen- und Thier-Productionen, als auch in der sich einer Regel wenigstens mehr annähernden Conformation seiner Gestalt, wo die große Nord- und Südhälfte, beide von einigermaßen triangulärem Umkreise, durch einen engen Isthmus

---

bar gelöst. Derselbe Geograph setzt das Land Hevilath in das südliche Arabien. Da es aber bei Moses ausdrücklich heißt, daß der Phison um das Land Hevilath fließe, so wird die Schwierigkeit nun erst recht groß und völlig unauflöslich. Daher ich Stolbergen vollkommen beistimme, daß hier gar keine geographische Lösung und Deutung möglich ist.

*) Man vergleiche etwa damit, was der Apostel sagt (Ephes. III. 18.): — „ut possitis **comprehendere cum omnibus sanctis, quae sit latitudo et longitudo, et sublimitas et profundum.**“ Jene vier Dimensionen des wahren Lebens, „welche die Heiligen erkennen,“ sind dem Menschen in seinem ursprünglich reinen Zustande wohl auch nicht fremd gewesen; und können am besten dazu dienen, uns auf den wahren Sinn der vier Weltgegenden und Lebensströme des Paradieses hinzudeuten.

**) So werden im Jesus Sirach (XXIV. 32—37.) die göttlichen Gaben, welche dem mosaischen Gesetze und Buche des Bundes entfließen, vollen Strömen der Weisheit verglichen, und unter diesen Strömen auch drei von denen des Paradieses genannt, als: der Phison, Tigris und Euphrat.

zusammen verbunden sind; wo dann angenommen wird, daß Europa und Afrika ursprünglich zusammengehörend, durch einen jetzt zerrißnen Isthmus in der Meerenge von Gibraltar verknüpft waren, so wie Australien durch die noch bestehende Inselkette mit Asien verbunden gewesen; indem aber die Nordhälften dieser beiden Welttheile, Europa und Afrika als des einen, Asien und Australien als des andern, sich zusammenneigten, so ward dadurch die Unregelmäßigkeit in der Gestalt dieser zusammengewachsnen oder in einander verschlungenen Welttheile noch verdoppelt. Es ist manches in dieser großen Unregelmäßigkeit sehr auffallend, was vielleicht wohl mit der vom Verfasser angenommenen Veränderung der Erdachse in Zusammenhang stehen könnte, aber doch bei weitem nicht unmittelbar daraus zu folgen scheint. Man bemerket z. B. nur an dem Erdglobus, wie sich das feste Land sowohl von Nord-Asien als in Amerika, mit seiner ganzen Breite nach Norden und dem Nordpole hindrängt, während die großen Spitzen aller Welttheile scharf und gerade nach Süden gerichtet sind, auf welcher Erdhälfte das Meer außerdem so überwiegend ist, daß man den Südpol auch wohl den Wasserpol der Erde nennen könnte; so daß auch ohne den Einfluß eines von daher aufsteigenden Kometen, leicht glaublich ist, daß die große Fluth zunächst von Süden hereingebrochen, wie im Zendavesta berichtet wird. Ist nicht überhaupt denkbar, daß noch außer der Achsenveränderung der Erde im Ganzen, auch das feste Land und einzelne Welttheile, als Stücke oder Glieder der obern Erdrinde, für sich bewegt und von ihrer Stelle gerückt worden? Die unregelmäßige Gestalt des jetzigen festen Landes könnte wohl auf solche Annahmen führen. Außer der schon bemerkten Richtung der Breiten des festen Landes nach Norden, wie der Spitzen nach Süden, scheinen auch oftmahls die Umrisse der durch das Meer getrennten Erdtheile in ihren Einbuchten und Vorsprüngen sich wechselseitig zu entsprechen, als ob sie von einander gerissen wären, wie die Felsenufer eines Flusses sich oft gegenüber stehen. Besonders auffallend ist dieses bei Süd-Amerika, nähmlich der östlichen Küste desselben und der Westküste von Afrika, wie beide sich korrespondiren. So ließe sich manches in der jetzigen unregelmäßigen Gestalt des festen Lan-

des in jener Voraussetzung wohl auf eine Fortrückung und dadurch erfolgte Losreißung von Osten nach Westen deuten, welche also nebst jener Richtung nach Norden eine zwiefache Bewegung bildete. Ueberhaupt wenn auch ein äußrer Anstoß, wie die Einwirkung eines nahen Kometen, die veranlassende Ursache der Fluth gewesen; so darf man doch wohl auch eine innre Veränderung, Metamorphose, Entwicklung und Evolution oder vielleicht auch — Erkrankung in dem organischen Leben der Erde nicht von dem ausschließen, was die Katastrophe wo nicht hervorgebracht, doch mitwirkend bestimmt haben kann. Nicht um die Menge der möglichen Conjecturen in diesem Gebiethe der höhern Erdkunde zu vermehren, habe ich mir diese Andeutungen erlaubt; sondern nur um alle Seiten des Gegenstandes zu beachten, und als Anfragen an die Wissenschaft sollen sie dienen. Die wesentlichste Frage dieser Art möchte wohl die sein, ob die so ganz unregelmäßige Gestalt des festen Landes nicht überhaupt erst durch die letzte Erdrevolution entstanden, der ursprünglich alte Continent aber, das wahre Urland vor der Fluth, eine mehr regelmäßige und mathematisch einfachere Form gehabt habe, und welche? Wenn anders die höhere Astronomie aus dem, was sie von der Planetenbildung wissen oder mit Wahrscheinlichkeit vermuthen kann, schon einige Analogien zur Beantwortung dieser Frage darbietet. Der Verfasser betrachtet als ein vorzüglich wichtiges Kennzeichen von den Folgen der letzten Erdrevolution, daß erst seitdem, nachdem Zendavesta, Winter und Sommer entstanden, vor der Fluth aber nur eine Jahrszeit und immer Sommer gewesen sei. Sonach scheint er anzunehmen, daß auch die Schiefe der Ekliptik erst seitdem entstanden wäre; denn mit dieser wäre doch sonst im Wesentlichen auch ein Wechsel der Jahrszeiten gegeben.

So gern ich übrigens dem Verfasser in seiner Hauptvoraussetzung über die letzte Erdrevolution folge und beistimme; so bleibt dabei doch noch eines zu vermissen. Es wäre nähmlich zu wünschen, der Verfasser hätte die klimatische Veränderung der Erde nicht bloß astronomisch aufgefaßt, und wäre nicht bloß bei den naturhistorischen Erscheinungen, auf der Oberfläche des Erdenlebens stehen geblieben, sondern hätte die Untersuchung auch auf

die etwa bei der Fluth und durch dieselbe bewirkte innere Veränderung und wahrscheinliche Verschlechterung der Atmosphäre nach ihrer elementarischen Beschaffenheit, so wie auf die Folgen dieser Veränderung auf den Menschen, seine Diät und die Krankheiten, denen er unterworfen ist, vielleicht auch auf die Entstehung einiger untergeordneten Thier-Productionen ausgedehnt, wie ja auch im zerfallenden Organismus des erkrankten Individuums sich allerlei falsches Leben und organisirte Brut erzeugt. In diesen und solchen Hinsichten wünschten wir, daß der Verfasser auch die Atmosphäre und ihre bei der letzten Erdrevolution erlittene Veränderung und Verschlimmerung mit in den Umkreis seiner Betrachtungen gezogen haben möchte; da doch ohnehin die Luft überhaupt das Reelle in der Natur ist, so wie die Atmosphäre das eigentliche Organ alles Erdenlebens bildet.

So weit von dem, was der Erdkunde angehört, in der Idee des Verfassers, worüber die definitive Entscheidung doch größtentheils vor ein anderes Forum gehört. Ich wende mich nun zu dem eigentlich historischen Theile der vorliegenden Schrift, der uns zunächst angeht; worin ich dem Verfasser Schritt für Schritt folgen, zugleich aber einige Worte über die Genesis damit verbinden und voranschicken werde. Nicht etwa, um mit dem Verfasser zu streiten, weil er den Moses bisher so gar nicht aufmerksam beachtet, noch sich verständlich gemacht zu haben scheint; da in der That sein nur negativ sich äußerndes Urtheil darüber kaum schon für eines gelten kann; sondern einzig, um die Sache selbst dadurch zu erhellen, da diese — der Anfang der Menschengeschichte nähmlich — mit dem tieferen und rechten Verständniß jener heiligen Urkunde nun einmahl unzertrennlich verknüpft ist; da auch unter den Resultaten des Verfassers diejenigen, welche die Beschaffenheit und das Wesen der ersten und ursprünglichen Religion betreffen, als die wichtigsten erscheinen, die wir besonders aufmerksam zu betrachten haben; woran sich denn, was über die ursprüngliche Sprache, den Ursprung der Buchstabenschrift und die Auswanderung der ersten Menschenstämme aus einem gemeinschaftlichen Urlande zu erinnern bleibt, leicht als Corollarium anschließen wird.

In einer Schrift verwandten Inhalts (Ueber Alter und Werth einiger morgenländischen Urkunden. Vorrede S. VI.) führt der Verfasser eine Stelle aus William Jones über die Anwendung der Genesis auf gelehrte und historische Untersuchungen an, welche so lautet: „Entweder sind die eilf ersten Kapitel der Genesis wahr, oder unsere National-Religion (die christliche) ist falsch. Nun aber ist das Christenthum nicht falsch, und folglich sind jene Kapitel wahr." — Dieses ist nun eben der Grundsatz, welchen der Verfasser tadelt und als die Freiheit der Untersuchung zerstörend, und an allen denen, welche auch in diesem Gebiethe der Wissenschaft als christliche Gelehrte sich bewähren und darnach verfahren wollen, höchst tadelnswerth und ganz verwerflich findet. Auch in der vorliegenden Schrift (S. 22) zählt er unter die „Vorurtheile," welche erst weggeräumt werden müssen, ehe die Prüfung unbefangen vorschreiten könne, die Behauptung: „Daß es nun einmahl keine älteren Nachrichten gebe und geben könne, als im Moses, und daß alle Ueberlieferungen, welche nicht mit Moses übereinstimmen, eben dadurch sich als falsch erweisen." — Was zuerst das Alter der andern Ueberlieferungen und Urkunden betrifft, so hat nur die Kritik darüber zu entscheiden und nicht die Religion; und ist gar nicht abzusehen, wie es die Religion nur irgend berühren könnte, wenn auch ältere Ueberlieferungen, als die mosaischen, wirklich gefunden werden sollten; was jedoch mit Gewißheit anzunehmen, bis jetzt der Fall noch nicht eingetreten ist. Die Verwerfung aber aller mit dem Moses nicht übereinstimmenden Ueberlieferungen, liegt noch gar nicht so unbedingt in jenem Grundsatz, so wie ihn William Jones ausgesprochen hat; wie kategorisch und schneidend für die gelehrte Kritik und bedenklich für die historische Forschung er auch auf den ersten Blick lauten mag, so läßt er sich doch leicht richtiger erklären. Es kommt überhaupt nicht sowohl auf den Grundsatz selbst an, als was weiter daraus gefolgert ist. Wird der Schluß aus jenem Satze gezogen, daß mithin alle andere asiatischen Urkunden und Ueberlieferungen, die in einigem vielleicht nur scheinbaren Widerspruch mit dem Moses stehen, sofort für nichts zu achten und ganz zu verwerfen seien; so wird damit

freilich alle fernere Untersuchung und Erweiterung unserer Einsicht abgebrochen und vernichtet. Keinesweges aber ist dieses der Fall, wenn man sich bescheiden wollte, aus jenem an sich richtigen Vordersatz nur das zu folgern, was wirklich darin liegt: daß wir nähmlich alle andere asiatischen Urkunden und Ueberlieferungen sorgfältig zu prüfen und kritisch zu sichten, besonders aber unter einander und mit dem Moses zu vergleichen haben, der, wenn wir auch seine Urkunde nicht als eine heilige verehrten, schon seiner hohen Einfalt wegen als der sichern Führer Erster erscheinen müßte. Vielmehr ist, eine solche Ausgleichung wenigstens zu versuchen, dabei aber das Urtheil über alles das, was als ganz ungewiß oder noch allzu schwierig sich darstellt, zu suspendiren und offen zu erhalten, nichts andres als was uns eine gesunde Kritik ohnehin zum Gesetze macht. Eine solche Ausgleichung der Genesis mit den andern alten Ueberlieferungen und allen neuen ethnographischen Entdeckungen hat William Jones selbst in der Materie von der Abstammung aller bekannten Völker nach ihren drei Hauptstämmen, jenes Grundsatzes unbeschadet, in einer sehr großen Weise, und mit eben so umfassender Beurtheilung als tiefer Gelehrsamkeit aufzustellen gesucht. — Nicht schaden würde es dabei, wenn wir jener kritischen Mäßigung gemäß, etwa auch als möglich annehmen wollten, daß wir vielleicht das Physische und Historische in der Genesis noch nicht ganz verstehen oder wenigstens bisher vielfältig nicht verstanden haben; eine Voraussetzung, an welcher uns das Christenthum durchaus nicht verhindert, da die moralische Belehrung, welche wir aus jenem Anfange der Bibel zu nehmen haben, in der Religion nicht zweifelhaft und im Grunde von jenen gelehrten Forschungen ganz unabhängig ist. Wenn aber etwas zur Bestätigung der Behauptung dienen kann, daß die Genesis von unsrer bisherigen Kritik und jetzigen Exegese ganz und gar nicht mehr richtig verstanden wird, so ist es wohl der allgemeine Beifall, welchen die bekannte Hypothese bei so vielen Bibelgelehrten gefunden hat, daß der Anfang Moses aus zwei Urkunden — einer Elohim-Urkunde und einer Jehovah-Urkunde — zusammengeschmolzen, gewachsen oder an einander ge-

weht sei. Eine Hypothese, welche gleich von selbst dahin fällt, sobald man den Sinn der heiligen Urkunde zu verstehen angefangen; die ich mir aber vorbehalte, da sie noch so allgemein verbreitet ist, als ein merkwürdiges Denkmal kritischer Verirrung unseres Jahrhunderts, bei einer andern Gelegenheit bis auf den Grund zu beleuchten.

Vergleichen wir nun zunächst die Ansicht des Verfassers von Ueberlieferungen überhaupt, und sehen wir, wie seine eignen Ideen etwa auf die Genesis anwendbar sind, oder sich dazu verhalten. Sehr richtig und scharfsinnig bemerkt der Verfasser, daß man in der Sage und Ueberlieferung eines jeden alten Volkes zwei verschiedene Linien (S. 1 und 2) und Faden unterscheiden könne; den mythischen, der auf den Anfang aller Geschichte gerichtet und jederzeit mit irgend einer Theologie oder Kosmogonie verwebt ist; und den andern factischen der eignen Geschichte einer jeden Nation. In der Geschichte selbst aber ist wieder der vorchronologische Theil von dem schon chronologischen sorgfältig zu unterscheiden. Allerdings ist es nun jener erste auf den Anfang der Menschengeschichte mit Beziehung auf Gott oder die Natur gerichtete Faden und Bestandtheil, welcher der mythischen Ausbildung vorzüglich fähig ist und auch zu mythischen Auswüchsen den meisten Anlaß giebt; da dieses jedoch nicht schlechthin nothwendig und nahmentlich in der Genesis nicht der Fall ist, so dürfte es richtiger sein, diesen Theil der Ueberlieferung nach dem wesentlichen Inhalt der darin aufbewahrten Erkenntniß ganz einfach den urhistorischen zu nennen. In der Genesis bilden die zehn ersten Kapitel diesen urhistorischen Theil; und diesen vorzüglich, der uns hier allein angeht, werden wir in der Folge unter dem Nahmen Genesis verstehen. Es ist wohl zu bemerken, daß der andere Bestandtheil, den wir am liebsten den volkshistorischen nennen möchten, nicht eben rein factisch zu sein braucht, sondern auch des Symbolischen und Typischen sehr viel enthalten kann, wie dieses nahmentlich mit dem volkshistorischen Theile der Genesis, den vierzig letzten Kapiteln im ersten Buche Moses der Fall ist; welche uns hier nicht näher angehen. Es ist wirklich auffallend, daß der Verfasser

nicht bemerkte, wie gut diese seine ganz richtige Eintheilung und Idee auf die Urkunde Moses anwendbar sei, da kaum eine altasiatische Ueberlieferung außer dieser gefunden werden dürfte, in welcher der urhistorische Bestandtheil von dem volkshistorischen so deutlich und rein abgesondert gehalten ist, zugleich aber doch beide selbst nach dem historischen Faden der Erzählung so natürlich an einander geknüpft sind. Diese geschichtliche Anknüpfung findet sich am hervortretendsten im Nimrod, am Schluß und im letzten Kapitel des urhistorischen Theils und in der Zerstörung von Babel im eilften Kapitel, welche der Geburt und Berufung Abrahams, als dem Anfange des volkshistorischen Theils, zur Einleitung vorangestellt ist. Eben so deutlich ist auch wiederum in der urhistorischen Ueberlieferung der vorchronologische Theil von dem chronologischen geschieden. Der chronologische beginnt mit Seth im fünften Kapitel, die vier ersten Kapitel aber sind vorchronologisch; denn obwohl, was von der Erfindung menschlicher Künste und bürgerlicher Einrichtungen in dem Stamme Kains erzählt wird, allerdings und zweifelsohne in die chronologische Geschichte hinabreicht, so wird es doch, was wohl zu merken ist, noch ohne Chronologie vorgetragen, und bildet auf solche Weise den Uebergang und Anknüpfungspunkt zu dem chronologischen Theil und Zeitraum.

Was nun die Genesis im eigentlichsten und engeren Sinne, jene ersten zehn Kapitel urhistorischen Inhalts, am meisten auszeichnet, das ist die hieroglyphische Kürze, welche in diesem Abschnitte herrscht, die so sehr gegen die Umständlichkeit und Ausführlichkeit in dem nachherigen volkshistorischen Theile absticht. Und wenn auch in diesem der tieferen Bedeutung viel enthalten ist, so ist es doch nicht so in einzelnen Andeutungen eingeschlossen, wie so vieles in dem ersten Theile dem Anschein nach wie verloren, hingestellt gefunden wird. Denn in der That, es dürfte wohl kaum in dem ganzen Umkreise menschlicher Sprache, Schrift und Ueberlieferung ein anderes Stück gefunden werden, wo alles so voll des schweren Inhalts und des tiefsten Sinnes, wo jedes Wort und jede Sylbe so bedeutsam ist, als in diesem geheimnißreichen Anfang der Genesis. Nicht zu verkennen ist es, daß diese hiero-

glyphische Kürze absichtlich gewesen; und zum Theil läßt sich auch ganz leicht finden, worauf diese Absicht zunächst gerichtet war, oder wodurch sie bestimmt worden. Moses wollte eben darum sich nur auf das durchaus Unentbehrliche und Nothwendigste aus der Urhistorie beschränken, um alle mythischen Auswüchse, zu denen dieser Stoff so leicht Anlaß giebt, ganz abzuschneiden, da diese jene Tiefe der Offenbarung nur dem Mißbrauch offen stellen konnten, besonders aber auch mit dem Berufe und besondern Wege, welchen er sein Volk führen wollte und sollte, ganz unvereinbar waren. Aber es giebt noch eine andre Analogie, um die Absicht jener hieroglyphischen Kürze der Genesis zu erklären, in der Bibel selbst; denn der Schlußstein und das Ende derselben ist nicht weniger dunkel und geheimnißvoll als der Anfang. So wie nun das helle Licht, welches der Prophet des neuen Bundes in das Dunkel der Zukunft und der letzten Erdenzeiten hineinstrahlt, zwar wohl dem Einzelnen, dem es nützlich oder nöthig ist, offenbar und verständlich werden kann, für das Ganze aber, weil die allzuhelle Erkenntniß der Zukunft sonst gewaltsam störend, ja bei dem geringsten Mißbrauche auf das furchtbarste zerstörend in die Gegenwart eingreifen würde, in jenem Buche der Apokalypse versiegelt bleiben muß und bleiben wird, bis die Zeit gekommen ist, da es entsiegelt werden soll; eben so würde auch eine vollständige Erkenntniß der gesammten Urhistorie im ersten Weltalter für das Volk Israel, welches, in der Verheißung unter dem Gesetz verharrend, unverrückt auf dem vorgezeichneten Wege zu dem bestimmten Ziele wandeln sollte, durchaus nur störend und zerstörend eingewirkt haben, und ward ihm daher nur so zurückhaltend und lichtverhüllt und eben in dem Maaße, wie es ihm dienlich war, mitgetheilt. Denken wir uns die Bibel vor allen Dingen als ein Ganzes, so bildet das Evangelium wie die Mitte desselben, von welchem, das Licht in vierfachem Strome ausstrahlend, alles übrige erhellt und mit höherem Leben beseelt; die Genesis aber und die Apokalypse, Anfang und Ende, sind die geheimnißvollen Handhaben an dem heiligen Gefäß, die wir erst selbst recht gefaßt haben müssen, um die Arche des göttlichen Wortes durch sie zu fassen, zu halten und zu tragen. Ich benutze diese Gelegenheit,

um gegen den Verfasser und andre, meine Ansicht und Ueberzeugung von der Genesis und rechten Erklärung derselben ganz unverhohlen darzulegen. Es wird nach allem Bisherigen nicht mehr undeutlich sein, und durch das Nachfolgende noch einleuchtender werden, in welchem Sinne ich nun in der Genesis, den oben erwähnten — Schlüssel finde, der wohl angewandt, allein im Stande ist, uns das große Räthsel der Urwelt zu entziffern und in das Chaos der alten Ueberlieferungen Licht zu bringen. Auf der andern Seite aber kann man gern zugeben und darf ja nicht aus der Acht lassen, daß die hieroglyphische Kürze jenes mosaischen Anfangs wohl oft genug einer weitern Ausführung und eines Commentars bedürftig wäre. Zu einem solchen allerdings sehr nöthigen und lehrreichen Commentar werden die andern altasiatischen, indischen, ägyptischen, persischen, chinesischen Ueberlieferungen und Urkunden uns den reichhaltigsten Stoff darbieten, wenn uns ihr Verständniß erst durch den innern Schlüssel zugänglich geworden und damit auch die rechte Ordnung des Ganzen gefunden ist; denn alle andern altasiatischen Ueberlieferungen nur als Luft- und Truggebilde zu betrachten, die gar keine Wahrheit enthalten, würde allerdings der ärgste nur ersinnliche und nie verzeihliche Mißverstand sein. Wenn ich aber in der Genesis einen tieferen Sinn finde, als den, welchen man aus dem ersten besten hebräischen Vokabelbuche zusammen buchstabiren kann; so meine ich damit nicht allein jene unter dem Nahmen der mosaischen Philosophie bekannte esoterische Deutung; denn in dieser, wenigstens in dem, was man in den letzten drei oder vier Jahrhunderten so genannt hat, ist nebst vielem, sehr Tiefsinnigem und unstreitig Wahrem, auch viel Eingebildetes, Willkührliches, Ungegründetes enthalten. Vorzüglich und zunächst habe ich dabei auch alles dasjenige im Auge, was in der Tradition und in den Kirchenvätern zur tieferen Erklärung der Genesis enthalten und dessen sehr viel ist; vor allem andern aber das Licht, welches die Genesis, wie die Bibel überhaupt, aus dem Zusammenhange dieses Ganzen, von dem sie ein Theil und Glied ist, erhält. Wie jeder große Autor am besten aus sich selbst erklärt wird, so gilt diese Regel vorzüglich auch von diesem Autor, der wohl mit

Recht vor allen andern Groß zu nennen ist; ich meine von der Bibel; denn das göttliche Wort, auch das geschriebene, ist ein Licht, welches sich selbst am besten erleuchtet und klar macht. Nicht etwa von einem willkührlichen Accomodations-Systeme ist also hier und kann hier die Rede sein, sondern von dem Sinne, der sich auch philologisch streng als der einzig wahre bewähren wird, und von einem Verfahren und einer Regel, welche ohnehin aller höhern, d. h. den Geist fassenden und im Geiste verstehenden, Kritik zum Grunde liegt.

Wir machen hievon nun die Anwendung, zunächst mit Rücksicht auf die historischen Behauptungen des Verfassers. Er zählt (S. 7) den Moses unter diejenigen, welche die letzte große Umbildung und Revolution der Erde als die Schöpfung derselben vorgestellt, und mit dem ersten Anfange der Menschengeschichte in Verbindung gesetzt. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung ist einleuchtend, wenn, wie wir oben schon nachgewiesen haben, die im Zendavesta von dem Naturfeinde und Drachensterne hergeleitete Fluth dieselbe ist, wie die des Noah, welche Moses um ein volles großes Weltalter nach dem Ursprunge des Menschengeschlechts ansetzt. Ist aber in einem Theile der sogenannten Schöpfungsgeschichte bei Moses etwa auch eine Revolution oder Umbildung der Erde gemeint, so kann diese doch durchaus nicht als die letzte (oder die Sündfluth) betrachtet werden, sondern es müßte eine andere, frühere und vielmehr die vorletzte gewesen sein, ganz so wie der Verfasser in seiner Weise (S. 31) sagt: „Der muthmaßliche Anfang des Menschengeschlechts falle in den Zeitraum zwischen den beiden letzten Umbildungen.“ Und an einer andern Stelle: „Daß das Menschengeschlecht bei jener großen Revolution der Erde seinem Ursprunge noch nahe war, wenigstens in Vergleichung mit der Zeit, die seitdem verflossen ist, kann nicht wohl bezweifelt werden;“ was unter der hinzugefügten Einschränkung ebenfalls mit Moses sehr gut übereinstimmt. — Wo findet denn nun aber der Verfasser die Schöpfung beim Moses, im ersten Verse des ersten Kapitels, oder auch in den nachfolgenden sechs Tagewerken? Im ersten Verse ist ganz unläugbar von der Erschaffung aller unsichtbaren und sichtbaren Dinge die Rede; da aber im zweiten Verse

die Erde nebst dem Wasser als schon vorhanden vorausgesetzt, und in ihrem chaotischen, finstern, fluthenden Zustande beschrieben wird; so ist einleuchtend, daß in den nachfolgenden sechs Tagewerken keinesweges von der ersten und eigentlichen Schöpfung aller Dinge und der ganzen Welt aus Nichts, nach dem mosaischen und christlichen Begriffe, die Rede sein kann, sondern nur von einer kosmischen Anordnung, oder Wiederherstellung und Einrichtung der Erde zum Wohnplatze der Menschen; von einer organischen Belebung und Anfüllung derselben mit lebendigen Naturen; welchem Werke dann durch die Erschaffung des Menschen die Krone aufgesetzt wird. Der Verfasser hat sich hier offenbar mit dem Gewöhnlichen der neuern Exegese begnügt, wo es denn leicht begreiflich ist, wenn der Widerwille bei ihm von den schlechten Commentaren auch auf den Text selbst mit übergegangen ist. Bei solchen Untersuchungen, wie die seinigen sind, wäre aber doch wünschenswerth gewesen, er hätte sich lieber nach dem alten Wege der Erklärung*) umgesehen, vorzüglich aber aufmerksam beachtet, was im Moses wirklich steht und was er eigentlich selbst sagt. Betrachten wir also in dieser Hinsicht den ganzen Text der mosaischen sechs Tagwerke, besonders aber was ihnen im ersten und zweiten Verse vorangeht. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde,"

---

*) Bemerkenswerth ist es, wie sorgfältig die Ausdrücke der alten Erklärer und Kirchenväter über diesen Gegenstand mehrentheils gewählt sind, so daß der Unterschied auf das deutlichste bezeichnet und an keine Verwechslung zu denken ist. So sagt der heilige Justinus in seiner Apologie II., da er von der zwiefachen Ursache redet, weßhalb die Christen den Sonntag feiern, und am Sonntage zusammen kommen, weil Christus an diesem Tage auferstanden, und zuvörderst auch, weil dieses der erste Tag sei, an welchem Gott die Finsterniß und die Materie umwandelnd, die Weltordnung gebildet habe; „επειδαν πρωτη εστιν ἡμερα, εν ἡ ὁ Θεος το σκοτος και την ὑλην τρεψάς, κοσμον ἐποιησε." Wie hätte er diese Ausdrücke, die offenbar nur auf eine Wiederherstellung und Umwandlung der finster gewordenen Materie gehen, von der mosaischen Weltbildungsgeschichte wählen können, wenn er diese als eine eigentliche erste Schöpfung (nach christlichen und also seinen Begriffen) aus Nichts verstanden und genommen hätte?

d. h. die Geisterwelt und die Sinnenwelt, oder wie es im Symbolum mit offenbarer Beziehung auf diesen Anfang Moses heißt, „alle unsichtbaren und sichtbaren Dinge." Er schuf sie, und zwar in dem christlichen Sinne, welcher auch der mosaische ist, was eigentlich schaffen heißt, aus Nichts; denn die entgegenstehende Meinung von einer neben dem Weltgeiste bestehenden, gleich ewigen, und von ihm also unabhängigen Materie, welche durch Gott erst zur Welt gebildet und geordnet worden; diese Meinung, welche bei so vielen alten Völkern die herrschende war, wird durch Moses Worte ausdrücklich abgeschnitten und ausgeschlossen, wie dieß auch von andern Gelehrten schon oftmahls anerkannt ist. Das „Im Anfang" aber kann hier nicht so viel als von Ewigkeit her bedeuten, sondern es geht diese Stelle dem ganzen Zusammenhange nach auf den Anfang der zeitlichen Schöpfung. *) Im zweiten Verse folgt nun mit einem Mahle die Beschreibung eines durchaus chaotischen Zustandes der noch ganz mit Finsterniß bedeckten Erde. „Und die Erde war wüste und leer;" sie war noch ohne organisches Leben. „Und Finsterniß lag auf dem Abgrunde;" die Erde entbehrte noch der wohlthätigen Einwirkung des Lichts und alles was diese hervorbringt. Gleichwohl war schon das vorhanden, woraus der künftige, bessere Zustand hervorgehen sollte;

*) Das Dasein einer andern Schöpfung von Ewigkeit her, wird dadurch nicht ausgeschlossen; nur kann sie hier nicht gemeint sein. Das Christenthum — die Bibel sowohl als die Kirche — entscheidet bekanntlich in der positiven Glaubenslehre nicht zwischen der zeitlich anfangenden Schöpfung und der von Ewigkeit her; die eigentliche Aufgabe der christlichen Philosophie aber dürfte es wohl sein, beiden, einer jeden an ihrer Stelle, ihr Recht widerfahren zu lassen, und eben dadurch das Geheimniß der Schöpfung erst wahrhaft offenbar und klar zu machen. Was das „Im Anfang" betrifft, so will ich nur bemerken, daß in einer andern Stelle der Schrift, wo von der ersten Kreatur die Rede ist, die zwar erschaffen, aber von Ewigkeit her erschaffen ist, welche Stelle eben darum durchaus nicht auf den Sohn bezogen und gedeutet werden darf, zu dem „ab initio" noch ausdrücklich hinzugesetzt wird „et ante omnia saecula;" in den Worten: „**Ego creata sum ab initio et ante omnia saecula u. s. w.**"

denn „der Geist Gottes schwebte über dem Wasser." — Erde und Wasser also sind hier schon vorhanden, obwohl noch ganz chaotisch in der Finsterniß fluthend. Um so weniger können also die beiden ersten Verse etwa bloß als Ueberschrift und kurzer Inhalt angesehen und erklärt werden, wovon das Nachfolgende nur die weitere Ausführung und stufenweise Beschreibung enthielte. Und wenn man auch den unendlichen Gehalt des ersten Verses auf diese Weise, mit Beziehung auf die Recapitulation im II. Kapitel, Vers 1 und 4, obwohl diese das gar nicht beweisen kann, zu einer bloßen Ueberschrift reduciren wollte; so würde dieses doch auf den zweiten Vers, der etwas ganz anderes enthält und schildert, durchaus nicht passen und eine solche gewaltsame Erklärung hier gar nicht denkbar, noch irgend durchzuführen möglich sein. Die ersten Tagewerke der nachfolgenden Weltbildungsgeschichte erzählen eben das, wie die Erde aus jenem im zweiten Verse beschriebenen chaotischen Zustande durch die Einwirkung des Lichts herausgerissen, organisch geordnet und zum Wohnorte des Menschen eingerichtet wurde. Auch ist im zweiten und dritten Tagewerke nichts enthalten, was auf die erste Hervorbringung und Erschaffung des Wassers oder der Erde bezogen oder gedeutet werden könnte. Sie werden ausdrücklich als schon vorhanden vorausgesetzt, und bloß von einer nach der Einwirkung des Lichts erfolgenden Scheidung der obern Wasser — Wolkengebilde, Dunstfluthen und Nebelnacht — von den untern, so wie des Meeres vom festen Lande ist daselbst die Rede; und von der klaren Himmelsfeste, welche den alten Nebelqualm endlich schied, und von dem Damm, welcher auf der Erde dem fluthenden Urgewässer gesetzt ward. Also nicht von der ersten Erschaffung der Erde ist hier die Rede; sondern eine Wiederherstellung war es, eine neue Umbildung und Einrichtung der Erde, welche der Erschaffung des Menschen vorging, und eben zu diesem Endzwecke, um ihm zum Wohnorte zu dienen, angeordnet und verfügt ward. Wenn aber von dieser Seite aller Zweifel abgeschnitten ist, so bleibt von einer andern Seite eine schwer zu lösende Frage übrig. Wie kommt Moses nach der kurzen Erwähnung der uranfänglichen Schöpfung aller Dinge, auf einmahl auf jenen chaotischen Zustand, den er in wenigen

quer über dem Körper liegend, zugleich als Feigenblatt des Anstandes benutzt war. Von dieser Höhe des Manierirten hat man doch außerhalb der französischen Schule kaum einen Begriff.

Indessen fehlt es nicht leicht, wo ein falscher Geschmack herrschend ist, an einzelnen glücklichen Ausnahmen und besseren Bestrebungen, die aber freilich mehrentheils einzeln bleiben, bis jene Herrschaft gebrochen, und der ihr zum Grunde liegende irrige Begriff weggeräumt ist. Selbst in Frankreich, wie jedes unnatürliche Extrem gern seinen Gegensatz hervorruft, hat sich neben jener, halb der Antike, halb der Revolution entsprungenen tragisch-theatralischen Mahler-Manier, eine andere bescheidnere Darstellungsweise geschichtlich oder gemüthlich anziehender, aber kleinerer historischer Gegenstände in treuester Natürlichkeit entwickelt, in jenen Gemählden, welche man du genre nennt, und worin auch gegenwärtig zu Rom Granet mit Recht so geachtet ist.

Auch in der Porträtmahlerei, als eine eigne Profession betrachtet, die in ihrem beschränkteren Kreise von dem großen Streben der Kunst und seinen Verirrungen entfernter liegt, zeigen sich oftmahls glückliche Talente, die es zu einer bewundrungswürdigen Fertigkeit bringen, und wenn es auch bloß Instinkt ist, ohne allen Anspruch auf höhere Kunst, durch die lebendigste Aehnlichkeit und den glanzvollsten Effekt das Zeitalter in Erstaunen setzen, wie in unsern Tagen der berühmte königl. großbritannische Porträtmahler Lawrence. Aber solche glänzende Meteore verschwinden oft auch bald wieder, oder haben wenigstens auf den Gang der Kunst überhaupt und im Ganzen keinen bedeutenden Einfluß.

Allgemein herrschend aber finde ich in unserm Zeitalter, neben der beschriebnen französischen Schule, nur Eines in der Kunst; und das sind die englischen Kupferstiche. Es darf uns auch der so weit greifende Geschmack daran nicht Wunder nehmen, da diese Art so tief im Zeitalter begründet ist, und aus der innersten Herzensstimmung und sentimentalen Gefühlsweise desselben hervorgeht. Es wird nicht nöthig sein, diesen Geist der englischen Kupferstiche hier weiter ausführlich zu beschreiben; so

wie es sich auch von selbst versteht, daß derselbe in diesem allgemeinen Sinne, als das Eine herrschende Element des Zeitgeschmackes, nicht auf England und nicht bloß auf den Kupferstich beschränkt ist, da wir dasselbe Wesen auch in Gemählden oft genug erblicken, und es uns auch wohl in Marmor begegnet, in Kirchen, an Grabmälern, oder wenn sonst die Gegenstände auf diese Weise sentimental genommen werden können.

So ist also im Ganzen der herrschende Kunstgeschmack des Zeitalters, soll ich sagen, gewesen; oder ist er nicht wenigstens größtentheils noch jetzt so? Unter diesen Umständen nun, zwischen der Herrschaft der französischen Schule und der englischen Kupferstiche hervor, unter manchen aus dem Mengs oder mißverstandenen Winkelmann hervorgegangnen fruchtlosen Tendenzen, nach manchen besseren und treu gemeinten, aber noch nicht ganz durchgebrochnen oder doch einzeln gebliebenen Bemühungen, hat sich in den letzten Decennien ein andres, ernstes Streben unter den Deutschen Künstlern mehr und mehr entwickelt; welches, wenn es liebevoll gepflegt und mit empfänglichem Sinn für das Höhere und uns Angemeßne in der Kunst aufgenommen; wenn das groß Gedachte auch im Großen befördert, was noch unvollkommen ist, durch stete Fortbildung nach bewährten Grundsätzen ergänzt, die sich etwa kund gebenden Abweichungen und Uebertreibungen durch ein umfassend wirksames Kunsturtheil auf das wahre Maaß und Ziel zurückgelenkt würden, wohl den einsamen Pfad des höhern Schönen in der Mahlerei wieder zur allgemeinen Bahn erweitern und sich allmählich zu einer wahrhaften Deutschen Kunstschule und neuen Epoche derselben erweitern könnte. Schon vor geraumer Zeit zeigte sich bei den Deutschen Künstlern eine entschiedene Abneigung gegen den herrschenden Geschmack der französischen Schule, und ein ernstes Zurückgehen auf die großen Mahler der alten Zeit; wobei einige, während die meisten den unnachahmlichen Raphael nachzuahmen strebten, sich mehr den Leonardo, als den sichersten Führer wählten, oder auch von der Größe des Michel Angelo hingerissen wurden. Wer gedenkt hierbei nicht an den, wie Goethe sagt, „durch tiefes Studium gebildeten" Buri, an den als Lehrer und Meister so trefflich wirkenden Professor Hartmann zu Dresden?

Auch der so oft verkannte Unterschied zwischen der Sculptur oder Antike und der Mahlerkunst fing mehr und mehr an, wieder klar und erkannt zu werden. Der Erste aber, welcher mit Recht an der Spitze dieses neuen Kunststrebens genannt werden muß, lebt nicht mehr. Es war Schick von Stuttgart, der Zeitlebens mit Drangsalen kämpfend, früh verstorben ist, während sein hohes Talent nun zu spät erkannt und bewundert wird. Zuerst in Davids Schule gebildet, blieb ihm, was er da von dem in seiner Art großen Meister an kräftiger Zeichnung und sonst gelernt hatte, auch späterhin unverloren, nachdem er sich ganz selbstständig auf seine neue Bahn erhoben und wohl eingesehen hatte, daß es nach überstandenen Lehrjahren für das Wesentliche der Kunst anderer und höherer Vorbilder bedürfe, als seine erste Schule und seine Zeit ihm geben konnten, und daß ein solches vorleuchtendes Vorbild nur bei den großen Meistern der alten Zeit zu suchen sei, deren Werke, keinem Wechsel der Zeit unterworfen, nie aufhören können noch werden, die Bewunderung der Anschauenden zu erregen. Seine Bildnisse der von Humboldtischen Kinder, die zu ihrer Zeit in Rom so großes Aufsehen erregten, könnten unbeschadet des Eindrucks neben denen des Leonardo oder Tizian gestellt werden, und wären selbst eines Schülers von Leonardo oder Raphael nicht unwürdig. Noch glänzender aber zeigte sich sein Talent in dem größern Bilde, den „Apollo unter den Hirten" darstellend; welches in dem königlichen Schlosse zu Stuttgardt aufbewahrt wird, und noch im verwichenen Jahre die Zimmer der verstorbenen Königin zierte. Der gedrängte Reichthum dieser Composition, das frische Leben, die leichte Klarheit und liebliche Anmuth der Farbe, diese schön geordnete Fülle schöner Gestalten sind der besten Zeit und des ersten Meisters würdig.

Unter den jetzt in Rom lebenden Deutschen Künstlern der neuern Zeit sind Overbeck und Cornelius zuerst auch unter uns allgemeiner bekannt geworden. Beide mit einer reichen Fantasie begabt; der erste ausgezeichnet durch eine liebevolle Anmuth und inniges Schönheitsgefühl in Gestalt, Ausdruck, Stellung und Anordnung; der andre durch die höchste Kraft des Ausdrucks und eine schöpferische Fülle der Erfindung. Von Overbeck sind mehrere

bedeutende Werke in Deutschland, woraus man ihn würdigen kann; besonders der große Carton zu Frankfurt, den Verkauf des Knaben Joseph darstellend. Sein Künstlerruf ist schon hinreichend begründet, und der herrliche Carton von der befreiten Jerusalem auf der dießmahligen Ausstellung wäre allein genug, ihn von neuem zu bestätigen. Was Cornelius zu dem Bisherigen ferner noch Größeres zu leisten im Stande ist, wird er an den ihm übertragenen Alfrescogemählden des neuen Kunsttempels, welchen der Kronprinz von Baiern zu München erbauen läßt, reichliche Gelegenheit haben zu zeigen; wenn wir anders nach dem ersten meisterhaft vollendeten Carton dazu urtheilen dürfen, welcher den ganzen mythischen Cyklus der Nacht, mit ihrem mannichfaltigen allegorischen Gefolge, nach sinnreich und eigenthümlich aufgefaßter Vorstellungsweise der Alten, eben so tief bedeutend als reich darstellt. Wenn in einigen früheren Hervorbringungen dieses Künstlers die gewaltige Kraft des Ausdrucks bisweilen in Uebertreibung ausartet und Manier zu werden droht; so bemerkt man in dieser letzten vortrefflichen Arbeit mit Vergnügen, daß er der Natur und edeln Einfalt wieder getreuer geblieben. Diesen beiden schon seit länger bekannten Künstlern, sind in der letzten Zeit noch manche jüngere Talente mit Glück nachgefolgt, von zum Theil sehr verschiedenartiger Kunstanlage und Sinnesweise; nur der gleiche Ernst in dem Streben, die Kunst wieder zu ihrer alten Hoheit zurückzuführen, beseelt sie alle. Dieses gemeinsame Streben der Deutschen Künstler in Rom fing mehr und mehr an, Aufmerksamkeit zu erregen, und ward selbst von den ausgezeichnetsten Männern und Künstlern andrer Nationen entschieden anerkannt. Mit wahrem Vergnügen kann ich hier statt aller übrigen Einen, den Stolz Italiens, den Bildhauer unsers Zeitalters, den in ganz Europa hochberühmten und gefeierten Canova als einen solchen nennen, der die Deutsche Kunst ehrte und schätzte; Er, der auf seiner Reise durch Deutschland auch die in ihrer Art einzige Boisserésche Sammlung ganz zu würdigen verstand, obwohl selbst in einem ganz andern Kunstkreise wirkend, schenkte nicht nur dem ganzen Kunststreben der Deutschen überhaupt, sondern selbst den einzelnen jüngeren Talenten die aufmerksamste Theilnahme und

ausgezeichnete Achtung; wie denn mehrern Deutschen Künstlern, wie Philipp Veit, Eggers u. a. auf seine Empfehlung die Frescoarbeiten im Vatican übertragen wurden. Daß die Frescomahlerei unter den Deutschen Künstlern in Rom wieder so lebhaft in Gang gekommen, wozu dem preußischen General-Consul Bartholdy bekanntlich der Ruhm gebührt, die erste Veranlassung gegeben zu haben, ist überhaupt für einen großen Fortschritt zu achten; denn sie nöthigt den Künstler, bei der Composition in's Große zu gehen, in der Ausführung aber sicher zu sein; welches, besonders für junge Talente, eine herrliche Schule ist.

Nach allem Bisherigen wird es nicht schwer sein, den rechten Gesichtspunkt zu finden und aufzustellen, um den gegenwärtigen Stand der Deutschen Kunst in Rom, wie er sich in der letzten Ausstellung kund gegeben, richtig zu würdigen.

Nur noch einiges über die Grundsätze im Allgemeinen. Nachahmen, im eigentlichen Sinne des Worts, nachahmen soll der Künstler überhaupt nicht, und am wenigsten in dem Materiellen der Kunst. Die ersten Elemente und wesentlichen Fertigkeiten seiner Kunst, Zeichnen z. B., richtig, mannichfaltig, kräftig und sicher zeichnen, das muß er lernen, wissenschaftlich lernen, und glücklich ist er, wenn er nur den rechten Meister dazu findet, der ihn die innre und äußre Beschaffenheit des menschlichen Körpers, nach der Anatomie und dem Modell, so wie die kraftvollste und mannichfaltigste Entwicklung desselben aus der Antike vollkommen lehrt. So auch die Perspektive und was sonst wissenschaftlich zur Grundlage der Kunst gehört. Das Colorit, die Wahrheit und den Zauber der Farbe, wird der Mahler wohl von keinem Meister jemahls lernen, falls ihm nicht das Auge und der Sinn dafür angeboren ist; dagegen aber allerdings viele dazu erforderliche und dahin mitwirkende technische Kenntnisse und Fertigkeiten erlernt werden können und müssen. Wenn nun solchergestalt das Talent mit allen Elementar-Fertigkeiten zur Ausübung seiner Kunst ausgerüstet ist; so sieht der Künstler sich für das Höhere nach einem Vorbilde um, welches nicht eben der Meister zu sein braucht. Vielmehr sind beides, der Lehrer in dem, was erlernt werden muß, das Vor-

bild in dem, was nicht erlernt werden kann, aber doch erstrebt werden soll, zwei ganz verschiedene Dinge, die sorgfältig auseinander gehalten werden müssen. Daß der einzelne Künstler sich nicht von dem organischen Ganzen der Kunst und von der Vergangenheit und lebendigen Ueberlieferung losreißen, und alles aus sich selbst, oder wie man auch wohl sagen hört, aus der Natur schöpfen kann, wird aus dem Vorigen klar sein. Und wo es geschieht, da weiß man auch, wie es zu gehen pflegt, und daß grade diese seinwollenden Selbstschöpfer und Naturkünstler mehrentheils in die allermanierirteste Behandlungsweise zu gerathen pflegen. Und wo soll der junge Künstler nun sein Vorbild für dieses Höhere in Gestalt und Ausdruck, in Stellung und Anordnung oder vielmehr überhaupt in der Auffassungs- und Behandlungsweise hernehmen, um den eignen Geist an einen verwandten, aber größeren oder doch größer ausgebildeten anzuschließen und eben dadurch zu bestärken und zu entwickeln? Wo anders, als aus der Zeit und aus den Werken, in welchen anerkannt die Mahlerkunst den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat!

Sollen wir ihn etwa in die französische Schule zurück verweisen, oder an die englischen Kupferstiche und was dem ähnlich ist? Wenn er recht denkt, so wird er sich durch dergleichen Modezumuthungen nicht irre machen lassen, sondern den Raphael und seine Zeitgenossen, und überhaupt die großen Meister aus der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, und aus der ersten des sechzehnten, die wird er unverrückt vor Augen halten und als ewige Vorbilder seines Strebens im Herzen tragen. Gewiß ist es dabei, daß nächst den großen Meistern, die als die höchsten anerkannt sind, keine andern mehr beachtet zu werden verdienen, als ihre unmittelbaren Vorgänger und ältern Lehrer, und daß diese jenen unendlich näher stehen, als ihre Schüler oder späteren Nachahmer. Sollten wir den Raphael zu ehren verstehen, und den gering schätzen, an dem und von dem er zuerst so viel und so wesentlich gelernt hat? Es giebt einzelne Gestalten, ja auch Gruppen und ganze Compositionen, nicht bloß im Perugino, sondern auch im Fiesole und selbst im Giotto, die man, wenn man auch eben vom

Raphael kommt, mit dem größten Vergnügen und nicht ohne Bewundrung betrachten kann; und die im Geist und in der Auffassungsweise wirklich Raphaelisch sind, wenn wir alles, was auch geistig schön und liebevoll harmonisch ist, so nennen dürfen. Wie selten aber trifft man auf eine solche Ausnahme unter den Effektgemählden der spätern Kunstschulen Italiens! Denn gerade im Geist, in der Auffassungsweise zeigte sich, nachdem einmahl der Gipfel der Vollkommenheit erreicht war, zuerst der Abfall der sinkenden Kunst. Wer übrigens aus jenen ersten Gestirnen des anbrechenden Lichtes in der abendländischen Kunst, die Zeichnung, die Perspektive, die Kenntniß des menschlichen Körpers, oder was sonst wissenschaftlich zur Begründung der Kunst gehört, lernen, ja selbst die vollkommneren Vorbilder eigentlich nachahmen, d. h. nachäffen wollte; den muß man seiner eignen Thorheit überlassen. Wer kein Talent besitzt, und nichts gelernt hat, dem werden überhaupt keine Vorbilder etwas helfen, und es wird ziemlich einerlei sein, ob er sich die seinigen aus dem fünfzehnten Jahrhundert zusammensucht, oder ganz aus der Nähe des neunzehnten entnimmt. Es sollte aber in ernster Kunstbeurtheilung billigerweise nur von denen die Rede sein, welche angebornes Talent besitzen, und auch etwas Ordentliches gelernt haben, wie sich denn deren mehrere in der letzten Ausstellung bewährt haben; jene andern aber wäre es am besten, mit Stillschweigen zu übergehen.

Wenn wir nun auf diese Bessern und ihr Streben, auf das Wesentliche und den Gang der Kunst im Ganzen sehen, so sind wir jetzt durch das bis dahin Vorbereitete schon an das Ziel gelangt, wo wir den Schluß ziehen dürfen: jene Vorbilder möchten wohl ganz richtig gewählt sein, und der rechte Weg zum Ziele allerdings nicht eben rückwärts zu ihnen führen, wohl aber ganz erfüllt und durchdrungen von ihnen, vorwärts zu einer neuen, aus den Tiefen des Alterthums wiederhergestellten, aber dennoch frisch lebendig aufblühenden, und wahrhaft neuen Kunst für die neue Zeit; und daß also das Streben der neuern Deutschen Künstler, im Ganzen genommen, mit nichten auf einen Abweg gerathen und im Irrthum befangen sei, sondern ganz

auf der rechten Bahn fortschreite; wie sehr auch manches noch mangelhaft und unvollkommen erscheinen mag, wie natürlich bei erst aufblühenden Talenten, oder wie sehr auch Einzelne, die mit zur Schule und zum Ganzen gerechnet werden, hier und da wirklich von der rechten Linie abgewichen sein mögen. Denn das ist eben das Unglück bei jedem ernsten und treu gemeinten, neuen Streben, daß sich immer manche Unberufene einmischen, welche den Mangel an Talent und Leben durch Uebertreibung ersetzen wollen, denen alles unter der Hand sogleich zur Manier wird, und die eben dadurch den Gegnern des Guten reichen Stoff zu einer Opposition und einem Tadel geben, der dann leicht ohne alle Unterscheidung auf das Ganze ausgedehnt und auf das Ausgezeichnetste und Vortreffliche in dem gleichen Maaße, wie auf das ganz Mittelmäßige oder völlig Mißlungene, angewandt wird.

Es wird sich nun schon von selbst ergeben, worauf sich der den Deutschen Künstlern gemachte Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit reducire; denn so sollte der beabsichtigte Tadel eigentlich, um genau zu reden, ausgedrückt werden. Wenn der Künstler nicht den Geist und die Auffassungsweise seines Vorbildes sich anzueignen weiß, sondern unwesentliche Zufälligkeiten oder wohl gar positive Fehler und Unvollkommenheiten nachahmt, oder vielmehr nachmacht; so ist dieß allerdings in hohem Grade tadelnswerth, und führt auf dem gerade entgegengesetzten Wege, wie die rohe Nachahmung der Natur, in denselben Abgrund des Manierirten. Es ist mit der Manier in der Kunst überhaupt, wenn ich dieß Gleichniß brauchen darf, wie mit der Sünde in dem sittlichen Leben. Es führen unzählige Abwege, wie zur Sünde, so auch zur Manier; und wie es dagegen nur Eine Tugend giebt, so giebt es auch nur Einen Weg, welcher der rechte ist, in der Kunst. Die Vollkommenheit in der Kunst findet sich da, wo die Idee und das Leben völlig Eins sind in einem Werke; jede Abweichung, jeder Mangel von der einen oder von der andern Seite ist ein Fehler und wird, fortgesetzt oder gar als Grundsatz aufgestellt, Manier genannt. Die Idee, wenn sie allein vorherrschend ist, gebiert Werke, die kalt und todt sind, oder in geringerem Maaße wenigstens den

Vorwurf der Härte auf sich laden. Wer auf der andern Seite nur nach dem Leben haſcht in der Kunſt, der kann wohl Effekt machen, was manchen Naturaliſten gelingt; aber mit der Idee fehlt dem Werke auch die tiefere Bedeutung, ja alle innere Form, welches doch die erſte und weſentlichſte Bedingung der Kunſt iſt.

Was unſre Deutſche Ausſtellung betrifft, ſo traf eigentlich jener Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit nur die oberwähnte Klaſſe der unberufenen, und eben desfalls übertreibenden Nachahmer ganz und in einigen Produkten derſelben mit vollem Rechte. Dieſe Gattung ſtellt ſich überall mit ein; aber an den Vorbildern liegt es wohl nicht. Die Werke ſolcher Menſchen werden immer, ſie mögen nun den Leonardo und Dürer, oder auch den Guido und Guercino, oder wenn man will, Mengs und Függer vor Augen haben und nachahmen, froſtig und ſteif, oder übertrieben und verzehrt ausfallen, oder auch beides zugleich, und werden in jedem Falle manierirt ſein. In jeder Ausſtellung pflegt, wie geſagt, manches Mittelmäßige und auch wohl eines oder das andre ganz Mißlungene dem Lobenswerthen und Vortrefflichen beigemiſcht zu ſein; nur nach dem Guten muß man ſie beurtheilen, und wenn ſie deſſen nicht wenig enthält, ſo kann man dieſes ſchon als ein gutes Zeichen für den Gang und die Fortſchritte im Ganzen anſehen. Die Deutſche Ausſtellung vereinigte die Werke und Verſuche von drei und ſechzig Künſtlern, von denen bei weitem die größere Anzahl noch im Anbeginn ihrer Laufbahn ſtehen. Hinſichtlich der aufblühenden Talente aber, welche ſich aus dieſer Anzahl vorzüglich ausgezeichnet haben; ſo iſt ſchon oben erwähnt worden, daß das Publikum, ungeachtet jenes Zwieſpalts der Meinung und des im Allgemeinen wiederhohlten Tadels der Alterthümlichkeit, den Einzelnen, die es verdienten, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ja ihnen den entſchiedenſten Beifall ertheilte. Die beiden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. erhielten dieſen nicht bloß von dem Publikum im Allgemeinen, ſondern wurden auch von den erleuchtetſten und erlauchteſten Beſchauern dieſer Ausſtellung mit ſo entſchiednem Lobe ausgezeichnet, als ſie ſelbſt oder ihre Freunde nur irgend wünſchen konnten; ſo daß mir von dieſer Seite nichts übrig bleibt, als nur das geſunde Urtheil des

Publikums dankbar anzuerkennen, und wenig oder nichts zur Berichtigung hinzuzufügen. Es ist auch nicht zu besorgen, daß diese und andre ihnen ähnliche wackere Künstler über der Anerkennung des Guten, was sie bis jetzt geleistet, das ungleich Mehrere und Höhere, was man mit Recht von ihnen erwarten darf, versäumen oder vergessen werden. Wurde ja etwa ein einzelnes Talent weniger bemerkt oder ausgezeichnet, als es wohl verdient hätte, so lag dieß an zufälligen Nebenumständen. Wer sollte z. B. nicht die Fülle erfinderischer Composition in Eberhards trefflichen Entwürfen loben? Aber solche Handzeichnungen wollen mit Ruhe und Muße im Kabinette durchblättert und betrachtet sein, und sind weniger geeignet, neben groß ausgeführten Oehlgemählden an den Wänden einer Ausstellung in die Augen zu fallen, wo überdem für die kleineren Stücke nicht allemahl ein bequemer Platz gefunden wird. Von einigen andern Künstlern waren die größten und vorzüglichsten Werke nicht auf der Ausstellung; so z. B. „die Anbetung der Hirten" von Johannes Veit, welcher die tiefe Innigkeit des Sinnes, die lebendige Wahrheit und Wärme der Ausführung wohl Freunde verschafft haben würde. Auch der schon oben erwähnte so ganz vortreffliche Carton von Cornelius war nicht da zu sehen. Zwei einzelne Köpfe, auch noch so schön ausgeführt, wie die beiden der Mutter Gottes und des Engels Michael, von Eggers, an edler Form und Anmuth der Behandlung und Farbe der besten italienischen Kunstzeit würdig, werden neben so mancherlei größern Darstellungen auch leicht weniger bemerkt.

Wenn man die Frage aufstellen wollte, ob der Vorwurf der Alterthümlichkeit, in sofern sie nähmlich manierirt und also ein Fehler ist, nicht auch gegen die Werke der Besseren unter den Deutschen Künstlern in Rom gemacht werden könne; so muß ich darauf erwiedern, daß dieses wohl eben nicht oft der Fall sein dürfte und daß auch dann, genauer betrachtet, gar nicht immer die vermeinte Alterthümlichkeit Schuld ist, sondern der Fehler an etwas anderm liegt. Ich will ein Beispiel anführen; in einer heiligen Familie, von Wilhelm Schadow, ist der Kopf der Mutter Gottes ganz seelenvoll, von der größten Schönheit, und von der glücklichsten und gelungensten Ausführung; der heil. Joseph

aber auf eben diesem Bilde ist zu klein und eigentlich mißlungen. Etwas besondres Altdeutsches habe ich jedoch an dieser Figur nicht finden können; eben so wenig als dem herrlichen Kopfe der Maria etwa einer von Raphael oder sonst irgend ein bestimmtes Urbild zum Grunde liegt.

Wie jedes Urtheil, wenn es einmahl in eine bequeme Modeformel gebracht ist, von vielen, ohne einen klaren Begriff damit zu verbinden, nachgesprochen, und oftmahls sehr verkehrt und auf Gegenstände angewandt wird, auf die es gar nicht paßt; so geht es auch mit dem Vorwurf der altdeutschen Manier in der Kunst, daß er nicht selten über Dinge ausgesprochen wurde, die hundert Meilen davon abwärts liegen. Ich könnte, wenn es hier die Absicht wäre, in das Einzelne einzugehen, merkwürdige Beispiele der sonderbarsten Verwechslung in dieser Beziehung anführen. Es ist damit derselbe Fall, wie in der Literatur vor einer Reihe von Jahren die tadelnde Parthei ein neues poetisches Werk vollgültig verurtheilt und völlig abgefertigt zu haben glaubte, wenn sie den furchtbaren Ausspruch that, es sei romantisch, oder von einem Romantiker gemacht; es mochte nun übrigens von Schiller, Tieck, Fouqué, oder sonst noch so verschiedener Art sein. So nennen auch jetzt noch Manche in den Wissenschaften alles, was ihr Verständniß übersteigt, oder ihnen sonst Mißbehagen erregt, mystisch; welches Wort sie dann mehrentheils eben so wenig verstehen, oder im Stande sein möchten, Rechenschaft davon zu geben, als das, was sie gern dadurch als verwerflich darstellen wollen. Dergleichen Worte sind von übler Wirkung; es sind nichts als blendende Formeln der Täuschung, welche das Urtheil ganz verwirren.

Eine gewisse wohlverstandne Alterthümlichkeit müssen wir der bildenden Kunst, wenigstens für einige Fälle und Gegenstände durchaus vindiciren, und können sie schlechthin nicht so unbedingt und ohne Einschränkung verwerflich finden; und nur wenn sie fehlerhaft und manierirt ist, kann sie Tadel verdienen. Wie aber eigentlich der Vorwurf der altdeutschen Manier aufgekommen ist, was nähmlich das ausschließend Deutsche davon betrifft, weiß ich mir nicht recht zu erklären. Bei vielen, ja bei den meisten aus-

gezeichneten Gemählden der neuen Schule ist es für jemanden, der viele Gemählde gesehen hat, oft wohl zu erkennen, daß der Künstler diesen oder jenen großen italienischen Meister der älteren Zeit mit besondrer Liebe betrachtet haben mag, wenn auch kein individuelles Vorbild nachgeahmt worden. Ungleich seltner bemerkten wir in den ausgezeichneten Bildern etwas, was an die altdeutsche Schule im Allgemeinen, oder gar an Dürer insbesondre erinnern könnte. Wahrscheinlich hat das damahlige Costum einiger deutschen Jünglinge dazu beigetragen, dem Vorwurf gegen alle Wahrheit diese Wendung zu geben und ihn so allgemein auszudehnen; und ist der Begriff von den altdeutschen Röcken auf die Gemählde übertragen worden.

Wenn man übrigens Altdeutsch in der Kunst so geradezu für gleichbedeutend mit Steif oder Hart nimmt, so kann ich diese mir etwas neu und willkührlich scheinende Wortbedeutung doch nicht so ganz unbedingt zugeben. Vielleicht ist dieser Begriff auch mehr aus Büchern oder einem frühgefaßten Vorurtheil geschöpft, als aus der eignen Anschauung. Ich habe manche altdeutsche Gemählde gesehen, in Boisseré's Sammlung und auch sonst, die wohl schön und lebendig sind, und denen auch die Anmuth mit nichten abgeht. Leicht wäre es dagegen, eine Menge von Gemählden zu nennen, aus der Zeit der spätern Manieristen oder auch aus der ältern französischen Schule, welche durchaus kalt und frostig, steif und leblos erscheinen. Oder wollen wir die Beispiele lieber ganz aus der Nähe nehmen, so erinnern wir uns nur an so manche noch zu unsrer Zeit aus der falschen antikischen Nachahmung hervorgegangene Gemählde, die in der Regel mehrentheils alle todtgeboren zur Welt kommen.

Warum sollten wir aber auch unsre einheimische alte Kunst so sehr geringschätzen, was sie eben so wenig verdient, als es uns wohl anstehen würde? Raphael hat den Dürer wohl zu schätzen gewußt; es hat vor Dürer auch andre ehrenwerthe Deutsche Künstler gegeben, welche in manchem Stück, besonders aber in der Anmuth über ihm stehen. Die Italiener achten die altdeutsche Kunst, selbst die Franzosen sind aufmerksam darauf geworden; und wir Deutschen allein sollten es verkennen, daß

unsre alten Meister nach und neben den größten und glücklichsten Meistern von Italien mit zu dem Cyklus des Vortrefflichsten in der Mahlerkunst gehören? Und wenn die Deutsche Kunst nicht den gleichen Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat, als die Italienische, so ist die Ursache leicht gefunden; da wir wohl wissen, wie sie mitten in ihrem Fortschritt gehemmt, und ehe der Gipfel erreicht war, durch die Religionsunruhen und Bürgerkriege des sechzehnten Jahrhunderts völlig unterbrochen ward. Dagegen wird man aus der älteren Zeit vor Raphael nicht leicht Einen aus den italienischen Meistern nennen können, der einen solchen Riesenschritt gethan und die Kunst in allen ihren Theilen mit Einemmahle so weit gefördert hätte, wie Eyck.

Dieser Rückblick ist unserm Gegenstande nicht ganz fremd; doch kehren wir nun zurück zu der jetzigen Deutschen Kunst, und der neuen Wendung und Entwicklung, die sie gegenwärtig in Rom gewonnen hat. Es ist noch ein Punkt übrig, der erörtert werden muß, um die Begriffe klar auseinander zu setzen und das Urtheil zu berichtigen, so wie wir es uns zum Ziel gesetzt, und zwar ist es ein Hauptpunkt. Er betrifft nähmlich die Wahl der Gegenstände, da viele der jungen Künstler, deren Augenmerk vorzüglich auf jenen Kreis der vortrefflichsten Mahler neuerer Zeit gerichtet war, sich nach dem Vorgange dieser Meister und der älteren Schule besonders christliche Gegenstände zur Behandlung gewählt haben. Und damit ist nun ein zahlreicher Theil des Publikums nicht einverstanden, sondern ist vielmehr den christlichen Gegenständen entschieden abgeneigt, und diese Abneigung hat viel mitgewirkt zu der Opposition und dem Zwiespalt, welche sich bei dieser Gelegenheit über die Kunst und ihre Bestimmung so deutlich kund gegeben haben.

Daß nun ausschließend und allein nur christliche Gegenstände gemahlt werden sollten, ist so viel ich weiß, noch nirgends aufgestellt oder behauptet worden. Freilich haben die alten Mahler der großen Zeit vorzüglich diese Gegenstände in ihren größten und wichtigsten Werken verherrlicht. Wie natürlich, weil damahls die Kunst noch auf das innigste mit der Religion verbunden und gleichsam ganz Eins mit ihr war, und ihre vornehmste Bestim-

mung darin fand, die Kirchen zu zieren und die Andacht zu verschönern. Indessen haben doch auch die alten Mahler nicht selten mythologische Gegenstände gewählt, besonders für Alfrescogemählde in weltlichen Palläſten; so Raphael vor allen, und Giulio Romano, dieser letzte mit besonders eigenthümlichem Geist, wie später nach ihnen die Caracci und deren Nachfolger. Große dichterische Compoſitionen, wie ſie die alte Mythologie oder Heldenpoeſie darbietet, ſind in der That auch für die Alfrescomahlerei vorzüglich geeignet; dagegen ſie, wo es auf tiefe Charakteriſtik ankommt, oder um ſymboliſche Geheimniſſe durch die vollendete Ausführung zu beleben, gegen die Oelmahlerei nachſtehen muß. Es war daher ein glücklicher Gedanke, für die Alfrescogemählde in der Villa Juſtiniani, welche den Deutſchen Künſtlern, Overbeck, Philipp Veit und Julius Schnorr übertragen worden, die fantaſtereichſten Dichter Italiens, den Dante, Arioſt und Taſſo, als Stoff und Quelle für eine Reihe von cykliſchen Darſtellungen zu wählen. So kann ich mir auch wohl die trojaniſchen und homeriſchen oder auch andre Heldengeſchichten glücklicher in dieſer großartigen Alfrescoweiſe ausgeführt denken, als es bisher in Oelgemählden hat gelingen wollen. Ich will nicht in Abrede ſein, daß auch ſolche heidniſche Gegenſtände, welche von der chriſtlichen Kunſt am weiteſten entfernt liegen, einen großen Reiz haben können; und wer betrachtet wohl nicht mit Vergnügen eine Danae oder Antiope von Tizian, eine Jo von Correggio? Jedoch möchte ich faſt wünſchen, daß die Behandlung ſolcher Gegenſtände auch nur ſolchen Meiſtern ausſchließend vorbehalten bliebe; von minder vortrefflichen oder gar von mittelmäßigen Mahlern behandelt, ſind ſie unerträglich und fallen gleich in das Gemeine. Jungen Künſtlern aber würde ich dieſelben am wenigſten empfehlen, da ſie einen ſtrengeren Weg zu gehen haben, um erſt das Vortreffliche zu erreichen, wo dann auch die Schönheit und Anmuth einem liebevollen Sinn nie entſtehen wird, ohne daß er abſichtlich auf den nackten Sinnenreiz ausgeht, ſo leicht es iſt, dadurch Vielen zu gefallen, da das Publikum oft nur allzu nachſichtig und empfänglich iſt für ſolche lüſterne Doſenmahlerei, wenn ſie halbweg zierlich behandelt wird.

Es kommt vor allem auf den Geist und die Behandlung an; in den Gegenständen möge keine Ausschließung Statt finden, wenn gleich ein Vorzug natürlich ist. Und so würde es wenigstens sehr einseitig sein, wenn man die christlichen Gegenstände ganz von der Kunst ausschließen wollte; da die Fortdauer derselben nicht bloß durch jene großen Vorbilder der Vergangenheit, sondern auch durch das Bedürfniß der Gegenwart immerwährend begründet und erfordert wird. Es sind in den letzten dreißig Jahren allerdings wohl mehr Kirchen zerstört und verwüstet worden, als neue erbaut oder mit Bildern geziert. Indessen zeigt sich schon jetzt auch darin die Rückkehr zum Frieden und die bessere Richtung des Zeitalters, daß es hier und da, häufig genug und in mehr als einem Lande, nicht an bedeutenden Kunstbestellungen für Kirchen fehlt; denen man wohl bald eine reichere Nachfolge nicht bloß wünschen, sondern auch vorhersagen kann. Es dürfte überhaupt mit der Sache des Christenthums noch bei weitem nicht so schlecht stehen, als es die Revolutionsmänner und neuen Heiden sich selbst einbilden, oder doch uns überreden möchten. Dazu kommt für unser Deutschland noch der Umstand, über den wir uns billig erfreuen müssen, daß jetzt auch die Protestanten sich wohl geneigt zeigen, ihre Kirchen durch Bilder der Andacht zu verschönern; was der Deutschen Kunst, die sich diesen Gegenständen vorzüglich gewidmet hat, wieder einen neuen Ausweg öffnet. Es fehlt auch noch außer den Kirchen nicht an einzelnen Privatleuten, die wohl in irgend einem dazu bestimmten Zimmer ihres Hauses, eine Verkündigung, eine heil. Jungfrau mit dem Kinde, oder sonst ein wohlgemahltes, frommes Bild zur Freude und Andacht vor Augen zu haben wünschen. Nachdem jedoch die Sinnesart der Menschen sehr mannichfaltig ist, so wird andern vielleicht die Darstellung einer säugenden Kuh lieber sein. Und gewiß, wenn die Behandlung so vortrefflich ist, wie wir uns die berühmte Kuh des Myron zu denken haben, und wie sie uns Goethe nach seiner Art, in dem vierten Hefte über Kunst, so meisterhaft schildert; so darf auch dieser Gegenstand keineswegs von dem Gebiete der Kunst ausgeschlossen bleiben. Nur wenn es die Absicht sein sollte, durch diesen oder andre solche in ihrer Art

auch verdienstliche thierische Gegenstände, die erstgenannten höheren und heiligen, zu verdrängen; so würden wir uns dagegen erklären müssen. Wollte aber jemand etwa mit der Behauptung auftreten, die Mahlerei habe bei den Griechen eine viel höhere Vollkommenheit erreicht, als durch Raphael und die andern Neuern; wollte er den jungen Künstler, als Heil und Rettungsmittel vielleicht ausschließend an griechische Gegenstände verweisen, wie etwa manche der weniger bekannten bei Philostrat; so würde eine solche Hypothese wohl im Allgemeinen nicht viel Beifall finden, da wir nach dem Vorhandenen zu diesem Behuf schon hinreichend unterrichtet sind, um zu wissen, auf welche gegen die Sculptur der Alten und die großen Mahler der christlichen Zeit, nicht sehr hohe Stufe der Vollkommenheit die griechische Mahlerei gelangt ist; und würde ein solcher wahrhaft rückgängiger Vorschlag, wenn er anders im Ernste gemacht worden, kaum geeignet scheinen, im Ernste beantwortet zu werden. Was aus der antikischen Nachahmerei für steinerne Gemählde und todte Produkte hervorgehen, das haben wir zur Genüge gesehen, und können also solchen lockenden Vorschlägen nicht leicht Gehör geben; wir müßten denn erst neue und andre Zeichen und Wunder sehen, als die bisher zu Tage gekommenen.

Die Frage von der Wahl der Gegenstände, vorzüglich der christlichen, hängt übrigens sehr wesentlich zusammen mit jener andern von der Alterthümlichkeit der Behandlung, in wiefern sie an und für sich schlechthin verwerflich, oder aber in den richtigen Gränzen gehalten, besonders für eine Gattung von Gegenständen, allerdings anwendbar und angemessen sei. Denn nachdem alle christlichen Gegenstände der Mahlerei entweder schon an und für sich symbolisch sind, oder doch um ihrem Wesen zu entsprechen, symbolisch behandelt werden sollen, so ist eben dazu auch dieser strengere und ernste Styl der Behandlung erforderlich, welcher eben den Eindruck des Alterthümlichen macht. Werden die christlichen Gegenstände durchaus nicht symbolisch, sondern rein weltlich, bloß menschlich und natürlich behandelt, und auf die dramatische Wirkung, wenn dieser Ausdruck hier gestattet ist, angelegt, wie von den spätern Italienern so oft geschehen; dann sind diese hei-

ligen Gegenstände allerdings ungünstig für die Kunst, ja zum Theil kaum erträglich; und können wir in dieser Beziehung die Abneigung der Gegner leicht entschuldigen. Doch dieses wäre Stoff zu einer eignen Untersuchung, und sei hier nur im Vorbeigehen berührt.

Wenn wir indessen der Hypothese, die griechische Mahlerei, welche zu kennen uns die Sammlung zu Portici doch allerdings einige Data giebt, sei vollkommner gewesen und auf einer höhern Stufe als Raphael und die Vortrefflichsten jener Zeit, durchaus nicht beitreten können; so ist es dagegen wohl anerkannt und entschieden gewiß, daß die griechischen Künstler in der Sculptur eine Höhe und Vollkommenheit erreicht haben, die wir kaum jemahls zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen hoffen dürfen. Daher muß sich denn auch der Bildhauer zunächst ganz an die Antike anschließen, und dieselbe gleichsam nur fortsetzen; und einer der ersten Prüfsteine und Beweise der Meisterschaft in dieser Kunst bleibt es, die Antike ergänzen zu können, welches, wenn es so vollkommen geschieht, wie Michel Angelo den berühmten Faun, oder zu unsrer Zeit Thorwaldsen die aeginetischen Figuren ergänzt hat, schon allein Erstaunen erregt und der höchsten Bewunderung werth ist. Nächstdem aber bleibt das Ziel des Bildhauers, eine Gestalt aufzustellen, die so classisch sei, daß sie geradezu für eine Antike gelten könnte, wie etwa Thorwaldsens „Merkur," welcher nur desfalls mit dem Schwerte umgürtet zu sein scheint, um vielen hunderten moderner Marmorbilder durch seine Gegenwart ihren unvermeidlichen Tod anzukündigen. Erst dann, wenn unsre Sculptur diese erste und nicht zu umgehende Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, dürfen wir fragen, ob sie nun auch wohl im Stande sein werde, ganz andere und uns eigenthümliche Gegenstände mit der gleichen Meisterschaft zu behandeln, und den im Mittelalter unvollendet gebliebenen Anfang und ersten Entwurf einer christlichen Sculptur auszuführen und durch die That zu vollenden; in welcher Hinsicht z. B. der von dem trefflichen Danecker entworfne Christus, als erster großer Versuch dieser Art in jetziger Zeit, unsre ganze Theilnahme und gespannteste Erwartung in Anspruch nimmt.

Von Seite der Sculptur war die Deutsche Ausstellung hinreichend mit trefflichen Werken ausgestattet; und es wäre wohl manches zu sagen über Rudolf Schadows großes Talent, Schallers verdienstliche Arbeiten, und auch Eberhards Basrelief verdiente die aufmerksamste Beobachtung. Da der Umstand, daß Thorwaldsens Grazien, weil sie noch nicht vollendet waren, auf der Ausstellung fehlten, zu manchen Witzeleien Anlaß gegeben hat; so will ich nur bemerken, daß wenn sie wirklich da gewesen wären, man sie ohne allen Zweifel steif und hart, wo nicht gar altdeutsch gefunden haben würde; denn allerdings hat der große Künstler die Idee derselben sehr streng nach ernstem griechischen Styl genommen, und von der modern beliebten buttrigen Weichheit ist da nichts zu spüren.

Es ist hier nicht meine Absicht, mich über die Sculptur weiter auszudehnen; sondern ich habe mich zunächst auf die Mahlerei, und zwar vorzüglich auch nur auf die historische, beschränken wollen; denn da zeigte sich vornehmlich jener Zwiespalt der Ansicht und Partheiung im Urtheil, welche wir durch die hier aufgestellten Grundsätze, so weit es sein kann, friedlich zu schlichten, oder doch klar auseinander zu setzen wünschten, und auch wohl hoffen dürfen.

Eben so wenig werde ich für dießmahl auf die Beurtheilung der Landschaftsmahlerei im Einzelnen eingehen; denn dazu müßte ich erst die noch zu wenig ergründete, ich möchte sagen, noch so wenig bekannte Theorie derselben ausführlich voranschicken, um zwischen meiner Ansicht und dem herrschenden Geschmack, der jedoch auch in sehr verschiedene Richtungen auseinander geht, den vergleichenden Maaßstab zu finden, und auszumitteln, in wiefern eine möglichst treue und kraftvolle Vollendung einzelner Naturgegenstände, und ein tiefer Sinn, der in das Ganze gelegt wird, oder aber das Streben, den einzelnen Moment einer glänzenden Naturerscheinung täuschend und lebendig zu ergreifen, hier den Vorzug verdiene; oder ob etwa, und wie alsdann, beides, d. h. in gewisser Art, die verschiedenen Gattungen des Ruysdal und Claude Lorrain, verbunden werden müssen. Es mag hier also genug sein zu bemerken, daß die Deutsche

Ausstellung in beiden bezeichneten Gattungen der Landschaft, und nicht bloß in ihren Extremen, sondern auch in manchen Stufen des Uebergangs, viele verdienstliche Arbeiten von Koch, Catel, dann Rebell, Rhode u. a. aufzuweisen hatte. Unter diesen sind die gelungensten Werke von Koch aus seiner besten Zeit für diese ganze Epoche der jetzigen Deutschen Kunst am bezeichnendsten; durch die Kühnheit der Wahl oder Erfindung, und entschiedne Kraft in der gründlichsten Treue der Darstellung, so wie durch die reiche Fülle der dargestellten Natur und tief aufgefaßte Bedeutung.

Auch über die bemerkenswerthen Arbeiten einiger älteren Deutschen Künstler, deren Streben zum Theil einer frühern Epoche angehört, finden wir hier keine Veranlassung, uns weiter auszubreiten; denn unsre Absicht ging, wie gesagt, eben auf diejenigen Werke, welche den Zwiespalt erregt und die Aufmerksamkeit des Publikums in Lob und Tadel am meisten auf sich gezogen haben.

Zum Schluß nur noch Folgendes. Was unsre Meinung betrifft, daß die christlichen Mahler der besten Zeit, Raphael und seine Zeitgenossen und Vorgänger bis jetzt das Höchste in der Mahlerei erreicht haben; so wollen wir gern, wenn sich anders woher eine ganz neue und noch höhere Vortrefflichkeit in der Kunst als wirklich vorhanden, kund geben und bewähren sollte, dieselbe gleich und bereitwillig willkommen heißen. Vielleicht dürfen wir uns aber mit dieser Hoffnung so sehr nicht übereilen und bis dieses geschieht, dürfte zunächst wohl das Sicherste sein, jenen großen Vorbildern zu folgen, und auf ihrem Wege, der eben jetzt zu einem neuen, wie er für uns und unsre Zeit angemessen sein kann, gebahnt werden soll, die weiteren Fortschritte zum Ziel zu suchen. Nur auf diesem Wege dürfen wir hoffen, wieder eine wahrhaft so zu nennende Kunst und neue, blühende Epoche derselben zu erreichen; wir müßten denn anders ganz Verzicht darauf leisten wollen und denen Recht geben, welche dafür halten, daß unser Zeitalter der Kunst schon für immer entwachsen, und für sie nicht mehr geeignet sei, daß also die Kunst keine neue Entwicklung und Blüthe mehr zu erwarten habe, indem sie gleich der alternden Natur schon abgestorben, und es mit ihr zwar nicht für die

Erkenntniß des Vergangenen, wohl aber für neue Hervorbringungen, zu Ende sei. Dieser Meinung aber können wir uns bis jetzt noch nicht beizutreten entschließen; da selbst dieser jetzige neu genommene Aufschwung in der That nur einer empfänglichen und günstigen Aufnahme bedürfte, um ganz andern und viel günstigeren Hoffnungen Raum zu geben.

* * *

Die Sache der christlichen Kunst und die richtige Ansicht von ihrer hohen Würde und Schönheit hat seitdem wieder noch die siegreichsten Fortschritte gemacht und ein neues unerschütterlich starkes Fundament erhalten an den zwei großen künstlerischen Werken von Sulpiz Boisseré, dem ausführlichen Prachtwerke über das herrlichste Denkmahl der kirchlichen Baukunst des Mittelalters, und dann den Lieferungen altdeutscher Gemählde, welche selbst in lithographischer Hinsicht in einigen Blättern, wie in dem heil. Christoph, von Hemmelink, eine kaum zu hoffende Vortrefflichkeit erreicht haben. Mit der gründlichen Kenntniß der altdeutschen Kunst muß auch das richtige Verständniß der christlichen Schönheit von selbst sich immer mehr entwickeln. Dieser Begriff, der früherhin, da man die Sache selbst hatte, übte und die ganze Zeit darin lebte und athmete, mehrentheils im bloßen Gefühl noch unbewußt und unentwickelt schlummern mochte, späterhin aber vergessen und verloren ging, oder in feindlicher Verkennung und auf den irrenden Abwegen einer fremdartigen Richtung ganz entstellt und verkehrt wurde, tritt nun wiederum in neuer Klarheit hervor; und damit werden denn auch die Grundsätze des neuen wahren Weges in der Kunst immer mehr anerkannt und siegreich festgestellt. Der wieder erweckte und neu hergestellte beßre, tiefe und fromme, christliche Sinn gewinnt mehr und mehr auch in der Kunst die Oberhand; die dürre antikische Nachahmerei dagegen, sinkt nebst der falschen Theorie, auf der sie beruht, in ihr eitles Nichts zurück; da sie ohnehin ihres eignen Gegenstandes, seit den Aufschlüßen einer tieferen Erkenntniß der eigenthümlichen Größe und wahren Wesenheit der alten heidnischen Kunst, schon

durchaus nicht mehr mächtig geblieben ist. Zwar liegt es wohl in der Natur der neuern Kunst überhaupt, daß sie eine immerfort strebende und nach der höchsten Idee erst suchende und stets im Suchen begriffene ist, so wie die geistige Wissenschaft und Philosophie es bei den Alten war. Eben daher läuft in ihr auch der Abweg der Mode und Manier immer neben der zarten Linie des höchsten geistigen Schönen her und wirkt oftmahls störend, wenigstens auf den herrschenden Zeitsinn ein. Indessen fängt jetzt doch selbst beim Publikum alle große und kleine Dosenmahlerei oder Modekunst, entschieden an zu sinken; wenn sie auch noch so sehr durch eine falsche Magie des Augenblicks aufgestutzt worden, und wenigstens für die höheren Talente und würdigsten Gelegenheiten und Gegenstände bleibt jene ernstere Bahn der tieferfaßten und frommgefühlten christlichen Schönheit die, welche auf eine erfreuliche Weise die Oberhand gewinnt; mehr wenigstens und weit siegreicher, als dieß bis jetzt in der Dichtkunst oder in der Philosophie der Fall ist, wo wir die antichristlichen Bestrebungen überall noch sehr rege und weit allgemeiner verbreitet sehen, als in der bildenden Kunst.

Wir sehen mithin die richtige Erkenntniß der christlichen Kunst und Mahlerei und ihrer ausübenden Grundsätze im Ganzen schon hinreichend gesichert; das glückliche Talent, was nur angeboren sein kann, und vereint mit diesem, eine vielfach erworbne künstlerische Empirie und sichre Meisterschaft in allen technischen Fertigkeiten, setzen wir als gegeben voraus. Was bleibt, möchte man fragen, nun weiter noch erforderlich für den Künstler, um das hohe Ziel zu erreichen? Vor allem muß freilich diese Idee der christlichen Schönheit selbst nicht ein todter und etwa bloß angenommener und wie erlernter oder nachgesprochener Begriff; es muß damit Ernst und volle lebendige Wahrheit sein, denn grade dieser Begriff kann durchaus nur mit dem eignen tiefen Gefühl aufgefaßt werden. Aber auch dieses, auch das fromme Gefühl allein ist noch nicht genügend; denn wie sehr es auch dem Menschen als ein vollkommner Ersatz für alles Fehlende zu Gute gerechnet werden mag; so ist es doch an und für sich nicht zureichend, um einen Künstler hervorzubringen. Das andere Element

nun, welches der Mahler nebst der richtigen Idee von seiner Kunst und ihrem Zweck, und aller bloß empirischen Meisterschaft besitzen soll, weiß ich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, wie es gerade für diese Kunst ist, nicht anders zu bezeichnen und zu benennen, als das innere Licht der Beseelung. Es ist dieses noch ganz etwas andres, als das bloße Talent der fruchtbaren Erfindung oder die Magie der Farbe, so höchst schätzbar und eigentlich selten auch diese letzte in der Mahlerei sein mag. Nicht minder verschieden ist es von der Wissenschaft und höchster Technik der Zeichnung, so wie auch von dem Princip des Schönen, wie solches in andern Künsten einheimisch ist und sich eigenthümlich gestaltet. Auch der Dichter und besonders der Musiker sollen beseelt sein, aber es ist ihre Beseelung mehr nur im Gefühl selbst ruhend; beim Mahler aber muß das beseelte Gefühl zugleich klar an das Licht hervortreten, die Seele muß so zu sagen, selbst leuchtend und als ein Licht sichtbar werden. In diesem göttlichen Lichte der innerlichen Beseelung nun, muß der wahre Mahler alles, was er sieht, auffassen, und selbst seine inneren Vorstellungen und Gedankenwelt muß diese Art und Gestalt annehmen. Aus allen seinen Werken aber soll dieses geheime Seelenlicht in schöner Klarheit vollendet, und deutlich, wie ein ausgesprochenes Wort, hervorstrahlen; und eben darin liegt das eigenthümliche Wesen der christlichen Schönheit und das Unterscheidende derselben von der antiken Kunst. Die letztere beruht mehr auf einer hohen Idee der lebendigen Körpergestaltung, welche in einer etwas andern Weise wohl mit jenem Princip der höheren Seelenschönheit vereinbar sein, aber neben ihr nicht mehr als das Erste, sondern nur als das untergeordnete Zweite gelten kann. Jener nach der antiken Ansicht in der Natur königlich herrschende und wie der ordnende Gott über ihr waltende Formengeist erscheint doch eigentlich bloß äußerlich als ein solcher und ist an sich wieder nur die materielle Hülle, aus welcher jene verborgne göttliche Seele alles Lebens, als höherer Geist der Liebe, erst hervorleuchten soll. Selbst bei der Wahl der Gegenstände für die Mahlerei ist es dieses Licht der innern Beseelung und göttlichen Liebe, worin sie alles sieht, was sie leitet und ihre Wahl bestimmt. Eine überirdische Erschei-

nung, welche die Seele überwältigt, ein Zustand himmlischer Erleuchtung und Erhöhung, eine lichte Auferstehung aus der dunkeln Grabesnacht, wie die Morgenröthe aus trüben Wolken hervorbricht, ein Entzücken der Liebe inmitten der leidenden Natur, ein Blitz der innern Schönheit, welcher aus dem tiefsten Seelenschmerz herausstrahlt; das sind die eigentlichen und nicht bloß zufälligen Gegenstände der alten und der neuen christlichen Mahlerei, und das ist der Sinn, in welchem sie wesentlich aufgefaßt werden müssen. Wohl giebt es auch althistorische und selbst mythologische Gegenstände, in welchen ein solcher tiefer Sinn für die Seele sich nicht bloß angemessen hineinlegen läßt, sondern die ihn selbst schon darbieten. Und diese brauchen auch mit nichten von dem Umkreis der christlichen Kunst ausgeschlossen zu sein, da es überall nur auf das Wesen ankommt und auf den alles beseelenden Geist der göttlichen Liebe, nicht aber an einer willkührlichen Beschränkung auf gewisse bloß äußerliche Formen und gegebne Gegenstände hängt, oder ausschließend in denselben gesucht werden darf. Denn das alles bildet doch nur die äußre Form und allein genommen den todten Buchstaben der Sache. Weil aber der Geist niemahls in vollkommnem Stillstande und an der todten Form gefesselt bleibt, und weil das beseelende Princip in der intellectuellen Entwicklung der Zeiten, wie ein Pulsschlag des natürlichen Lebens, immer und unaufhaltsam, seinem ewigen Ziele entgegen athmet; so dürfen wir auch nicht besorgen, daß die neue christliche Kunst in eine bloße Wiederhohlung und leere Nachahmung der alten ausschlagen möchte; sondern es wird unsre Zeit und die fortschreitende Sinnes-Entwicklung der christlichen Weltansicht nach der jetzt herrschenden geistigen Stimmung, auch eine ihr eigenthümliche Kunst und neue Epoche derselben mit sich führen und hervorbringen, wozu aber, wie immer in ähnlichen Fällen, die richtige Erkenntniß der alten christlichen Kunst und der ihr eigenthümlichen Schönheit, allerdings ein sehr wesentliches und eigentlich unentbehrliches Element bildet und die erste Bedingung ihres Entstehens ist. Wir müssen auch die Hervorbringungen und Werke dieser alten christlichen Kunst, um sie ganz zu verstehen und richtig aufzufassen, in eben jenem Lichte der Seele betrachten, welches sie hervorgerufen

hat und worin überhaupt die innersten Grundzüge der christlichen Denkart und Ansicht über alle Gegenstände enthalten sind. Erst auf diesem innern Wege des hellsehenden Gefühls gelangen wir zu einer klaren Anschauung von göttlichen Dingen, Gestalten und Erscheinungen. Denn die Seele allein ist es, welche das Schöne sieht; das sinnliche Auge erblickt bloß die materielle Hülle der äußern Form oder Anmuth, und der Gedanke faßt nur das Erhabne. Jenes Licht der Seele aber, so wie der magische Spiegel der schöpferischen Fantasie, in welchem das innere Seelenauge das Schöne sieht, ist nur der wahren Liebe zugänglich und daher auch mit dem Christenthum, als der Offenbarung und Wissenschaft von den Geheimnissen der göttlichen Liebe wesentlich verbunden und unzertrennlich Eins.

4.

Ueber La Martine's religiöse Gedichte.

1820.

Mehr als durch alle politischen Abgränzungen und Gegensätze, werden die Nationen von einander getrennt und sich gegenseitig entfremdet durch eine große und wesentliche Verschiedenheit in der Richtung ihrer Geistescultur. Er giebt aber ein anderes, höheres Princip, welches die Nationen, die so lange feindlich oder fremd, eine jede schroff für sich bestanden, einander wieder näher führt, und sie durch ein Geistesband innerlich vereinigt; und so wie es zuerst die Religion gewesen, welche aus den Völkern des neuern Europa eine Familie gebildet hat, so nähern wir uns auch, nachdem jenes alte Familienband schon großentheils erloschen war, jetzt vielleicht der Zeit, wo das Christenthum mit neuer Macht in den bedrängten Herzen erstehend, zusammenführen und wieder Eins machen wird, was bisher durch eine weite Kluft geschieden war. Die Gewalt des lebendigen Worts dringt durch die materiellen Schranken, und selbst die Scheidewand der Sprache verschwindet, sobald der Geist Eins geworden ist, und die Seele von dem gleichen Gefühl durchdrungen.

Der neue Dichter, welcher in Frankreich aufgestanden, und der so ganz eigentlich aus der Religion hervorgegangen ist, La

Martine, und seine dichterischen Meditationen, sind ein auffallendes Beispiel für diese Behauptung.

Es giebt wohl nicht leicht einen schneidendern Gegensatz in dem ganzen Gebiethe der Geistescultur, als den zwischen der Poesie und dem dichterischen Gefühl der Deutschen Nation, und jener angenommenen Darstellungsform, welche bei den Franzosen diese Stelle einnimmt. Dort ist es ein tiefes Ahnen der Fantasie, was den Grundton des Lebens bildet, und die eigenthümliche Weltansicht bestimmt; ein Gefühl und ein Streben, was im Unendlichen verschwebt, oder mehrentheils nur in Fragmenten und halbvollendeten Gebilden sich räthselhaft kund giebt. Bei den Franzosen ist es ein nach allen Rücksichten der gesellschaftlichen Convenienz abgemeßner Ausdruck in der Darstellung der Leidenschaft, was als die vollkommenste Poesie bewundert wird, während es uns meistens nur den Eindruck von guter Prosa macht. Die Deutsche Poesie senkt sich mehr und mehr in die Vergangenheit zurück und wurzelt in der Sage, wo die Wellen der Fantasie noch frisch aus der Quelle strömen; die Gegenwart der wirklichen Welt kann sie höchstens nur im humoristischen Witz ergreifen, und dadurch in das Gebieth der Fantasie erheben. Die dichterische Darstellung der Franzosen ist in der Gegenwart daheim, und selbst die Vergangenheit stellt sie gern ohne sehr eigenthümliche Lokalfarben, in idealischer Allgemeinheit hin, mit täuschender Lebendigkeit, durch hinreißenden Effekt der Leidenschaft und des theatralischen Eindrucks. Es giebt aber etwas Mittleres und Tieferes, als das bloß leidenschaftliche Gefühl, welches der prosaischen Wirklichkeit immer noch sehr nahe steht, ja auch als der Zauberschein der Fantasie in ihrem räthselvollen Sagenspiel, das freilich den Hauptstoff und den eigentlich geistigen Körper der Poesie bildet. Dieses mittlere, tiefere Element nun, worin jene andern beiden als in ihrem gemeinsamen Urquell zusammenkommen, ist das höhere Gefühl, was mehr ist als Leidenschaft, und was wir Begeisterung nennen, und vielleicht richtiger Beseelung nennen sollten. Denn eben diese tiefe, innige Beseelung ist es, aus der alles Leben, und auch das der Fantasie hervorgeht, so wie jeder Geistesflug in die Höhe seinen Aufschwung nimmt. Denn die wahre Begeisterung

ist allein diejenige, welche aus dem tiefen Grunde jener alldurchdringenden Beseelung der innerlichen Liebe hervorgeht, und wo dieser Grund fehlt, ist die Begeisterung hohl, nicht ächt, und nur leidenschaftlich; obwohl auch diese Beseelung hinwieder einen Strahl von oben, und den Anhauch eines höheren Geistes bedarf, um sich aufwärts zur lichten Klarheit zu erheben.

Diese hohe Begeisterung und Tiefe des Gefühls, oder innige Beseelung ist nun die Region, in welcher wir mit diesem neuen Dichter zusammentreffen, so daß die große Scheidewand seiner und unserer Sprache verschwindet. Man hört verwandte Töne im Wiederklang der innersten Seelengefühle, und glaubt die eigne Sprache zu vernehmen, weil es die Eine, Ewige ist, die allen zersplitterten Nationalsprachen zum Grunde liegt, und das innere Leben giebt.

Wir wollen nun die Anfangspunkte näher und im Einzelnen bezeichnen, von denen das poetische Gefühl unsers Dichters ausgeht, so wie es sich in diesen rhapsodischen Ergießungen kund giebt. Der erste Punkt und Grundton, mit welchem der Dichter sich zunächst ganz an das Zeitalter anschließt, ist jenes Gefühl, von welchem edle Gemüther und starke Seelen aus begreiflichen Gründen gerade in unserm Zeitalter so mächtig ergriffen werden; jene erhabne Trostlosigkeit, aus welcher die unbezwingliche Sehnsucht, durch den herrschenden Unglauben, alle Banden des Wahns zersprengend, zur Wahrheit und Liebe endlich hindurchdringt; oder auch, wo sie diesen Durchgang nicht findet, an dem poetischen Gemählde des Abgrundes selbst ein dunkles Vergnügen findet. Dieses ist das magisch Hinreißende in Lord Byrons Gedichten, der eben darum der Lieblingsdichter so vieler ähnlichgestimmter Gemüther in den höhern europäischen Kreisen geworden ist. Wie sehr er auch auf unsern Dichter früher eingewirkt hat, ehe er den Ausgang aus diesem dunkeln Labyrinth trostloser Gemählde einer atheistisch düstern Begeisterung gefunden hatte, das zeigt sich noch deutlich in seinen vielfältigen Anreden an ihn.

Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie;
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents,
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents!

Er ſoll nur einmahl „aufſchreien zum Himmel," dieſer Dichter der Hölle, ſo ruft er ihn an, und es wird ein Strahl von dem Feuer des Lebens herabfahren in die Nacht ſeiner Seele, und ſein Herz wird durch die Gewalt ſeiner eignen Accorde ſich ſelber beſänftigen; denn nur für die Wahrheit habe Gott das Genie erſchaffen.

Fais silence, o ma lyre! Et toi, qui dans tes mains
Tiens le coeur palpitant des sensibles humains,
Byron, viens en tirer des torrents d'harmonie;
C'est pour la verité que Dieu fit le génie.
Jete un cri vers le Ciel, o chantre des Enfers!
Le Ciel même aux damnés enviera tes concerts!
Peut-être qu'à ta voix, de la vivante flamme
Un rayon descendra dans l'ombre de ton ame;
Peut-être que ton coeur, ému des saints transports
S'apaisera soi-même à tes propres accords,
Et qu'un éclair d'en haut perçant ta nuit profonde,
Tu verseras sur nous la clarté qui t'inonde.

Hinreißendere und gefühlvollere Verſe, und auch im Ausdruck ſo vollkommne, ſind wohl ſeit lange nicht in franzöſiſcher Sprache gedichtet worden, ſo wie ſie in jeder Sprache höchſt ſelten an's Licht kommen.

Zum Schluß faßt er den Hauptgedanken noch kurz und kraftvoll zuſammen:

Roi des Chants immortels, reconnois-toi toi-même!
Laisse aux fils de la nuit, le doute et le blasphème.

Ueber die vielleicht zu weit getriebene Bewunderung von Lord Byrons Poeſie, können wir mit unſerm Dichter unmöglich kritiſch rechten, nachdem er eine ſolche Anwendung davon macht.

Mehrere Gedichte dieſer Sammlung, beſonders unter den längern didaktiſchen, bezeichnen und ſchildern den Kampf des

Uebergangs von dem troſtloſen Byron'ſchen Standpunkte und aus den Tiefen des Unglaubens, durch alle Stufen der Sehnſucht, zur neuen liebevollen Hoffnung; und manches darin gehört noch der früheren, düſtern Gefühls = Epoche an. Ungleich iſt überhaupt die Poeſie unſers Dichters, und das hängt weſentlich mit ihrem Charakter zuſammen; doch iſt keines auch unter dieſen Gedichten, wo ſeine Muſe erſt noch im Werden iſt, ohne mannichfaltige große und ſchöne Züge. Statt aber jetzt ſchon bei dieſer Unvollkommenheit zu verweilen, auf die wir am Schluß zurückkommen werden, oder dieſen Kampf des Uebergangs aus dem Abgrunde des Zweifels zum liebevollen Glauben und der begeiſterten Hoffnung eines höhern Lebens im Einzelnen zu ſchildern, und Stufe für Stufe zu begleiten, fahren wir fort, die Anfangspunkte zu bezeichnen, von welchen die poetiſche Gefühlsweiſe des Verfaſſers ausgeht.

Der zweite dieſer Anfangspunkte, oder das weſentliche Element ſeiner poetiſchen Begeiſterung und Weltanſicht, iſt die Liebe; aber nicht bloß leidenſchaftlich genommen, wie mehrentheils bei den franzöſiſchen Dichtern, ſondern zart und innig tief, bleibend und alldurchdringend, erhöht und verwebt mit der Erinnerung und Sehnſucht des Todes, jenem Gefühl, welches der wahren Liebe am nächſten ſteht, und am meiſten verwandt iſt. Die geliebte Elvire, Tochter eines verbannten portugieſiſchen Dichters, war ihm, nach kurzem Glück, früh durch den Tod entriſſen; und war ſie ihm ſchon hier, noch lebend, als eine „Schweſter der Engel" erſchienen, ſo fühlt er ſich auch jetzt nicht von ihr getrennt, und ſieht im Geiſte, während er ſich dem Schmerz über ſeinen Verluſt ganz überläßt, auch ſie, an einem andern Geſtade der höhern Weltregionen, einſam ihre Klagen aushauchen. Und ſo wie die körperliche Hülle dieſer Sinnenwelt ihn nicht von der geliebten Seele trennt, ſo ſinkt auch die Scheidewand zwiſchen einer ſolchen durch Treue geadelten, durch das Unglück geheiligten Liebe und dem Gefühle der Andacht. Beim einſamen Abendſtern flüchtet ſich ſein Schmerz in eine ländliche Kirche, und ſein liebebeladenes Herz an den heiligen Stufen ausſchüttend, wagt er es auch hier noch, der edlen Abgeſchiedenen mit Nahmen zu ge=

denken; und in dem Gefühle der Ehrfurcht, womit ihn die Gegenwart Gottes am Altare anfüllt, den Nahmen Elvire aus der tiefsten Seele hervor zu flüstern. Hinreißend ist die Erinnerung an die mit der Geliebten genossene Fahrt auf dem Meerbusen von Baja, an jenen paradiesischen Gestaden voll Ruinen, und rührend großer Andenken. Ueberhaupt zeigt sich ihm die Natur verklärt in dem Wiederschein seiner Liebe, und dieses tiefe Naturgefühl ist denn das dritte Element seiner poetischen Begeisterung. Jene bald prachtvoll erhabene, bald zierlich genaue Naturschilderung, welche in der neuern englischen Dichtkunst einen so großen Raum einnimmt, ist schon früher von Andern auch auf den Boden der französischen Poesie verpflanzt, und nur derselben Regel einer sorgfältigen Abmessung des künstlichen Ausdrucks unterworfen worden, der dort nun einmahl als allgemeines Gesetz gilt. Bei unserm Dichter aber ist es durchaus nicht jene eben erwähnte Manier von kunstreicher Naturbeschreibung, was er sucht und uns aus der Fülle seines Herzens giebt, sondern ein mächtigeres, ganz innerliches, ahnungsvolles, tiefes Naturgefühl. Meisterhaft weiß er zwar das Herrlichste der Naturerscheinungen in der Abendsonne, auf dem wogenden Meere, oder unter dem Nachtgestirne in wenigen großen Zügen mahlerisch hinzuwerfen; aber ganz überwiegend dabei und das, worauf es ihm eigentlich ankommt, ist immer das innere süß träumende Seelengefühl. Darum genügt ihm auch das Wenige in der Natur, was so oft das Gefühl am tiefsten anregt; der Anblick des gestirnten Himmels, oder die Quelle im einsamen Thal, wo seine Seele beim Rauschen der Wasser in gelindem Schlummer dahinsinkt, in dem sein Ohr nichts mehr hört als den Wellenschlag des Meeres und nichts sieht, als den klaren Himmel. Die eigenthümliche Art, wie der Dichter die Natur erblickt, oder wie sie sich ihm verklärt darstellt, hat er selbst in einem Verse sehr treffend ausgedrückt. Die Seele, so redet er zu dem Schöpfer, sei ein Strahl des Lichts und der Liebe, und werde verzehrt von dem Verlangen, wieder empor zu steigen zu ihrer flammenden Quelle.

Je respire, je sens, je pense, j'aime en toi.
Ce monde, qui te cache, est transparent pour moi.

Das was der Dichter hier in so schöner Kürze sagt, ist eben das Wesentliche. Dem wahren poetischen Gefühl wird die Natur durchsichtig, und kann oder darf der Seher auch den Schleier nicht ganz heben, so hemmt ihn doch nicht mehr die dunkle Schranke der sinnlichen Erscheinung; mitfühlend ahnet er das innere Leben, was mehr für ihn ist, als aller Glanz des äußern Eindrucks. Diesem tiefern Naturgefühle gemäß, schließt sich auch bei unserm Dichter eine Fülle von geistigen Ahnungen an den mahlerischen Anblick der schönen Außenwelt; und eine zauberische Weichheit der Empfindung und des Ausdrucks umgiebt die großen Züge der einfachen Darstellung. Versunken in den stillen Schein des liebevollen Abendsternes, berührt plötzlich seine Stirn ein weicher Strahl des Mondes. — „Welche verborgne Geheimnisse der unsichtbaren Welt, fragt er, verbirgt wohl der zauberische Wiederschein? Ist es der erste Morgenstrahl des nie erlöschenden Tages? Oder ist es die geliebte Seele, sind es die Schatten der Abgeschiedenen, die in dieser nächtlichen Klarheit weben, und uns an das Herz greifen?" Er empfindet ein unverstandenes Beben und Entzücken, er denkt an seine Verstorbenen und bricht in die Frage aus, ob es vielleicht ihr klagender Geist sei, der ihn in dem süßen Licht berühre. Es ist dieses nicht eine angenommene Manier flüchtiger Einfälle, wie wohl bei andern Dichtern, sondern es ist tiefgefühlte Wahrheit, welche die innersten Saiten verborgner Ahnungen so treffend berührt, wie es wohl nur dem wahren Dichter gegeben ist, ahnend das zu ergreifen, wohin noch keine Wissenschaft reicht.

In großen, mahlerischen Zügen schildert er oft auch die Abendsonne; aber nicht diese Sonne hier kann sein Herz befriedigen, das einer höhern Ahnung und einer andern Sonne kühn entgegenstrebt. Was unsere wandelbare Sonne beleuchtet, von dem erscheint ihm nichts wünschenswerth; aber jenseits dieser Sternensphäre, dorthin, wo vielleicht die wahre Sonne einen andern Himmel erhellt, sehnt sich das trunkne Herz, um dort die Hoffnung und die Liebe wieder zu finden, und alles das, was keinen Nahmen hat hier in dem irdischen Gefängniß, und möchte dahin schweben auf den Flügeln der Morgenröthe.

Sehen wir nun auf das vierte Element in dem Stufengange des Dichters, und auf den höchsten Punkt, nach welchem auch alle andern Elemente seiner poetischen Ergreifung hinstreben; das Gefühl der Andacht nähmlich, wie er es ausdrückt, und die diesem eigne religiöse Begeisterung; so wird es auch hier am besten sein, statt aller andern Einzelnheiten und Stufen des Uebergan=ges, gleich das Höchste anzuführen und vor Augen zu stellen, was er in voller Klarheit ergriffen hat. Es liegt in folgender Stelle von den zwei Sprachen, der gemeinen zum äußern Ge=brauch, und der innern Sprache des Herzens und des wahren Lebens. Die eine ist nur ein leicht bewegliches Menschenwerk für die Bedürfnisse des Lebens hier in der irdischen Verbannung. Die andre ist ewig und die allen angeborne Geistersprache.

Ce n'est point un son mort dans les airs répandu,
C'est un verbe vivant dans le coeur entendu;
C'est la langue du ciel, que parle la prière,
Et que le tendre amour comprend seul sur la terre.

In diesen Worten liegt eigentlich der vollständige Aufschluß über das ganze eigenthümliche Wesen seiner Poesie. Das ist es, was ihm geschehen ist: im Gefühl der Sehnsucht, der wahren Liebe und der verklärten Natur hat er mit dem Glauben und der Hoff=nung zugleich das innere, ewige Wort des Lebens von neuem ge=funden und wieder entdeckt, wie jedem gebornen Dichter und wah=rem Seher das gleiche begegnet, da die Poesie selbst nichts andres ist als der reine Ausdruck dieses innern ewigen Wortes, so wie es dem eigenthümlichen Gefühl angemessen ist, im Bilde, Spiel und Liede; wo es denn im Herzen des Volkes Wurzel faßt, und Jahrhunderte hindurch als lebendiger Baum, zur reichen Sage erwächst. Diese Stelle von dem „lebendigen Worte, das innen im Herzen verstanden wird," führt uns wieder zurück auf die gleich anfangs gemachte Bemerkung, wie unser Dichter die Schranken der französischen Sprache und Gefühlsweise durch die Gewalt sei=ner Poesie völlig durchbrochen hat, und weit über sie hinausge=schritten ist.

Rhapsodisch und ungleich sind diese dichterischen Ergießun=

gen religiöser Begeisterung; und wo er in dem längeren Schlußgedichte seine Poesie an die Hauptmomente der heiligen Schrift anschließt; sind es mehr nur eine Reihe von einzeln abgerissenen schönen Anklängen. Ob der Verfasser in der Folge auch das Talent einer Composition im Großen, was ihm bis jetzt fehlt, und einer weitern künstlerischen Anordnung und Umfassung erreichen mag, das wird sich zeigen, wenn er fernerhin auf dieser neuen Bahn der heiligen Dichtkunst, nicht bloß aus dem eignen innern Gefühl, sondern nach den gegebenen Vorbildern und Quellen der Schrift und der christlichen Ueberlieferung fortschreiten, und noch andre als rhapsodische Werke unternehmen wird.

Möge seine Muse wenigstens immer die gleiche Kraft bewahren. Denn wie seine Liebe, so ist auch seine Muse nicht ein vorübergehendes Feuer oberflächlicher Begeisterung, sondern eine verzehrende Flamme, die das Mark durchdringt, wie die Gewalt jenes Wortes, „welches Geist und Seele scheidet," und vor der seine Sinne wie ein ergriffenes Opfer erbeben. Wie in der heidnischen Fabel der Adler des Gottes den Ganymedes noch zitternd zu den Füßen der Unsterblichen niederwirft; so wird er von einem heiligen Schauder ergriffen, wenn die Begeisterung mit flammendem Fittiche seine Seele ergreift. Eben so feurig empfindet er auch da, wo sein Herz noch ganz der jugendlichen Erinnerung der irdischen Geliebten hingegeben ist. Viel erhabener noch ist der Aufschwung dieser hohen Flamme in den höheren Regionen der religiösen Begeisterung. Hingerissen von der Betrachtung über den Verfall der Welt und über den allgemeinen Unglauben, den nicht die wundervolle Herrlichkeit der Natur, noch auch die erhabenen Katastrophen der Menschengeschichte, aus seinem Schlummer und Stumpfsinn zu wecken vermögen, bricht seine Sehnsucht in die Worte aus:

Réveille nous, grand Dieu! parle et change le monde;
Fais entendre au néant ta parole féconde.
Il est temps! leve-toi! sors de ce long repos;
Tire un autre univers de cet autre chaos.
Change l'ordre des cieux qui ne nous parle plus!
Lance un nouveau soleil à nos yeux éperdus!
Détruis ce vieux palais, indigne de ta gloire;
Viens! montre-toi toi-même et force nous de croire!

Erhabene Höhe der Poesie, wo sie mit der heiligen Wahrheit Eins wird! Also spricht sich auch wohl in den heiligen Gesängen und in den großen Propheten des alten Bundes die heiße Sehnsucht nach der verherrlichenden Ankunft des Weltgerichtes aus, den heilgebährenden Schrecknissen der göttlichen Zerstörung in heiliger Ungeduld entgegenseufzend. Eine solche Poesie, von der hier die ersten Töne anklingen, ist nun nicht mehr, wie die alte Poesie, der schönen Erinnerung und Vergangenheit, sondern ganz und gar der ahnungsvollen Zukunft in der Fülle der höchsten Begeisterung zugewandt. Aber freilich würde auch die prophetische Brust und Stimme dazu gehören, um diesen ersten Aufschwung der Begeisterung in vollständiger Kraft und Klarheit durchzuführen, damit es nicht bloß bei unvollendeten Anklängen und Anfängen davon bliebe. Doch nicht immer auf dieser furchtbaren Höhe verweilend, weiß der Dichter, auch zu milderm Tone sich niedersenkend, in dem gleichen Gefühle und über den gleichen Gegenstand, an die Saiten der menschlichen Seele zu rühren; wie in jener Strophe, welche die ganze Rhapsodie so schön und sanft beschließt, und mit der auch wir diese Anzeige beschließen wollen.

Silence, o lyre! et vous silence,
Prophêtes, voix de l'avenir!
Tout l'univers se tait d'avance,
Devant celui qui doit venir!
Fermez-vous, lèvres inspirées;
Reposez-vous, harpes sacrées,
Jusqu'au jour où sur les hauts lieux
Une voix, au monde inconnue,
Fera retentir dans la nue:
Paix à la terre, gloire aux cieux!

Solche Accorde der mildesten Liebe sind es, welche der Ankunft und Wiedergeburth des innern, ewigen Wortes auch in der Poesie vorangehen müssen.

* * *

Anmerkung. **1824.** La Martine ist sich nicht gleich geblieben und in der zweiten Lieferung seiner dichterischen Medita-

tionen, so wie auch in dem Gedichte über den Tod des Sokrates sehr von der Höhe seiner ersten Begeisterung herabgesunken. Nur wenige einzelne Stellen in diesem letzteren Werke und unter den lyrischen Stücken etwa „das Crucifix," als ein tief empfundner schmerzlicher Nachklang der früheren Gefühle, können uns noch den gleichen tiefen und schönen Eindruck gewähren. Die Beruhigung eines neuen Glücks kann im wirklichen Leben ein tröstender Ersatz sein für den Verlust des früheren; aber es ist hier mehr eine moralische Beschwichtigung darin wahrzunehmen, als daß eine volle und auch dichterische Befriedigung daraus hervorleuchtete, und uns erfreuend oder doch erhebend anspräche. In der Poesie wird der hohe Aufschwung und tiefe Schmerz der ersten Liebe immer die Palme davon tragen, und bei weitem den Vorzug behaupten vor dem Trost einer zweiten Neigung. Das Gemüth des Dichters selbst scheint auch dabei keine volle Beruhigung gefunden zu haben, die er, wie auch sein äußres Leben sich möchte gestaltet haben, worin ihm niemand wird eingreifen wollen, für das Innre einer so begonnenen Poesie nur auf jener geistigen Höhe hätte finden können, zu der eben sie ihn zuerst geführt hatte. Mit der Begeisterung der Liebe, welche den Dichter in seinen früheren Ergießungen in die lichten Regionen der Andacht emporgehoben, und mit den schönsten Ahnungen frommer Gefühle so ganz angefüllt hatte, ist jetzt selbst der Glaube geschwunden, hat wenigstens an Kraft und Schwung sehr nachgelassen, ist hier und da fast schwankend geworden, und ist ihm jetzt durchgehend ein trüber Faden von unruhigem Zweifel, oder auch von melancholischem Gleichmuth in der Ungewißheit beigemischt worden. Selbst der Zusammenhang der Gedanken erscheint an vielen Stellen ganz zerrissen; wie natürlich, nachdem die alles beseelenden Grundgefühle in ihrer innersten Tiefe gestört und ihnen ihr eigentlicher Mittelpunkt entzogen worden. Aber eben dieser schmerzlich fühlbare Unzusammenhang in den Gedanken, die vorherrschende trübe Stimmung in der Seele des Dichters ist, glaube ich, ein Grund, daß wir noch die Hoffnung festhalten dürfen, er werde sich von neuem auf den Flügeln einer höhern Liebe in die reinen Regionen christlicher Schönheit und Begeisterung erheben. Es würde wenigstens

gewiß voreilig sein, wegen dieser vielleicht nur vorübergehenden Abspannung, der Besorgniß Raum zu geben, als sollte ein so großes Talent für die höhere Poesie so früh schon verloren sein, nachdem sein erstes Auftreten wohl die Erwartung erregt hatte, er werde sich nach diesem schönen Anfang, durch die Weihe, welche eine hohe und im Schmerz ganz gereinigte Liebe dem Gefühle giebt, vielmehr immer reiner und umfassender als ein wahrhaft religiöser und frommbegeisterter Seelendichter in der geistigen Region dieser neuen Poesie entfalten und in bleibendem Glanze bewähren.

Dieses wirkliche Herannahen einer neuen Poesie aber, dürfen wir hier im Allgemeinen um so mehr voraussetzen, wo eben von Erscheinungen die Rede ist, welche als die Vorboten, und ersten noch in Kampf und Zwiespalt befangenen Versuche derselben zu betrachten sind. Die alte Poesie ist nun einmahl vorüber; ich meine darunter jenen stillen Zauber der Fantasie, aus der Vergangenheit und der Erinnerung, der uns und jeden, den er berührt, so unwiderstehlich anzieht, und mit friedlich liebevollem Gefühl in die schönen Tage der Vorzeit versenkt, und ihren ritterlichen Edelmuth, ihre fromme Unschuld, so wie die kindlichen Gefühle und lieblichen Spiele, in den magischen Spiegel wehmüthiger Jugenderinnerung von neuem zurückruft. Diese kindlichen Spiele der Fantasie, und die romantische Kunst, welche darauf gerichtet ist, mögen wohl auch ferner ihren Gang ungehindert, in dieser ihnen bestimmten Sphäre, für sich fortgehen, wo wir sie gern walten lassen, um den Teppich des sonst so einförmigen und trüben Lebens, hier und da wenigstens mit einigen Blumen, aus dem Frühling von ehemahls zu schmücken und zu durchwirken. Der herrschende Ton der Zeit ist aber eigentlich nicht mehr dieser des romantischen Gefühls für die schöne Vergangenheit; der Geist ist auf etwas andres gerichtet, wie man es leicht an dem vor allen andern bewunderten Dichter-Genie der Zeit sehen mag, welcher jetzt fast bei allen Nationen den Scepter der Dichtkunst, wie es noch selten in der Art geschehen ist, an sich gerissen hat. Die neue Zeit bedarf natürlich auch einer neuen Poesie; und sie wird dieselbe auch finden und erreichen, entweder auf dem guten und göttlichen Wege, oder auf einem verderblichen und ganz verwerflichen, bösen

Abwege; in reiner christlicher Schönheit der Gefühle und wahrhaft frommer Dichter- und Sehergabe, oder durch den falschen Zauber einer dämonischen Begeisterung, wie Lord Byrons Muse sich stets mehr zu solchem Abgrunde hinneigt.

Und hier ist nun um so mehr zu bedauern, daß La Martine von seinem ersten Aufschwunge so sehr nachgelassen hat, daß er nun wohl nicht mehr mit zureichender Kraft ausgerüstet sein möchte, um als Gegner oder eigentlicher zu reden, als Gegendichter von Lord Byron, in der Poesie selbst nähmlich und ganz mit den gleichen Waffen aufzutreten; wozu er früherhin nach seinem eignen Gefühl und so mancher herrlichen Anrufung und begeisterten Herausforderung desselben ausdrücklich berufen schien; während Lord Byron selbst, auf seinem Wege immer kühner, und des Sieges gewiß und sicher in seiner herrschenden Kraft einherschreitet. Oftmahls zeigt sich diese Erscheinung in dem Kampf zwischen der guten Sache und dem bösen Princip, daß die Bestrebungen zum Guten, selbst im wirklichen Leben und in den historischen Geburtswehen der kämpfenden Zeit, wie im Gebiethe des höhern Schönen nur wie unvollkommne Versuche von noch schwankender Art und unzureichender Kraft hervortreten, oder doch ein Gepräge von Schwäche an sich tragen, während den in einem bösen Geiste gebildeten Werken und Hervorbringungen die ganze Fülle des Genies und der Vorzug vollendeter Kunst beiwohnt und mitgegeben scheint. Man darf sich diese oft wiederkehrende Bemerkung weder absichtlich wegläugnen wollen, noch sich dadurch niederschlagen lassen; da das störende Factum wohl in einer tiefern Betrachtung seine volle Auflösung findet. Nicht das leichte Gelingen des ersten Angriffs gebührt nach höherer Fügung, der guten Sache, vielmehr wird dieses fast überall und immer dem Feinde anheimgegeben; wohl aber wird dem beharrlich Guten der letzte und mithin entscheidende Sieg nach schwerem Kampf endlich zu Theil. So ist es mehrentheils und im Allgemeinen, wobei jedoch im Einzelnen manche Verschiedenheiten und Abstufungen Statt finden. In den andern Künsten steht, so sichtbar auch hier derselbe Gegensatz hervortritt, das Uebergewicht dennoch nicht auf derselben Seite oder in demselben Verhältniß. Das neu erwachte Streben nach der christlichen

Schönheit hat in der bildenden Kunst schon einen festen Boden zum sichern Fortschritt gewonnen; die glücklichsten Talente stehen auf dieser Seite, auf der andern aber zeigt sich keine entschiedne Kraft im Schlechten, und es steht nichts entgegen, als eine gewisse vornehme Fantasmagorie, deren Monotonie und innere Leere nur zu bald wahrgenommen wird, wo dann der falsche Reiz einer bloß äußerlichen Magie, welche die Seele unberührt läßt, auch gleich verschwindet. Etwas mehreres scheint auch in der neuesten Musik des Zeitgeistes auf dem Wege jener falschen und bloß sinnlichen Magie, jetzt nicht gefunden oder erreicht und gesucht zu werden. Ganz anders aber ist es in der Poesie; denn wer möchte wohl dem Lord Byron das höchste Dichtertalent und den nicht zu beneidenden Ruhm des größten unter allen antichristlichen Dichtern absprechen? — Hier steht nun wirklich eine positive Kraft des Bösen, ein dämonisch begeisterter Dichter und in seiner finstern Tiefe hoch aufragender und königlicher Kunstgeist, dem guten, aber in La Martine z. B. noch sehr unvollkommnen Streben einer fromm gefühlten und christlich schönen Dichtkunst in herrschender Gewalt entgegen. Auch unsern deutschen Faust hat dieser britische Kain der Poesie weit überflügelt; eben so hoch als Byrons Lucifer, den er uns als König des Abgrundes in seiner ganzen dunkeln Herrlichkeit und mit allem Zauber einer falschen geistigen Größe so bewunderungswürdig darstellt, über den falschen Universitätsfreund und deutschen Studentenverführer, Mephistopheles, in Goethe's Dichtung hervorragt. Indessen gilt dieß eben nur von dieser Sphäre dämonischer Darstellung und der falschen Magie jener finstern Größe; da eben diese dunkle Sphäre, wie ich gleich hier bemerken und ausdrücklich vorbehalten muß, nicht die unserm Deutschen Dichter eigenthümliche ist, obgleich er sie schon früher wohl berührt und im Kampfe der Jugend sich auch hier einen Durchgang zu bahnen versucht hatte, bis dann auch er in seiner letzten Dichter-Epoche durch den überwiegenden Hang der Zeit mehr und mehr in das dämonische Gebiet hinübergezogen wurde. In diesem aber bewegt sich Lord Byron freier und größer, weil er da als Dichter einheimisch ist, und in sichrer Kraft auf dem eignen Gebieth

und Boden steht; wenn wir anders bei diesem Urtheil den Kain, als die höchste solcher dichterischen Productionen und den darin in dichterischer Herrlichkeit, als königlich herrschenden Geist in den Regionen der Nacht, so wie noch nie vorher, aufgestellten Lucifer zum Grunde legen. Was dabei noch besonders Erstaunen und Verwunderung erregen muß, und dem bösen Princip in Byrons Kunst eigentlich den rechten Stempel und die Krone der Vollendung aufsetzt, ist, daß er, ungeachtet die ganze Dichtung nur auf die Verherrlichung des Lucifers angelegt und abgesehen ist, doch auch den frommen Charakter des Abels so schön zu schildern gewußt, so wie Kains Liebe zur Ada, und die unbefangne Seele dieser selbst, ihre Scheu vor dem Lucifer und ihr Entsetzen vor dem ersten Eintritt des Todes in diese Welt der Trauer und der Verirrung.

So ist nun die jetzt herrschende Tendenz in der neuesten Poesie, wie zum Theil selbst in der Kunstkritik der gleiche Gegensatz sichtbar wird: entweder in antichristlicher Weise zu einem magisch geöffneten Abgrunde sich hinneigend, wie in Lord Byron; oder nach dem höchsten Göttlichen strebend, wie in La Martine's früheren und besseren Gedichten. Nachdem aber der menschliche Geist sich selten in immer gleicher Höhe auf dem Gipfel der äußersten Spannung, im Guten oder im Bösen, erhalten kann, so darf es uns auch nicht befremden, wenn der britische Dichter neben seinem Kain auch wieder mittelmäßige Leidenschafts-Tragödien von der gewöhnlichen Art hervorgiebt, oder wenn sich in La Martine neben den klarsten Worten ganz lichter Begeisterung auch wieder sehr schwache Verse, Stellen und Wendungen finden. Ein vollendetes Gelingen, auch in der Form der Darstellung, oder auch nur ein ganz durchgebildetes Gleichmaaß im Ausdruck, ein wahrer Styl der Kunst, ist auf diesem neuen Wege der Poesie noch nicht sichtbar, und es ist das wohl auch gleich im ersten Anfange eigentlich nicht zu erwarten.

Man darf es aber übrigens nicht bloß für eine willkührliche Wahl der Dichter halten, wenn sie von allen Seiten zu den religiösen Gegenständen und Gefühlen zurückgekehrt sind; sondern es ist offenbar eine höhere Nothwendigkeit, welche darin

waltet, und es so fügt und leitet; so wie sich ja auch auf anderm Gebieth derselbe Gegensatz und Kampf zwischen der Klarheit und Reinheit der christlichen Gesinnungen, Grundsätze und Gefühle, und einer feindlich entgegenwirkenden, antichristlichen Begeisterung und Denkart immer entschiedner und offenbarer kund giebt. In der Philosophie, wie im Leben selbst, ist dieser Gegensatz schon lange ausgesprochen und anerkannt; wie sollte er also nicht auch in der Kunst und Poesie hervortreten und sichtbar werden, nachdem diese nicht länger mehr als ein müßiges Spiel der leeren Zeit dienen können, sondern es einmahl erkannt ist, daß gerade die innerste Gesinnung des Lebens, und die geheimsten Tiefen der Denkart und Erkenntniß, so wie alle Gipfel der höchsten wahren oder falschen Weltansicht, in der Poesie jeder Geistes-Epoche niedergelegt sind? Es ist also dieses an sich, für einen Fortschritt, wo nicht in der Kunst, so doch in der Zeit zu halten, wenn wir jetzt auch in der Poesie zu dem Punkte gelangt sind, wo es bei der bisherigen gutmüthigen Unentschiedenheit nicht ferner bleiben kann, wo es vielmehr zu einer durchgreifenden Krisis kommen, und eine große Scheidung zwischen der guten und aller bösen Poesie vor sich gehen muß.

III.

Alte Weltgeschichte.

III.

Recenſion

der Schrift von Rhode: Ueber den Anfang unſerer Geſchichte und die letzte Revolution der Erde. Breslau 1819.

Zu jeder Zeit und unter allen Völkern und Ständen iſt der Anfang der Geſchichte und des Menſchen vor den meiſten andern ein Gegenſtand der lebhafteſten Wißbegier von jeher geweſen, ſo wie er es auch noch iſt. Die Wiſſenſchaft des Alterthums, welche auf die Befriedigung dieſer ſo natürlichen und unvertilgbaren Wißbegier zum Theil und wenigſtens in ihrem letzten Ziele mit gerichtet iſt, nimmt in unſrer gegenwärtigen Deutſchen Literatur eine ſehr wichtige Stelle ein, und wird von den verſchiedenſten Seiten her rege befördert und fruchtbar bearbeitet. Während an indiſchen, perſiſchen, ägyptiſchen Urkunden und Denkmalen uns immer neue Schätze und Quellen eröffnet oder wichtige Erklärungen derſelben gegeben werden; während ſelbſt das Griechiſche und dieſem zunächſt verwandte Alterthum durch den tief forſchenden Creuzer aus dem beſchränkten Geſichtskreiſe der gewöhnlichen Philologie herausgehoben, und bis zu den Quellen aller heidniſchen Theologie zurückgeführt wird; führt uns eine wahrhaft Erde und Menſchen umfaſſende Geographie in Ritters geiſtvoller Behandlungsweiſe, es führen uns andere erdnaturhiſto-

rische und geognostische Entdeckungen, oder eine neue Zusammenstellung und Benutzung des schon früher Bekannten auf den Punkt hin, wo die Geschichte allerdings eine Wissenschaft werden kann, die nicht mehr bloß eine Mitte, sondern auch Anfang und Ende hätte; wenn anders Wissenschaft genannt werden darf, was eigentlich nur das gemeinsame Gedächtniß der gesammten Menschheit ist, sobald alles Unechte ausgeschieden worden, und die klare Deutung hinzukommt zu der Erinnerung der Vorzeit und eignen Entwickelung vom Anfange her. Von allen Seiten strömt uns dieser Reichthum neuer Quellen und neuer Ideen herbei, zum richtigeren und vollständigen Verständniß des Alterthums, so daß es nur noch an einem sichern — Schlüssel zu fehlen scheint, um alle diese Reichthümer zu nutzen, und das Räthsel der Vergangenheit in der ganzen Fülle seiner mannichfaltigen Gestaltungen mit Sicherheit deuten zu können. Wo schon so manche Züge und einzelne Worte des Ganzen, wenn man es so nennen darf, plötzlich licht werden, sich wie von selbst enträthseln und auch neben sich manches, was bisher dunkel war, erhellen; da darf man wohl hoffen, daß alles klar und verständlich werden könnte, sobald nur erst ein ordnendes Licht vom Mittelpunkte ausgeht. „Auf der Stufe, welche jetzt unsre Kenntniß des gesammten Alterthums erreicht hat," sagt auch unser Verfasser in der Vorrede (S. 2), „sieht jeder Forscher sich nach einem festen Standpunkte um, von wo aus er das unübersehbare Feld seiner Forschung schauen, und die ihm sichtbar werdenden Gegenstände nach Zweck und Regel ordnen kann." — Und ganz einverstanden bin ich mit ihm, wenn er hinzusetzt: „Nach meiner Ansicht kann und darf jener Standpunkt nur auf einer historischen Grundlage ruhen, welche vor allen Dingen, wenn es irgend möglich, festgestellt werden muß."

Auf zweifache Weise reiht sich der Verfasser nun jenen um die höhere Alterthumskunde verdienten Schriftstellern an; indem er eines Theils uns über die letzte Erdrevolution und große Wasserfluth, von welcher auch nach des Verfassers Meinung zwar nicht der erste, aber doch der uns zunächst gelegne und bekannte (zweite) Anfang der Menschengeschichte ausgeht, eine äußerst bemerkens-

werthe, sehr einfache und doch so vieles erklärende Hypothese aus der Erdkunde darbietet; andererseits aber in dem Zendavesta die deutlichsten Spuren einer sehr merkwürdigen Uebereinstimmung mit dieser seiner Hypothese nachweist, und überhaupt in der Lehre des Zoroaster und den heiligen Ueberlieferungen und Schriften der alten Parsis die reichhaltigste und echteste Quelle der alten Geschichte und Religion oder Offenbarungslehre gefunden zu haben überzeugt ist.

Was die Behandlungsweise des Verfassers betrifft, so kann ich dieselbe kaum genug rühmen. Klar und lichtvoll, wie die Schreibart, ist durchaus auch der Gedankengang, einfach und grade auf das Wesentliche gerichtet. Dreist und entschieden in der Annahme einer großen Thatsache oder neuen Voraussetzung, sobald er sich einmahl dazu berechtigt und sie hinreichend begründet glaubt, verliert er sich doch auf keine Weise in eine zu systematische, grüblerisch genaue, oder dichterisch verwegne Ausbildung aller Einzelnheiten. Wo es auf die Lösung einer sehr verwickelten, einzelnen mythologischen Frage ankömmt, da sind ihm wohl manche der obgenannten antiquarischen Forscher an kritischem Scharfsinn und Gelehrsamkeit überlegen. Sein wahrhaft historischer Sinn bewährt sich eben darin, daß er in dem Gange seiner Untersuchung manches Unwesentliche, Einzelne liegen läßt, vieles für die fernere und nähere Bestimmung offen und frei erhält, und nur auf die Hauptsache gerichtet, die großen, historischen Hauptfacta der Urgeschichte, und die einfachen, aber folgenreichen Resultate festzustellen bemüht ist, welche sich aus jenen ergeben.

Ganz einverstanden bin ich mit dem Verfasser auch über den Grundsatz in der Methode seiner Forschung, daß ich es mit ihm für sehr möglich halte, das Geschichtliche aus dem Sagenhaften der alten Ueberlieferungen auszuscheiden, und aus dem umhüllenden Gewebe der Mythologie die wesentlichsten Facta der allgemeinen Urhistorie hervorzuziehen; sobald nur einmahl Licht in dieses Chaos gebracht, d. h. der feste Anfangs- oder Mittelpunkt solcher Untersuchungen und des Anfanges der Menschengeschichte selbst gefunden ist.

Was ich aber, diesen Grundsatz einmahl angenommen, weniger zugeben oder erklären kann, ist, warum der Verfasser in seinem ersten Resultate (S. 6) sagt: „Daß die Geschichte der Menschen mit der letzten großen Erdrevolution beginnt.“ Denn wenn ihnen, wie er hinzufügt, gleichwohl die Erinnerung einer früheren Zeit blieb, so ist dadurch ein Element in den Satz aufgenommen, wodurch er sich selbst wieder aufhebt. Warum sollte also, wenn die Erinnerung der früheren Epoche blieb, und wie es nicht anders denkbar ist, in heiliger Ueberlieferung, in geschichtlicher oder dichterischer Sage aufbewahrt ward, sich nicht auch aus dieser Ueberlieferung und Sage von der antediluvianischen Zeit, das Geschichtliche eben so gut aussondern lassen, als der Verfasser es mit der spätern, seit der letzten Erdrevolution versucht? Die Ueberlieferungen von der ersten Zeit nach dieser Revolution sind im Einzelnen auch dunkel, verworren und trübe genug. Wie natürlich, ehe sich die brausenden Elemente des geretteten Menschenstammes und der neu entstandenen Völker wieder gesetzt und erst geordnet haben konnten. Es wäre nicht undenkbar, daß die Sage von der Urzeit, im Verhältniß zu jenem ersten Zeitraume nach der Revolution im ersten Entstehen der getrennten Völker, sogar reiner und geschichtlich klarer erhalten worden wäre; und wenn der Verfasser im Zendavesta die näheren Umstände und Ursachen der letzten großen Fluth mit einer bewunderungswürdigen Richtigkeit (nach seiner allerdings sehr wahrscheinlichen Hypothese davon) angegeben findet; so könnten ja vielleicht andre alte Ueberlieferungen, die indischen z. B., gerade von der antediluvianischen Zeit sehr merkwürdige Ruinen und Reste, Spuren oder Andeutungen darbieten. Der mosaischen heiligen Urkunde und Urgeschichte erwähne ich hier absichtlich noch nicht; denn diese sucht der Verfasser, weil er von deren Anwendung nur einen störenden Einfluß auf die Freiheit der Forschung und eine umfassende Kritik befürchtet, von seinem Gedankengange entfernt zu halten und in der Kürze bei Seite zu schieben; worüber wir ihn denn, wenn der historische Gehalt der Genesis in der gewöhnlichen, beschränkten Weise verstanden oder vielmehr nicht verstanden und dann polemisch auf alle andre alten Ueberlieferungen

angewandt wird, wohl entschuldigen können. In gründlich vollendeter und wahrhaft allumfassender urhistorischer Forschung, dürfte die Sache aber wohl ein ganz andres Ansehen gewinnen; und so wie in einer spätern und gegen jene schon niedern Region der Alterthumskunde der alte Herodot, den man sonst so oft den Fabelhaften gescholten, jetzt von den gelehrtesten Geographen und Historikern überall anerkannt, gerechtfertigt, und wegen seiner schlichten Weisheit gepriesen wird; so dürfte wohl, je weiter unsre ägyptischen, indischen, persischen, chinesischen Studien der Vorzeit gedeihen, je klarer unsre geognostischen und urhistorischen Ansichten werden, auch Moses und die Genesis, nebst manchem neuen Lichte, auch ihre alte Würde in vollstem Maaße wieder erhalten. — Der Verfasser will diese Saite nun einmahl nicht gern berührt wissen, ungeachtet er sich eigentlich nicht im Widerstreit mit der heiligen Urkunde befindet. Sonderbar und auffallend bleibt es immer, daß er selbst gar nicht bemerkt hat, wie seine Aeußerung (S. **31**): „Daß der muthmaßliche Anfang der Menschengeschichte in den Zeitraum zwischen den beiden letzten Umbildungen der Erde fällt;" — wohlverstanden, so ganz genau mit dem Moses übereinstimmt. Eine Muthmaßung, die uns freilich nicht als solche, nicht als bloße Wahrscheinlichkeit, sondern als historische Gewißheit gilt, so wie nur irgend etwas in der Urgeschichte des Menschen gewiß genannt werden darf.

Die letzte große Erdrevolution bleibt das Hauptthema des Verfassers. — Daß darunter auch im Zendavesta die Fluth des Noah oder die Sündfluth gemeint, und die daselbst der Einwirkung des Naturfeindes in Gestalt eines Drachensterns oder Kometen zugeschriebne Erdrevolution dieselbe sei, welche uns Moses ebenfalls beschreibt, ist auch aus dem Umstande klar und unzweifelhaft, daß die Zendsage die Auswanderung des Dschemschid ziemlich nah an jene furchtbare Naturbegebenheit anknüpft; welcher Urkönig Dschemschid mit dem Sem der Genesis anerkannt dieselbe Person ist.

Der Hauptgedanke des Verfassers über die letzte Erdrevolution oder Sündfluth ist nun dieser. Es sei damahls mit der Erde eine große innre Veränderung vorgegangen, indem dieselbe die

Achse und den Aequator ihres täglichen Umschwunges sehr bedeutend verrückt habe, wodurch denn auch die geographische und klimatische Beschaffenheit des festen Landes ganz umgewandelt worden sei. Diese große Natur-Katastrophe sei durch einen der Erde sehr nah gekommenen, und am südlichen Himmel aufgestiegenen Kometen bewirkt worden, wie die Beschreibung davon im Zendavesta ganz deutlich zu lesen sei. Was die behauptete Veränderung der Pole betrifft, so stützt der Verfasser sich dabei auch auf astronomische Bemerkungen und Vermuthungen über die aus den bisherigen Erdmessungen der Breiten-Grade sich ergebenden Anomalien.

Nachdem nun, wie überall, so auch in dieser Wissenschaft der Alterthumskunde und Urgeschichte, die Wahrheit auf — „zweier Zeugen" Aussage beruht, hier also der Schrift und der Natur; so ist es billig, daß neben der Schrift, als dem Inbegriff aller heiligen alten Ueberlieferungen, auch der andre Zeuge die Natur, d. h. der Geist der Erd- und Sternkunde, so weit sie bis jetzt gediehen sind, vernommen werde, um uns Licht zu geben in der großen Untersuchung über das Dunkel der Urwelt. Und nicht leicht ist uns eine Hypothese der Erdkunde vorgekommen, welche mit dieser siegreichen Klarheit vorgetragen, für den historischen Forscher so viel einleuchtend Annehmliches und fast befriedigend Wahrscheinliches vereinigte und darböte. Ich meine darunter vorzüglich nur das Hauptfactum von der Veränderung der Erdachse und des Aequators, und der damit ganz natürlich, um nicht zu sagen nothwendig, verknüpften gänzlichen klimatischen Umwandlung der bewohnbaren Erde. Ob ein Komet die Ursache gewesen, wie man schon öfter gemeint, so wahrscheinlich es lautet, das ist für uns die Nebensache. Ich lasse das an seinen Ort gestellt sein; die eigentliche Thatsache, welche Licht in die Urhistorie bringt, ist jene Veränderung des Aequators und des Klima's der meisten Länder. Gesetzt aber auch, es sei ausgemacht gewiß, daß ein Komet die Ursache gewesen, so würden wir doch auf den Umstand, daß es im Zendavesta steht, obwohl die Erwähnung, vorausgesetzt daß es wirklich so gewesen, allerdings merkwürdig bleibt, keinen so ausschließend hohen Werth legen. Dieß ist grade als ob wir unter den griechischen Philosophen den

Zügen so wunderbar kraftvoll beschreibt? Ist Gott, der lebendige Gott des Moses, ein Gott, der ein Chaos, das bekannte Thohu und Bohu, eine „Erde, die wüste und leer ist," erschaffen kann? Dieses ist nicht denkbar; eben so wenig und noch weniger aber läßt sich das Dasein eines unerschaffenen Chaos neben dem wahren Gott annehmen, was auch dem ersten Verse geradezu widerstreiten würde. Es bleibt demnach allerdings eine große Kluft zwischen dem ersten und dem zweiten Verse; nicht als ob es eine zufällige Lücke wäre; denn es ist gewiß keine andere da, als nach der tiefsten Absicht. Wir dürfen auch, um sie auszufüllen, uns nur das gegenwärtig machen, was ohnehin aus der Bibel und dem Moses selbst gewiß ist. Gott hat alle Wesen gut erschaffen und kann kein Chaos erschaffen haben. Wenn aber Geister, welche frei waren, von Gott abfielen; so ist die chaotische Unordnung als Folge des Abfalls, leicht erklärbar. Diese wesentliche Hauptlehre der christlichen Offenbarung, wird ja aber in der Bibel und im Moses selbst überall zum Grunde gelegt und in unzähligen Stellen darauf hingedeutet. Jenen Verwüster und Stifter aller Unordnung und Finsterniß also, jenen Lügner von Anfang, welchen Moses gleich nachher unter dem Bilde der Schlange einführt, ohne daß er weder von seiner Erschaffung noch von seinem Abfall früher geredet hat, die er — wie so manches andere — stillschweigend voraussetzt; diesen müssen wir hier erklärend hinzudenken. Nicht etwa als willkührliches Einschiebsel in den Text der heiligen Urkunde, sondern nur als Ergänzung in Gedanken, zur Erklärung für unser Verständniß. Und so könnte denn der Anfang der Genesis aus dieser selbst etwa so commentirt werden: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde," d. h. die Geisterwelt und die Sinnenwelt. (Nachdem aber der Erste der erschaffenen Geister von Gott abgefallen war, und einen großen Theil der Schöpfung mit sich in das Verderben hinabgerissen hatte, so —) „war die Erde wüste und leer, und Finsterniß lag auf dem Abgrunde" u. s. w. Wenn die beiden ersten Verse Mosis einmahl richtig verstanden sind, und der Eine Haupt- und Grundirrthum bei Seite geräumt worden, welcher den Inhalt der ersten beiden Verse, und die nachfolgenden sechs Tagewerke, die erste Schö-

pfung aller Dinge aus Nichts, mit der neuen Weltbildung vor Erschaffung des Menschen, verwechselt; so verschwindet auch das Dunkel mehr und mehr aus dem Nachfolgenden und es wird nun wenigstens der Gang des Ganzen leicht klar und verständlich.

Der Hervorruf und erste Aufstrahl des Lichtes ist der fruchtbare Keim, aus welchem als erstem Anfangspunkt, die nachfolgenden Akte dieser neuen Weltordnung und höheren Erdumbildung herfließen und sich nach Gottes Geheiß ergeben. Die vier ersten Tagewerke und Zeiten dienen dazu, der Erde diejenige Einrichtung zu geben, welche sie als Wohnplatz des Menschen haben sollte. Nachdem Licht und Finsterniß geschieden sind, öffnet und scheidet sich nun auch die dunkle Wolkenfluth, und die Feste des Himmels wölbt sich in ihrer Klarheit über der Erde; Meer und Land trennen sich und gewinnen eine feste Gränze, und aus der bewässerten Erde steigen Gewächse und Pflanzen dem Lichte entgegen. Ehe es noch Tag war auf Erden, vor dem Aufgang des Lichts, in der alten Nacht, da die Erde noch finster war, konnten Sonne und Mond nicht auf sie wirken, waren nicht vorhanden für sie; jetzt aber schien und wirkte, wärmte und belebte das Gestirn des Tages und das geringere der Nacht die rege gewordene Erde und die lichten Himmelskörper begannen ihren siderischen Kreislauf. In dem fünften und sechsten Tagewerke wird die Erde darauf mit lebendigen Geschöpfen angefüllt, die alle dem Menschen unterworfen und dienstbar sind, und das Werk schließt mit dem, was die Krone und das Ziel des Ganzen ist, mit der Erschaffung des Menschen; worauf denn nach vollendetem Werk der siebente Ruhetag, oder Sabbath Gottes, als ein Vorbild des menschlichen nach mosaischer Einrichtung folgt. Wie der erste Schöpfungsmoment in diesem Werke der neuen Weltbildung, in dem Fiat des Lichtes aus dem ewigen Worte, so ist auch dieser zweite der Erschaffung des Menschen hinreichend und in nicht zu verkennender Bedeutsamkeit und Erhabenheit des Ausdrucks, als ein solcher ausgezeichnet und hervorgehoben; dagegen bei andern geringeren Erzeugnissen ausdrücklich auf eine nicht unmittelbare Hervorbringung hinge-

deutet wird, wie in den Worten: „Und die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut — „und die Erde ließ aufgehen u. s. w."

Wenn nun die Frage entstehen sollte, welches wohl eigentlich das Hauptfactum sei, was im astronomischen Sinne den ersten Tagewerken dieser ersten mosaischen Erdumbildung zum Grunde liege; so ist diese Frage vielleicht nicht unauflöslich. Es müßte allerdings ein ganz einfaches Factum sein, woraus sich alles dasjenige in der mosaischen Erzählung, was der Erdkunde angehört, leicht herleiten ließe; denn die Erschaffung des Menschen nach göttlichem Ebenbilde bleibt ein Gegenstand für sich und gehört einem andern, höheren Gebiethe an. Folgender Gedanke mag hier wenigstens hingeworfen als eine Anfrage stehen für unsere wissenschaftliche Kenntniß und Beurtheilung vom Weltgebäude. — Wenn wir einen Augenblick voraussetzen, die Erde habe früherhin anders wie jetzt, ohne täglichen Umschwung um die eigene Achse, sondern etwa so wie der Mond um die Erde, also stets der Sonne dieselbe Scheibe zuwendend, oder doch nur ein Mahl im Jahre sich um die Achse drehend, ihren Kreislauf um die Sonne vollbracht; und dann dem Physiker oder Naturphilosophen die Frage vorlegen wollten, wie unter dieser Voraussetzung die Erde damahls wohl beschaffen sein konnte, so würde die Antwort ohne Zweifel im Allgemeinen dahin ausfallen: daß die Erde alsdann kein organisches Leben hervorbringen noch enthalten konnte, wenigstens kein solches, was in unserm Sinne nach der jetzigen Beschaffenheit irgend so genannt zu werden verdiente, ganz wie Moses sagt: „die Erde war wüste und leer;" und daß überhaupt, ohne die belebende Einwirkung des Lichts, ohne den Wechsel von Tag und Nacht, die Erde sich wohl in jenem chaotischen, finster fluthenden Zustande befunden haben möchte, welchen Moses an jener Stelle so kraftvoll schildert. — Nun lasse man aber den Strahl des Lichts in die innere Kraft, in das Herz der Erde, Leben erweckend eindringen, und mit dem täglichen Umschwung um die eigene Achse den eigentlichen Pulsschlag des höhern Planetenlebens beginnen; so wird alles Nachgehende wie von selbst erfolgen. Das Licht zertheilt die Wolken, es öffnet sich der alte Nebelqualm und klar breitet sich die

Himmelsfeste über den Erdkörper aus, auf welchem sich jetzt auch Meer und Land aus dem fluthenden Chaos scheiden. Gewächse keimen aus der befeuchteten Erde zum Lichte hinauf; und es ist die Erde nun überhaupt geeignet, sich mit organischem Leben aller Art zu füllen. Wollte man entgegnen, daß die Voraussetzung unmöglich sei, weil unser Erdplanet von Ewigkeit her, nach einem nothwendigen Naturgesetze, den täglichen Umschwung um die eigene Achse an sich gehabt haben müsse; so würden wir den strengsten Beweis dafür erwarten, da man mit vermeintlich „ewigen Naturgesetzen" ohnehin mehrentheils viel zu verschwenderisch umgeht, und die überall stufenweise Entwicklung der Natur, erst jetzt von den Meistern in der Wissenschaft, obwohl vielleicht immer noch nicht hinreichend, im Einzelnen wie im ganzen Weltgebäude wieder anerkannt wird. Wird aber die Voraussetzung als möglich zugegeben, so wird alles Nachfolgende klar und entwickelt sich ganz natürlich aus dem ersten allwirksamen Anfangspunkte, dem ersten durch Gott hervorgerufenen Aufstrahl und Einschlag des Lichts, der mit dem täglichen Umschwunge um die Achse auf Erden beginnt; von welcher epochemachenden Begebenheit es denn wohl mit Recht so bezeichnend heißt: „Da schied Gott das Licht von der Finsterniß, und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Da ward aus Morgen und Abend der erste Tag." Welche letzten Worte dann nicht mehr in einem allgemeinen, halbbildlichen Sinne erklärt zu werden brauchen, sondern zugleich auch ganz buchstäblich wahr sind. Das Wundervolle dieses ersten Lichtanfanges, so wie die unermeßlich folgenreiche Entwicklung, welche sich aus jenem einen Lebensfactum des täglichen Achsenumschwunges ergiebt, wird auch unsere Naturphilosophie anzuerkennen, nicht abgeneigt sein. Zwischen aller Fülle der organischen Lebensentwicklung und dem Letzten bei Moses — „der Erschaffung des Menschen nach göttlichem Ebenbilde" — aber bleibt immer eine unermeßliche Kluft, welche keine Naturphilosophie für sich ausfüllen kann, indem sie hier einen fremden Boden berührt, wo die Untersuchung mit dem Gegenstande selbst aus dem Gebiethe der Naturentwicklung in das Gebieth der unmittelbaren Offenbarung

des innern göttlichen Wesens übertritt. Ganz unbedenklich zwar können auch wir gelten lassen, was der Verfasser (S. 41) sagt, und mit ihm sagen: „Wie die Erde reif war, die jetzige Krone ihrer Organisation, den Menschen zu tragen, trat er auf seinen Schauplatz.“ — Nur allein das „Jetzige“ möchte uns zu weit führen. Nun setzt er aber weiter noch merkwürdig genug hinzu: „Aber die Zeit kann kommen, wo in dem Strome der Entwicklung die Periode der Erde vorüber ist, in deren gesammten Verhältnissen der Organismus des Menschen lag; er kann einst bei einer noch höhern Ausbildung der Erde, als zu schwer, zu sehr an der Masse klebend, ohne Halt zusammensinken oder noch in geistigere Formen übergehen.“ — Und da sieht man wohl, daß wenn man den festen Boden der göttlichen Offenbarung einmahl verlassen hat, die uns jenes große Geheimniß vom Ebenbilde Gottes in der Natur des Menschen erkennen und eben dadurch auch den Anfang der Menschengeschichte erst verstehen lehrt, alsdann dem wissenschaftlichen Fantasiren ein gränzenloser Spielraum geöffnet wird. Wenn der geistige Funken, denn ein göttlicher kann es in dieser Ansicht nicht wohl genannt werden; wenn also der geistige Funken im Menschen, der ihn eigentlich zum Menschen macht, nenne man es nun Vernunft und Sprachfähigkeit, Freiheit oder Fantasie, so wie ein schwebender Luftgeist, bald an diese oder jene Thierform gebunden und in sie versenkt oder auch ihr wieder entzogen werden könnte; so ist nicht abzusehen, warum dieß nicht auch auf die Vergangenheit angewandt werden sollte, und der Verfasser hätte dann eben so gut auch die Menschen der Urwelt unter den zahlreichen Elephantengeschlechtern oder den — Mammuths der Vorzeit aufsuchen können, als er für die Zukunft uns die Aussicht auf einen Uebergang des Menschenwesens in „noch geistigere Formen“ eröffnet; da er unter diesen doch gewiß nicht, wie wir andern, die verklärten Leiber der Auferstandenen versteht, sondern allem Ansehen nach nur eine leichtere und leichter bewegliche Thierform und Gattung, wie etwa die geflügelten Bewohner der Luft schon jetzt ein Beispiel davon geben können, wenn wir die kühne Fantasie in richtiger Conjectur errathen haben.

So sind wir der naturhistorischen Ansicht und Hypothese des Verfassers bis an die äußerste Gränze gefolgt; und das bisher Gesagte mag wenigstens als eine erste Andeutung hinreichen, um zu zeigen, daß sich die Genesis auch wohl noch anders ansehen läßt, als der Verfasser sie bis jetzt genommen zu haben scheint. Nachdem wir nun also das, was die Erdkunde in der urhistorischen Zeit und von ihr handelnden alten Ueberlieferungen und heiligen Urkunden angeht, beseitigt haben, nehmen wir davon den Uebergang gleich zu dem vierten Resultate des Verfassers von der Urreligion, was sich zunächst an das Bisherige anschließt. Was das zweite und dritte Resultat über das Urland nach der letzten Erdrevolution, über das Urvolk und seine ersten Auswanderungen und über die Ursprache enthält, nebst unsern Bemerkungen dazu, wird am besten für den Schluß bleiben. Das vierte Resultat des Verfassers lautet nun wie folgt:

„Es gab eine Urreligion, aus welcher alle Religionen des Alterthums hergeflossen sind."

Die ursprüngliche Religion im ersten Weltalter war allerdings nur Eine; eine Religion der Natur war es, d. h. eine Verehrung und Anbethung Gottes in der Natur und der Natur in Gott. Alles Heidenthum ist aus dieser Natur-Religion der Urwelt durch weitere Entwicklung, Ausbildung oder Entartung entstanden. Auf dieser Stufe des Heidenthums sind die Aegypter, Griechen und Römer stehen geblieben, die Indier stehen noch darauf; so wie die Mahomedaner nebst den Juden auf der zweiten Stufe einer prophetischen Gesetzes-Religion stehen geblieben oder darauf zurückgesunken sind. Es folgt jener ersten Natur-Religion nähmlich eine zweite Epoche in der Geschichte der Religion, welche der Verfasser selbst als eine solche anerkennt und ganz angemessen die Offenbarungslehre oder nach seiner Weise „Offenbarungssage" nennt (S. **65** u. sonst); das ist diejenige Religion, welche nicht mehr auf die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur beschränkt ist, sondern auf einer speciellen (wahrhaften oder dafür angenommenen) Offenbarung beruht, in der Person eines hierzu gesendeten Religionsstifters, der mehren-

theils zugleich der National-Gesetzgeber ist, und die neu verkündigte Religion auf ein geschriebenes Gesetz gründet. Dahin wird gewiß der Verfasser selbst, außer dem Moses auch die Lehre des Zoroaster rechnen. Von diesen Religionen der zweiten Epoche nun, die auf eine specielle Offenbarung und ein geschriebenes Gesetz sich gründen, kann man wohl durchaus nicht sagen, „daß sie aus der Urreligion hergeflossen sind." Vielmehr ist die Entartung und Verwilderung der Urreligion gewöhnlich die veranlassende Entstehungsursache der Religion des geoffenbarten Gesetzes, und befinden sich die Stifter und Verkünder derselben mehrentheils in schneidendem Gegensatze oder gar in fortwährendem Kampfe mit dem alten Heidenthume. Wenn sie aber auch als Wiederhersteller der reineren, älteren oder ältesten Religion auftraten, so unterschieden sie sich doch von dieser wesentlich schon durch die eigenthümliche und neue Grundlage einer speciellen Offenbarung, und die Form eines geschriebenen Gesetzes. Daher gehört denn auch Zoroaster seinem ganzen Charakter als eigentlicher Religionsstifter nach, durchaus dieser zweiten Epoche an, und es ist nicht abzusehen, warum der Verfasser ihn in eine viel frühere Zeit (S. 4) hinaufschieben will; da die Zendbücher selbst keine Veranlassung dazu geben, und die historischen Zeugnisse dagegen sind. Wenn Plinius und andere Alte von einem oder mehreren, ungleich älteren, Zoroastern reden, so ist dieß einestheils ein sehr gewöhnlicher Nothbehelf, um alles, was einem großen National-Stifter in der Vorzeit etwa Verschiedenartiges oder nicht Vereinbares zugeschrieben wird, vereinigen zu können. Anderntheils aber ließe es sich auch sehr natürlich auf die früheren erleuchteten Lehrer in der Zend- und Parsi-Ueberlieferung deuten, besonders auf den Hom oder Heomo zur Zeit des Dschemschid und den noch älteren Hoscheng, von welchem letzteren selbst der Feuerdienst hergeleitet wird. Allein diese gehören beide dem ersten Weltalter an, sie sind Pischdadier, Heilige der Urwelt und Zeugen der Wahrheit vor dem geschriebenen Gesetze des großen persisch-medischen Religionsstifters (Creuzer I. S. 670).

Das Heidenthum ist zwar in seiner Lokalentwicklung der allergrößten Mannichfaltigkeit fähig, eben weil es eine Religion der Natur ist, je nachdem die Fantasie aus der unendlichen Fülle der Natur, was ihr am meisten zusagt, auffaßt, so wie es sich ihr in ihrer Umgebung zeigt, und das Aufgefaßte weiter gestaltet; aber eben weil es eine Religion der Natur ist und so lange es nur diese bleibt, ist es wesentlich Eine und dieselbe. Der wichtigste und folgenreichste Unterschied ist wohl der, welcher zwischen dem Elementen- und Feuer-Cultus der Hirten- und Nomadenvölker und zwischen dem siderischen Naturdienste der ackerbauenden Völker Statt findet; allein auch hier ist durchaus keine absolute Absonderung, und es werden Uebergänge und Vermischungen zwischen beiden Arten des alten Naturdienstes in Menge gefunden. Der einzige Unterschied, der sich zwischen dem, was doch im ersten Grunde, wenn gleich einer unendlich mannichfaltigen Evolution fähig, wesentlich Eins ist, noch am ersten machen ließe, wäre der zwischen dem Heidenthume mit Gott und einem Heidenthume ohne Gott. Allein ganz ohne Gott wird wenigstens bei den Völkern, die eine Ueberlieferung haben und uns geschichtlich bekannt sind, nicht leicht eine heidnische Religion gefunden werden; und so beruht auch hier wieder alles auf einem Mehr oder Minder, auf dem Grade der Kraft und der Klarheit, mit welcher, oder auf der verschiedenen Form, in welcher die Idee des wahren Gottes aus dem Chaos der Natur-Mythologie hervortritt. — Hier ist nun der Punkt, wo ich mich von dem Verfasser trennen muß, indem er dem ursprünglichen, reinen Heidenthume der Urwelt durchaus das größte Unrecht thut, wenn er behauptet, daß demselben „Gott und Natur noch Eins waren" (S. **22** u. **59**), daß sie mithin von dem wahren Gotte gar nichts gewußt, nicht Gott in der Natur erkannt, die Natur aber in Gott angeschaut, sondern im Grunde nur einzig und allein die Natur angebethet hätten. Dieses würde schon an und für sich, klar betrachtet, nicht wohl denkbar sein, da man doch überhaupt nicht wohl annehmen kann, daß der Irrthum der Wahrheit vorangegangen sei; auch widersprechen dem alle historischen Zeugnisse, alle alten Ueberlieferungen und Urkunden. Unsern

jetzigen Physikern und Natur-Philosophen begegnet es wohl eher, daß sie Gott in der Natur verlieren und ihnen beide Eins werden. Selbst unser Verfasser redet einmahl ganz beiläufig von „ewigen Naturgesetzen;" eine Redensart, welche man den eigentlichen Physikern und gewöhnlichen Natur-Philosophen wohl verzeihen kann, um das zu bezeichnen, was die Natur einmahl angenommen und vorausgesetzt, als gleich nothwendig mit ihr erscheint und erkannt wird; die aber von der Genauigkeit des Ausdrucks in urhistorischen Forschungen ausgeschlossen bleiben sollte. Was in der Natur ewig genannt werden kann, das ist nicht in den Gesetzen zu suchen, sondern gerade in dem, was über die Gesetze erhaben ist, und eben dadurch als ein freies Göttliches sich ankündigt. Sollte der Verfasser aber wirklich die Natur selbst für ewig halten, so wünschte ich wohl zu vernehmen, wie er zu dieser merkwürdigen Kenntniß gelangt sei. In der alten Zeit findet jene Verwechslung und Verschmelzung von Gott und der Natur durchaus nicht in der Art Statt, wie der Verfasser annimmt, selbst da nicht, wo der Naturalismus vorherrschend ist. Sehr bestimmt kann man in den alten heidnischen Religionen den Begriff des wahren, oder um es im Gegensatz gegen den Naturalismus recht scharf zu bezeichnen, eines übersinnlichen, über die Natur erhabenen, oder metaphysischen Gottes von den polytheistischen Zuthaten und der mythologischen Umgebung unterscheiden und ausheben. Der Unterschied ist hier nur einzig der, daß in einigen Systemen des Heidenthums, wie in dem indischen, persischen und chinesischen, zum Theil auch noch in dem ägyptischen, welches in dieser Hinsicht den Uebergang zu der griechischen Mythologie macht, der metaphysische Begriff von Gott, wie sehr dieser Begriff auch nachgehends polytheistisch verunstaltet sein mag, dennoch gleichsam den Kern und die Seele den Mittelpunkt, Anfang und Gipfel des Ganzen bildet; dagegen in dem Heidenthume der Griechen und der ihnen verwandten Völker, derselbe im Ganzen durch die Mythologie völlig verdeckt und verdunkelt wird, und nur an einzelnen Stellen, wie besonders in den Mysterien, hie und da aber auch außer denselben, alsdann aber auch ganz unverkennbar hervorbricht. In Hinsicht der Griechen wird dieses nach Creuzers großen Forschungen wohl keines weitern

Beweises bedürfen. Die durchaus metaphysische Bezeichnung des höchsten Gottes in den indischen und persischen heiligen Büchern, liegt offenkundig vor Jedermanns Augen da. Ueber die Religion der andern alten Völker wird es nach diesen Grundzügen leicht sein, zu entscheiden, ob sie mehr zu der einen oder der andern Klasse gehören. Der Jehovah des Moses, sagen neuere Kritiker, sei ein bloßer National-Gott der Juden; allein das Wort selbst ist schon ganz metaphysisch gebildet (das indische Suayambhu dürfte ihm aus den alten Sprachen noch am ersten entsprechen); dieses wird durch andere mosaische Bezeichnungen desselben Gottes, wie: Der „Ich bin" sendet den Moses, „Ich bin, der Ich bin" noch mehr bestätigt; und so kann dieser Nahme Jehovah schon nach seiner ganzen Wortbildung nichts anders bedeuten, als den, der da ist und offenbar ist, der da war und da sein wird; nicht seiend überhaupt in unbestimmtem, allgemeinem Sein, sondern daseiend d. h. sich offenbarend. Es bezeichnet daher dieser vierförmige (τετραγραμματον) und geheimnißvolle Nahme vorzugsweise den Gott der Offenbarung, weßhalb die ältere lateinische Kirchensprache in der Vulgata dieses Wort auch jederzeit durch **Dominus** übersetzt. Daß Jehovah auch historisch angesehen, nach Moses nicht bloß ein Nationalgott ist und nicht bloß den Juden eignet, ist klar aus dem Segen des Noah, wo es ausdrücklich heißt, Jehovah sei der Gott (der Elohi) des Sem und seines Stammes*); d. h. mit andern Worten, die von Sem abstammenden Völker seien nicht ohne Erkenntniß des wahren, lebendigen Gottes. Man darf hierbei vorzüglich auch wohl mit an die vom Stamm Sems hergeleiteten Perser denken, deren Religion in der heiligen Schrift immer so sorgfältig und deutlich von dem eigentlichen Götzendienste unterschieden wird und genau genommen gar nicht zum Heidenthume gerechnet werden darf, da die Perser vielmehr selbst von dem

*) In der gewöhnlichen, protestantischen, deutschen Bibelübersetzung ist dieses nicht richtig gegeben, indem die beiden Benennungen Gottes, welche die Vulgata jederzeit sehr sorgfältig unterscheidet, willkührlich herumgestellt sind, so daß es nun lautet: „Gesegnet sei Gott, der Herr des Sem;" statt daß es im Texte heißt: „Gesegnet sei Johovah, der Elohi des Sem;" durch welche Versetzung der tiefere Sinn ganz verloren geht.

gleichen Abscheu gegen den siderischen Götzendienst der Aegypter durchdrungen waren, der auch in der Bibel herrscht; so daß es fast noch zu wenig gesagt ist, wenn ein geistreicher engländischer Gelehrter die Perser sehr bezeichnend die Puritaner des Heidenthums nennt. In dem Segen des Noah wird jene Wohlthat der wahren Gotteserkenntniß sogar noch viel weiter ausgedehnt, da es offenbar in der gleichen Beziehung vom Japhet heißt, „er solle in den Hütten des Sem wohnen;" was denn auch gegenwärtig in der neuen Zeit bei den mehrentheils von Japhet abstammenden abendländischen Völkern in so reichem Maaße in Erfüllung gegangen ist. Man muß überhaupt den ersten, allgemeinen, urhistorischen Theil der Genesis gar nicht beachtet oder nicht verstanden haben, wenn man in dieser Hinsicht dem Moses den Vorwurf einer intoleranten Nationalbeschränktheit machen will. Vielmehr wird es bei näherer Betrachtung klar werden, daß uns gerade Moses die richtige und reine Idee von der einfachen Natur-Religion der Urwelt giebt, welche vor dem Judenthume und der Religion des geschriebenen Gesetzes gewesen und aus welcher alles Heidenthum entsprungen ist.

Was den Verfasser eigentlich bei dieser ganzen Frage vom Ursprunge und von der ursprünglichen Beschaffenheit der Religion beengt und hindert, ist die allerdings nicht leicht zu lösende Schwierigkeit, die er gar wohl fühlt, wie die Idee des wahren Gottes zuerst an den Menschen gekommen sei und überhaupt in ihn kommen könne. Da der Verfasser unter den mancherlei Versuchen, diese Frage zu beantworten, auch die von mir in der hier S. **271** folgenden Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" aufgestellte Behauptung, daß dieses nur durch eine unmittelbare Offenbarung geschehen könne, unter den übrigen Versuchen erwähnt, die ihm alle als unbefriedigend erscheinen (S. **58** u. **59**); so will ich darüber eine recht bestimmte Erklärung in der Kürze versuchen. — Denn es ist dieses doch nun einmahl einer von den Punkten, wo die urhistorische Forschung mit der Philosophie in unvermeidliche Berührung kommt; eine Berührung, welche der Verfasser zwar umgehen möchte, sich ihr aber selbst in diesem letzteren Theile seiner Schrift, auf keine Weise

zu entziehen vermag. Und wenn es eine freie, lebendige Philosophie ist, nicht eine solche, die aus Abstractionen ein System erbaut; so ist auch nicht abzusehen, wie eine solche Philosophie irgend störend auf die urhistorische Forschung einwirken könnte, was der Verfasser mit Recht wohl nur von jener andern in einem Systeme befangenen und in Abstractionen verstrickten Philosophie besorgen könnte. Ueber die Entstehung der Idee von Gott im Menschen finden etwa folgende Erklärungsweisen Statt. Ist diese Idee von der Vernunft durch sich selbst aus dem eigenen Ich erzeugt und hervorgebracht, so ist der Ursprung der Idee von Gott auch gleich aus sich selbst erklärt; nur das Dasein Gottes außer der Idee ist dann unerklärbar; welche idealistische Schwierigkeit, da dieß ohnehin auf keine Weise die Meinung des Verfassers ist, wir hier an seinen Ort gestellt sein lassen, da diese Ansicht in ihrer ganzen Strenge überdem nur wenigen spekulativen Denkern eigen ist, und niemahls allgemeine Denkart werden kann. Desto allgemeiner verbreitet ist die Meinung, welche den Naturmenschen aus lauter sinnlichen Wahrnehmungen, Bildern und Gefühlen den Begriff von Gott durch allmählige Steigerung, Läuterung und Verfeinerung erreichen läßt; wo er denn in sich selbst als ein zusammengesetzter Begriff und hinsichtlich der Entstehung als zufällig veranlaßt erscheint, mithin alle Realität verliert; zu welcher letzten Ansicht der Verfasser in einer Beziehung, wovon weiter unten, sich zu neigen scheint, obwohl er im Ganzen das Ungenügende auch dieser Erklärungsweise eingesteht. Und in der That ist es auch ein bloßer Scheingedanke, der sich nah beleuchtet, nicht klar und verständlich fassen, ja überhaupt nicht denken läßt. Im besten Sinne aber und auf's günstigste ausgelegt, würde es doch nur als ein Wiederfinden und allmähliches Hervortreten der Idee von Gott erklärbar sein, die dann schon früher in den Menschen gelegen haben müßte. Und das ist es eben, was der dritten Annahme, zu welcher wir uns bekennen, zu Grunde liegt. Was wir Vernunft nennen und andere ähnliche Eigenschaften und Kräfte, die wir im Menschen ein- und abtheilen, das sind eben nur Eintheilungen und Eigenschaften auf der Oberfläche der äußern Erscheinung

des Menschen; seinem wahren innern Wesen nach, besteht der Mensch nur aus zweierlei, aus Geist und Seele, und eben das ist das Wesen des Menschen, daß er nicht Geist allein ist, sondern ein Geist, der mit Seele verknüpft und mit ihr Eins ist. Wenn nun der Geist sowohl als die Seele ursprünglich gar keinen andern Gegenstand haben, noch haben können, als Gott, wenn Er der erste Gedanke jedes erschaffenen Geistes, und der ursprüngliche Gegenstand der fühlenden Seele ist; so ist alsdann die Idee von Gott als dem Menschen angeboren oder eingeboren zu betrachten, und es ist nicht mehr unerklärbar, wie sich diese Idee in ihm entwickeln und selbst äußerlich veranlaßt und wieder hervorgerufen werden kann, da sie ursprünglich schon in ihm liegt. Diese Wiedererweckung bleibt immer möglich, wie sehr auch Geist und Seele durch andere und äußere Gegenstände abgelenkt, zerstreut und verwirrt sein mögen; eben weil der Gedanke, der wieder hervorgerufen werden soll, für beide der erste und ursprüngliche war. Wohl dürfte man eine solche Wiedererweckung der dem Menschen eingebornen Idee Gottes auch Erinnerung nennen, im Platonischen oder doch dem ähnlichen Sinne. Unvollständig aber bleibt diese Erinnerung, so lange sie nur das ist, und nur wie im Bilde eine Ahnung dessen, was sie erfassen möchte; und es bleibt immer noch eine große Kluft von dieser Ahnung bis zur unmittelbaren Wahrnehmung, die nur durch den Gegenstand selbst, durch wirkliche Berührung Gottes geschehen und erklärt werden kann. Und warum sollte diese, wenn sie es von Anfang war, nicht auch in jeder spätern Zeit möglich sein, obgleich den irdischen Sinn übersteigend? Weil aber dieser innere Aufstrahl des Ewigen aus aller Zeit heraustritt und die unmittelbare Wahrnehmung des Göttlichen mit einem Mahle ganz da ist, schnell und plötzlich wie sich der Blitz vor unserm Sinnenauge entzündet, so wird sie gleich dem schöpferischen Lichtanfange in der Natur, Erleuchtung genannt; und das ist eben der in dieser Ansicht aufgestellte Grundsatz, daß alle Erkenntniß Gottes auf unmittelbarer Erleuchtung beruhe. Ist mit dieser Erleuchtung nun eine äußere Richtung und Wirkung, eine Sendung und göttlicher Befehl verbunden, so ist es das, was

im speciellen Sinne eine persönliche Offenbarung genannt und den Verkündigern und Stiftern der wahren Religion und lebendigen Gotteserkenntniß beigelegt wird. Der Glaube aber ist das Anschließen an eine fremde Erleuchtung, ein Erfassen und Ergreifen derselben, was ohne alle eigene und innere Erleuchtung nicht denkbar ist, wenn der Glaube nicht bloß ein ganz äußerlicher sein soll, der nur den Buchstaben gedankenlos nachspricht und also eigentlich auch ohne innere Ueberzeugung wäre. So kommt alles auf den Grundsatz der Erleuchtung, als erste Quelle der Erkenntniß Gottes zurück; und in der Hoffnung, daß diese Erklärung nun deutlich und bestimmt genug sein wird, will ich, um jedes Mißverständniß vollends abzuschneiden, noch hinzufügen, daß mithin diesem Grundsatze gemäß, die Metaphysik eine durchaus empirische und positive Wissenschaft ist, „welche sich denen, die der Erfahrungs-Idee davon ermangeln, nicht kommuniciren läßt." — Dieses jedoch bleibt einer andern Ausführung überlassen; wenden wir das hier zu Grunde gelegte nun an auf die Beschaffenheit der ursprünglichen Religion. — Ich nehme Eine ursprünglich gute und wahre Religion an, in einem viel volleren Sinne als der Verfasser; und es wird nun leicht erklärbar sein, wie ich behaupten konnte, das ursprüngliche und reine Heidenthum, von welchem wir fast überall nur die Entartung finden, sei die wahre Religion der Natur gewesen, welche Gott in der Natur erkennt, die Natur aber in Gott schaut, ohne deßfalls „beide für Eins" zu halten. Und eben das war die Erleuchtung, welche die Heiligen der Urwelt besaßen, und welche auch Moses einigen derselben nahmentlich beigelegt. Wird nun diese göttliche Erleuchtung nur festgehalten, so kann man auch recht wohl eine andere natürliche daneben und jener untergeordnet gelten lassen, jenen „geistigen Instinkt" (S. 59) nähmlich, vermöge dessen die Menschen der Urwelt, weil sie selbst noch in einer näheren und innigeren psychischen Berührung und Verknüpfung mit der Natur standen, und durch diese, ungeachtet sie unsere Maschinen, Experimente und Berechnungen entbehrten, manches von der Natur wußten, völlig klar erkannten und ganz leicht handhabten und gebrauchten, was

wir mit allen unseren Rechnungen und Maschinen noch nicht so recht zu erfassen im Stande sind. Da alle Analogien der Naturkunde und so viele historische Thatsachen, die sonst ganz unerklärbar bleiben möchten, für diese Annahme und hier anzuwendende höhere psychische Ansicht sprechen, so erscheint es nur als eine skeptische Willkühr des Verfassers, wenn er diese so kurzweg beseitigen will (S. 59).

Die Erleuchtung aber, welche die Quelle der Religion bei den Heiligen der Urwelt gewesen, ist noch wohl zu unterscheiden von der speciellen Offenbarung und persönlichen Sendung der eigentlichen Religionsstifter und prophetischen National-Gesetzgeber, welche dem zweiten Weltalter angehören. Merkwürdig ist, was in der Genesis über einige fromme und erleuchtete Männer des ersten Weltalters in kurzen Andeutungen vorkommt. Die erste rein historische Erwähnung dieser Art ist die von Enos, der zuerst den Nahmen Jehovah angerufen; jenen wundervollen und geheimnißreichen Nahmen, „vor dem sich alle Knie beugen, die im Himmel und auf der Erde und unter der Erde sind." — Im Text heißt es bekanntlich, „zu dessen Zeit" zuerst der Nahme Jehovah's angerufen ward; wenn gleich aber der Anordner der Vulgata seine guten Gründe gehabt haben mag, warum er jene Lesart vorzog, welche dieses neue und große Ereigniß, der Erfindung des Gebeths oder was etwa sonst noch darin liegen mag, dem Enos persönlich zuschreibt; so geht doch daraus um so mehr hervor, daß Enos darum keinesweges als ein eigentlicher Religions-Stifter im späteren Sinne zu betrachten sei. So hoch also setzt Moses das Alter der reinen Jehovah-Verehrung hinauf; vom Henoch aber (dem Idris der neuern Morgenländer und dem Kapila der Indier, welchem die älteste indische Philosophie beigelegt wird, noch vor der ganzen Entwicklung der entarteten Mythologie und lange vor dem sehr späten Vedanta-System); von diesem auch den andern asiatischen Ueberlieferungen wohl bekannten Henoch sagt Moses: er „lebte in Gott," *) mit drei-

*) In Gott; um alle Bedeutungen der Partikel Eth אֵת, aus, mit und zu — Gott, zugleich auszudrücken.

mahliger Erwähnung und Wiederhohlung des Nahmens Elohim, womit in solcher Beziehung jederzeit eine besondere göttliche Geisteskraft und Erleuchtung angedeutet wird, wie etwa auch in der späteren Zeit der wundervolle Elias ein Mann Elohim genannt wird; so daß jenes „er lebte in Gott," wenn man sich einige Umschreibung erlauben dürfte, wohl am besten heißen könnte: „er wandelte in der Kraft Elohim." — Vom Noah heißt es nun wieder, er fand Gnade vor Jehovah, und ferner, er lebte in Gott, oder wie wir es auszudrücken versucht, er wandelte in der Kraft Elohim. Bei diesem Heiligen der mosaischen Urwelt treffen wir wieder mit der Theorie des Verfassers zusammen. Er unterscheidet den eigentlichen Offenbarungsbegriff von dem bloßen frommen Naturgefühl der Urzeit sehr wohl und ist die Entstehung des ersten, die ihm auf die bisherige Weise als nicht gelungen erscheint, auf seine eigene Weise zu erklären bemüht. Das schreckliche Ereigniß der letzten Erdrevolution, wo sich die Natur gegen den Menschen so ganz feindlich bewies, habe im Dankgefühle der Errettung auf den Begriff eines Wesens geführt, das über die Natur erhaben und ganz von ihr verschieden sei; und daraus sei dann die Offenbarungslehre entstanden. So leiten auch die französischen Alterthums-Philosophen den Ursprung aller Religion von jener furchtbaren Erd-Katastrophe her, und lassen dieselbe aus der Furcht und einer durch Schrecken aufgeregten Fantasie entstehen. Der Verfasser hat diese Ansicht doch viel edler und tiefer aufgefaßt, indem er dabei nicht sowohl dem Schrecken vor dem furchtbaren Naturereignisse, als dem Dankgefühle gegen den großen Erretter das meiste einräumt. Ganz in diesem Sinne mag man wohl auch das große Dank- und allgemeine Naturopfer des Noah bei Moses nehmen und verstehen; und unstreitig mußte jene furchtbare Naturbegebenheit die Religion und das Gefühl von Gott auf manche Weise erwecken und neu beleben oder ihm eine neue Richtung geben; nur konnte die Idee von Gott dadurch nicht zuerst in den Menschen kommen, wenn sie nicht schon ursprünglich in ihm gelegen hätte. Auf keine Weise aber ist es richtig, was nur Ein Moment in der Geschichte der ältesten Religion und in der Frage von dem Ur-

sprunge und der ersten Entwicklung derselben bildet, als das Ganze betrachten und aufstellen zu wollen. Der letzte, welchen Moses in ähnlicher Beziehung und Bezeichnung erwähnt, ist Melchisedek, der obwohl er schon zur Zeit des Abraham lebte, doch noch vor der Berufung desselben stehend, den früher genannten Heiligen der Urwelt beigezählt werden muß, und eben dadurch einen neuen Verbindungspunkt bildet, durch welchen der volkshistorische Theil der Genesis an den urhistorischen angeknüpft wird (S. oben). Obwohl er aber ein Priester des höchsten Gottes, in dreimahliger Wiederhohlung dieses besondern göttlichen Nahmens (El Elium) genannt wird, und als solcher dem Abraham ein Vorbild des höchsten unblutigen Opfers (nach frommer Sitte der Urwelt) darbringt; so kann er, ganz allein und einzeln stehend, doch auf keine Weise und eben so wenig als die früher genannten als ein eigentlicher Religions-Stifter und prophetischer Gesetzgeber verstanden werden. Zu dieser Klasse, welche das zweite Weltalter beherrscht, gehört außer dem Moses, vor allen Dingen Zoroaster; dann der indische Gautama, wie jener Geist, welcher alles in Indien verändert hat (der die Nyaya-Philosophie gestiftet und zu dem Vedanta-Systeme als Gegensatz gegen jene, und ausgleichende Umbildung der alten Lehre gegen die Neuerung, die Veranlassung gegeben hat), mit seinem historischen Nahmen heißt, welchen die zahlreichen Anhänger seiner Religion Buddha (**sapiens, intelligentia, verbum**) nennen; ferner Confucius und andere prophetische National-Gesetzgeber bis auf den Mahomed herab. Gemeine, gewöhnliche Menschen waren diese alle nicht, sondern mit außerordentlichen Eigenschaften und Gaben ausgerüstete Männer; ob es aber bloß eine siderische Naturkraft gewesen, oder auch eine böse und dämonische Geistesgewalt — oder aber, ob es der Geist Gottes war, die Kraft Elohim und das Licht Jehovah, welches sie getrieben und in welchem sie gelehrt und gewirket; das muß freilich erst untersucht und aufmerksam erwogen werden; und unstreitig muß uns selbst schon die Idee Gottes völlig klar und gewiß geworden sein, ehe wir zwischen der wahren und falschen Offenbarung unterscheiden können; welcher Gegenstand hier nicht weiter verfolgt werden kann.

Nachdem wir nun gesehen haben, auf welche Weise Moses die Erkenntniß des wahren Gottes auch in der urhistorischen Zeit des ersten Weltalters und vor dem Volke Abrahams berührt, und in den vier epochemachenden Punkten von Enos, Henoch, Noah und Melchisedek andeutend darauf hinweist; so wäre jetzt noch ein Wort zu sagen über die in ihm enthaltene Ansicht von der Natur, wie sie sich besonders in dem urhistorischen Theile seiner heiligen Ueberlieferung kund giebt, in der Geschichte jener ersten Zeit, da noch kein geschriebenes Gesetz gegeben war und man Gott nur in der Offenbarung der Natur erkannte, die Natur aber in Gott schaute. Jede Art von Naturdienst oder gar von Anbethung der Natur ist bei Moses, wie sich versteht, streng ausgeschlossen; dieses hindert aber nicht, daß sich bei ihm eine reine Verehrung des Göttlichen in der Natur und eine sehr tiefe Anschauung alles Wesens und Wirkens der Natur vorfindet und ausspricht, welche der aufmerksamsten Beachtung würdig ist. Werfen wir nun in dieser Hinsicht noch einen Blick auf die mosaische Bildungsgeschichte der Erde; so tritt manches gleich sehr hell und entschieden hervor, anders aber wird, wie überhaupt nicht selten in der Genesis, so auch in der Darstellung der Natur und Erdbildung stillschweigend vorausgesetzt, oder in kurzer Andeutung, wie verloren, in den Hintergrund gestellt. So wird der erste Lebenshauch, das eigentliche Reelle in der Natur, das Element der Luft nirgends ausdrücklich und hervorhebend erwähnt; ausgenommen, wo Jehovah Elohim dem aus Lehm gebildeten Erdensohne den „Odem des Lebens" einbläst (Kap. II. 7). So kann auch wohl in dem oben commentirten zweiten Verse der Schöpfungsgeschichte, bei dem Geist Gottes, welcher vor dem Anfange der neuen Erdbildung, auf dem Wasser schwebt, da von einer ganz lokalen und bestimmten, durch- aus physischen göttlichen Einwirkung die Rede ist, und das Wort Ruach רוּחַ ohnehin auch Lebenshauch bedeutet, an ein natürliches Medium der göttlichen Kraft und Allmacht, in dem allgemeinen Lebenselemente der Luft, als die schöpferischen Acte der Wiedergeburt der Natur vorbereitend, gedacht werden. In der mosaischen Weltbildung selbst aber, und in seiner Naturdarstellung

überhaupt, nimmt das Licht die erste Stelle ein, wie schon oben hinreichend Gelegenheit gewesen, darauf hin zu weisen. Wie überhaupt in der biblischen Lehre und Sprache die Gnade im Menschen so oft unter dem Bilde des Lichts dargestellt wird, so wird umgekehrt das Licht bei Moses und auch sonst, als das unmittelbar Göttliche, als ein gottgesendeter Strahl der Gnade in der Natur geschildert und nicht zwar an und für sich, aber als ein Bothe und Verkündiger der Herrlichkeit Gottes verehrt und obenan gestellt. In der mosaischen Weltbildung ist das Licht der erste Erwecker und Erreger des höheren Erdenlebens, der große Wiederhersteller in der Natur, der die alte Verwirrung durchfahrend scheidet und Ordnung schafft in dem, was nun klar und fest getrennt ist. In der ersten Reihe der mosaischen Tagewerke folgen nun auf das Element des Lichts nach einander Wasser, Erde, und die aus der vom Wasser befruchteten Erde dem Lichte entgegen grünenden Gewächse; alles nah verwandte Elemente oder Productionen der Natur. Des Feuers wird nirgends ausdrücklich, so wie etwa des Lichtes erwähnt, obwohl es sonst bei Moses nicht bloß als Bild, sondern selbst als Medium der Erscheinung Gottes in der Feuersäule, dem feurigen Busch u. s. w. vorkommt. Das Feuer an und für sich gedacht, ist mehr ein Element der Zerstörung, zur Vernichtung oder zur Reinigung, als ein Princip des Lebens und der Weltbildung; nur gemildert, verhüllt und gebunden wirkt es als ein solches in der Sonnenwärme, oder als Lebensfeuer in den Adern blutbeseelter Geschöpfe, und in dieser Form und Beziehung liegt es denn auch in der zweiten Reihe der mosaischen Tagewerke zum Grunde, wo die Anordnung der belebenden Gestirne und die Hervorbringung der lebendigen Erdebewohner in allen Reichen der Natur in Kürze berichtet wird. Die erwärmende Sonne und der Mond (der auf Gährung, Wachsthum und Erzeugung, nach der Ansicht aller alten Völker und vieler neuern Naturforscher, mächtig einwirkend, immer noch als ein Princip einer, wenn gleich sehr deprimirten Lebenswärme zu betrachten ist) führen uns als die herrschenden Gestirne des Tages und der Nacht wieder zurück zu dem Lichte, welches bei Moses den Anfang macht und immer das Erste bleibt. Die Fülle und

Fruchtbarkeit der lebendigen Erdgeschöpfe in ihrer Ernährung und Fortpflanzung zahlreicher Geschlechter wird schon hier, wie so oft späterhin bei Moses, mit Wohlgefallen als ein lebendiger Segen Gottes betrachtet und gepriesen. Die Rückkehr zum Lichte ist aber auch hier in den blutbeseelten Lebendigen, besonders in der Krone aller Erdgeschöpfe, in dem Menschen, durch die Sache selbst gegeben. Aus dem Wasser, oder der vom Wasser befruchteten Erde wächst die Pflanze dem Lichte entgegen und lebt von ihm; gleichwohl ist die Blume, als Gipfel der Pflanze, obgleich sich ihm ganz hingebend und entgegen neigend, nur eine Sehnsucht nach Licht, welche unbefriedigt bleibt und nicht bis zum wirklichen Auge durchbricht. Das Auge ist es, und nicht zunächst die willkührliche Bewegung, welche manche Thiergattungen in so geringem Maaße oder fast gar nicht haben, und welcher sich die Pflanzen dagegen periodenweise wieder nähern; das sonnenempfindende*) Auge ist es, welches das Thier zum Thier und die Lebendigen zu Lebendigen macht; das Auge, welches in der Krone aller Erd-Lebendigen, im Menschen, wie die Blume aufrecht zum Lichte gewendet, in dem wundervollen Kreise seines Angesichts selbst als eine zwiefache Sonne hervorstrahlt. Was aber ist dieses äußere Licht und die sichtbare Sonne gegen das innere Auge, durch welches der Mensch in seinem Geiste das Licht sieht, welches ewig scheint, und eben dadurch ein Ebenbild Gottes wird, ein Abglanz und Wiederschein seiner Herrlichkeit? So wird am sechsten Tagewerke mit dem Menschen beschlossen, was im ersten durch das Licht begonnen war; und es folgt in der siebenten Zeit nun die Ruhe Gottes, nach ganz vollendetem Werke. — Wenn das Licht, als das Geistigste in der Sinnenwelt, den Einen Wendepunkt der mosaischen Naturanschauung bildet, den wir auch bei den andern altasiatischen Völkern in ähnlicher Würde wieder finden; so findet sich der andere sichtbar in

---

*) „Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
„Wie faßt es denn des Lichtes Kraft?"
heißt es in einem schönen alten Verse; ein Spruch, der auch in der Philosophie seine reiche Anwendung findet.

der eigenthümlichen biblischen Ansicht vom Blute, wie es das beseelende und verborgene Lebensfeuer ist in allen Lebendigen, die geheime Werkstätte und das Gott geheiligte Sanctuarium des Lebens, welches so vieler Verletzungen fähig, und eben darum mit der vorsichtigsten Ehrfurcht zu behandeln ist. So wird, der blutigen Opfer nicht zu erwähnen, vom Abel gesagt, daß sein Blut zu Gott von der Erde emporschreie, welche den Mund geöffnet, um es aus der Hand des Mörders zu empfangen. Und als der Mensch nach der Sündfluth, statt der ehemahligen milden Pflanzennahrung (Kap. I. 29.) einer glücklicheren Urwelt, nun auch auf die lebendigen Mitgeschöpfe zur Nahrung angewiesen ward *), so wird doch zugleich vor dem Blute gewarnt, es nicht zu genießen; und nun, merkwürdig genug, gleich nach der schrecklichen Natur-Katastrophe auch das Gesetz der rechtlichen Blutrache und wiedervergeltenden Todesstrafe verkündigt. Die biblische Ansicht vom Blute, als der andere Wendepunkt der mosaischen Naturanschauung, greift schon ganz in das Specielle des mosaischen Gesetzes ein; daher wir diesen Faden hier nicht weiter verfolgen können. In welchem Sinne aber auch nach Moses der Gottesdienst der Urwelt eine Religion der Natur gewesen, das ist besonders aus dem einleuchtend, was bei der Erschaffung und Sendung Adams von seinem ursprünglichen Verhältnisse zur Natur gesagt wird, über die er zum Herrn und Beherrscher eingesetzt worden, als ein wahrhafter König und mit-

---

*) Der Mensch hat die Zähne von beiden Thiergattungen, der fleischfressenden und derjenigen, die sich von Pflanzen nährt. Daraus folgt aber wohl bloß, daß er eine große Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln, und auch zubereitete, zu genießen bestimmt und organisch eingerichtet war. Denn anzunehmen, daß der Mensch ursprünglich als ein fleischfressendes und reißendes Thier erschaffen sei, ist gegen alle innere Wahrscheinlichkeit, mit den deutlichsten Hinweisungen in den ältesten und heiligsten Ueberlieferungen, daß die erste Nahrung des Menschen Pflanzennahrung gewesen, durchaus streitend, und allerdings auch mit dem Christenthume, und der Ansicht, welche uns dieses und die christliche Philosophie vom Ersten Menschen und seinem ursprünglichen Zustande giebt, nicht wohl vereinbar.

hin auch Hoherpriester derselben, da sie ja doch nur zur Verherrlichung Gottes dienen und gebraucht werden soll. In diesem Sinne und in der Function eines Königs und Hohenpriesters der Natur dürfte wohl die Stelle zu erklären und zu deuten sein, wo es von Adam heißt, daß er allen Lebendigen der Erde ihren Nahmen gab; denn von dem sogenannten Ursprung und ersten Stammeln einer noch halbthierischen Natursprache, nach modern beliebter Ausdeutung (d. h. Heraus- und Wegdeutung des göttlichen Geistes) kann diese Stelle schon deßwegen nicht verstanden werden, wenigstens nicht in unserer Ansicht und Bedeutung von Sprache, weil es ausdrücklich heißt, „Jehovah" habe dem Adam alle Geschöpfe vorgeführt, denen er dann ihre Nahmen gab; dergleichen bei Moses nicht umsonst zu stehen pflegt. — Auch unsere gewöhnlichen Vorstellungen von einem seligen Müßiggange des Menschen im Paradiese, sind nicht ganz richtig und mosaisch begründet. Denn ausdrücklich wird Adam von Gott eingesetzt in das Paradies, „um es zu bauen und zu bewahren." — „Zu bewahren" d. h. zu vertheidigen; kämpfend gegen den Feind, der sich doch nachher einzuschleichen wußte. „Es zu bauen," gewiß nicht zur gemeinen Leibesnothdurft, wie späterhin, nachdem „der Acker verflucht war um seinetwillen;" also zu welchem andern Zwecke sollte es wohl bearbeitet werden, als zur immer größern Verherrlichung Gottes? —

Nachdem wir nun alles, was die Erdkunde und letzten Erdrevolutionen betrifft, in der urhistorischen Forschung des Verfassers, ferner auch den Ursprung und die ursprüngliche Beschaffenheit der Religion erörtert, und dabei dem Zendavesta und allem, was er Merkwürdiges nach der Deutung des Verfassers darbiethet, den wohlverstandenen Sinn der Genesis, so ausführlich als hier geschehen konnte, zur Seite oder gegenüber gestellt haben; so wenden wir uns jetzt zu des Verfassers Meinung über die Ursprache, als dem zunächst mit dem vorigen verwandten Gegenstande. Denn es ist mit der Untersuchung über den Ursprung und die ursprüngliche Beschaffenheit der ersten Sprache, wie mit der Frage über den Anfang der Religion. Es handelt sich auch hier wie dort darum, ob man eben geradezu mit dem anfangen soll,

was wirklich überall das Erste ist, mit dem Geiste in seinem Wirken, oder aber versuchen will, den Geist erst allmählich aus der sinnlichen Verworrenheit hervorzuklügeln und als zufälligen Auswuchs hintendrein anzufügen. Bemerkenswerth war es uns, wie der Verfasser zwischen beiden Meinungen nicht sowohl die Mitte hält, als zwischen ihnen getheilt ist. Der einen Meinung, welche die Sprache aus einem thierischen Geschrei oder schallnachahmenden Lallen allmählich zur Vernunftform und geistigen Bedeutsamkeit sich emporkünsteln läßt, huldigt der Verfasser durch den Grundsatz (S. 43 und folg.), daß die Ursprache einsylbig gewesen sein müsse; der andern Meinung, welche dafür hält, daß die Sprache wohl mit der reinsten, geistigen Bedeutsamkeit angefangen haben könne, und die roheren Sprachen als herabgesunkene betrachtet, giebt er sich dadurch gefangen, daß er den innigen und unzertrennlichen Zusammenhang (S. 76) zwischen der mehrsylbigen, organisch gegliederten und gebildeten Sprache und der wundervollen Erfindung (S. 73) der Buchstabenschrift anerkennt und einsieht. Nöthig ist es jedoch, daß wir uns bei dieser Untersuchung gleich ganz und gar auf das historische Gebieth versetzen; denn die eigentlich so zu nennende — allerdings durchaus vorhistorische — Ursprache dürfte wohl durch eine so große Kluft von uns und unserm gegenwärtigen Zustande abgetrennt sein, daß weder des Hrn. Verfassers noch auch meine Forschungen, die erforderliche Brücke dahin zu schlagen, und den allgemeinen Zugang zu jenem „verlornen Worte" der Ursprache wieder zu öffnen im Stande sein möchten. Das wäre nähmlich im rechten Sinne die wahre Ursprache zu nennen, was Moses in der oben erwähnten Stelle andeutet und unserm Dafürhalten nach in derselben wirklich gemeint ist, von der Zeit als Adam noch das göttliche Fiat in der Natur besessen, und wie er diese Sprachherrschaft zwar nicht aus eigner Gewalt und Vollmacht, sondern nach Gottes Willen und Einsetzung und unter Jehovahs Mitwirkung und Anleitung ausgeübt hat, bis er in jenen verderblichen Schlaf versunken ist, durch welchen er der Sinnengewalt anheim fiel. Und auch später noch als der nun in seiner Sünde erkrankte Mensch (Enos heißt der Mensch, und seiner Wurzelbedeutung nach der „Kranke")

den geheimnißvollen, wunderwirkenden Nahmen des wahren Gottes wieder gefunden und zur Hülfe aus seinem Elende angerufen hatte, konnte dieses nicht geschehen, ohne daß er auch den innern, wesentlichen, wahren Nahmen sehr vieler Naturkräfte und Dinge zugleich mit jenem höchsten Worte finden, erkennen und entdecken mußte. — Doch dieses alles, als mehr in die christliche Philosophie einschlagend, welcher es auch allerdings zum Theil angehört, wird der Verfasser lieber von der urhistorischen Forschung ausgeschlossen wissen wollen. Wir verfolgen dieses daher nicht weiter und treten gleich mit dem Verfasser auf das rein historische Gebieth, wo uns dann unter den faktisch bekannten, alten und ältesten Sprachen, sogleich der Unterschied zwischen den mehrsylbigen und einsylbigen, als der eigentliche Hauptpunkt der ganzen Untersuchung entgegentritt. Da finden wir nun allerdings eine Sprache vor, von durchaus einsylbiger Natur, von undenklich hohem Alter und zugleich von der allerkünstlichsten Ausbildung, die chinesische nähmlich; und von dieser Seite dürfte es schwer sein, über den Vorrang der einen oder der andern Gattung, besonders auch der Zeit nach bloß historisch genommen, zu entscheiden. Eigentlich fragt es sich doch nur, welches der Hauptstamm gewesen und welches der Nebenzweig sei. Ueber den innern Werth ist die Frage dagegen leicht entschieden. Die mehrsylbigen Sprachen sind durch und durch und bis in die innersten Fäden des lebendigen Gewebes organisch gebildet, in den Wurzeln wie in der grammatischen Form und jener tief eingreifenden etymologischen Verwandtschaft, welche sich fast über den ganzen Erdboden hin verzweigt durch alle Aeste der indischen, griechisch-lateinischen, persischen und germanischen, und in entfernterer Verknüpfung auch selbst der phönicisch-arabischen und zweifelsohne auch der gesammten slawischen Sprachen. Die einsylbige Sprache dagegen hat kein wahrhaft inneres, organisches Leben, sondern bildet ein bloßes Aggregat von isolirten Klängen, welches ohne innere Entfaltung bei höherer Ausbildung zuletzt in ein unendlich künstliches System der willkührlichsten und ganz conventionellen Zeichensprache ausgeht, wie bei den Chinesen, wo zuletzt das Chaos der angenommenen Schrift-Chiffern, der unbeschreiblichen Armuth und Zweideutigkeit

der mündlichen Sprache zu Hülfe kommen muß, um sich nur nothdürftig verständigen zu können. Auf den innigen Zusammenhang zwischen Sprache und Schrift und auf die verschiedenen Arten der schriftlichen Bezeichnung kommt dabei alles an. Die Bilderschrift, von der mexikanischen Malerei an, durch die symbolisch-priesterliche Geheimsprache der ägyptischen Hieroglyphen hindurch, bis zu dem endlos künstlichen Chiffern-Chaos der Chinesen, bleibt immer das Untergeordnete; auch nach der Ansicht des Verfassers, der die „Erstaunen erregende Erfindung" (S. 73) der Buchstaben, als unzertrennlich verknüpft mit der Ausbildung der mehrsylbigen oder organischen Sprache anerkennt, und dieser Schrifterfindung das höchste Alterthum zugesteht (S. 73 und 76), ja sie für ursprünglich, d. h. für völlig gleichzeitig mit dem ersten Erwachen des menschlichen Geistes zu halten geneigt scheint. Worin aber dieser Zusammenhang zwischen den mehrsylbigen Sprachen und der Buchstabenschrift besteht, das hat der Verfasser nicht näher angegeben; obwohl es sich allerdings nachweisen läßt. Die Buchstabenschrift beruht auf einer, wenn man will, sehr kunstreichen, vielleicht aber auch bloß sehr naturgründlichen Zerlegung eines jeglichen Menschenlauts in seine einzelnen und einfachen Elemente. Auf einer eben solchen Zerlegung des bezeichneten Gegenstandes beruht die aus mehrsylbigen Wurzeln organisch emporwachsende Sprachbildung. Es ist nicht ein äffender Nachklang des äußern Gegenstandes, ein unwillkührlicher Ausschrei des inneren Zustandes, wie in den einsylbigen Sprachen, sondern ein wahrhaft geistiges Auffassen aller verschiedenen inneren oder äußeren Lebenswirkungen und Kraftäußerungen; mehrsylbig in den ersten Wurzeln, die schon gegliedert und selbst Worte sind; also nicht bloß nach dem rohen Totaleindruck ausgestoßen, sondern geistig gesondert nach den dynamischen Bestandtheilen und inneren Elementen, denen, wie sie in der Natur sind, wohl auch die Elemente des in Vokale, Consonanten und den geistigen Hauch und Accent zerlegten und zergliederten Menschenlauts in mannichfacher und tiefer Analogie entsprechen mögen. Und das wäre denn das eigentliche Wunder der menschlichen Sprache, wenn wir anders

die historischen Beweise gegen eine grundlose Theorie alten Vorurtheils von allgemeiner und ursprünglicher Sinnlichkeit und Geistlosigkeit endlich genug wollen gelten lassen, um eine wirklich menschlich zu nennende, ursprünglich wahre und wesentliche Redemittheilung nicht länger zu läugnen, die mehr gewesen und noch ist, als ein Spiel der Täuschung und Willkühr, aus thierischem Geschrei, einigen Bildern und willkührlichen Zeichen zufällig zusammengesetzt. Daher erklärt sich also erst vollkommen die vom Verfasser im Allgemeinen angedeutete innige Verbindung der Buchstabenschrift mit der mehrsylbigen Sprache, da sie beide auf derselben dynamischen Zerlegung und Auffassung der innern Elemente des Menschenlauts, wie der Lebenserscheinungen, als Gegenstand der Sprache beruhen, und auf der Gestaltung zu einem organischen Gebilde, welche dem in seinen Elementen Erfaßten und dynamisch Vereinten in jeder Entwicklung bleibt, weil der Keim dazu schon im ersten Ursprunge lag. Diese dynamische oder lebendig geistige Auffassungsweise ist es, welche den so großen und grundwesentlichen Unterschied zwischen den zwei verschiedenen Klassen von Ursprachen, den mehrsylbig-organischen und den einsylbigen Aggregat-Sprachen bildet. Den Vorrang in Hinsicht des innern Werths und geistigen Gehalts räumt der Verfasser eben durch den von ihm anerkannten Zusammenhang mit der Buchstabenschrift den organischen Sprachen sogleich ein, zu welchen die indische und lateinisch-griechische Sprache, in einer etwas entfernteren Reihe die germanischen und persischen, so wie in noch größerer Entfernung und zum Theil anderer Weise auch die arabisch-syrischen und slawischen Sprachen gehören. Aber auch den Vorrang der Zeit und des Alters kann der Verfasser ihnen nicht absprechen, wenn anders die Erfindung der Buchstabenschrift ein so hohes Alter hat, wie er behauptet (S. 73 und 76), oder vielleicht gar eine ursprüngliche gewesen, wie er anzunehmen scheint. Das Vorhandensein uralter Originalsprachen von der einsylbigen Klasse, die immer nur als ein Nebenzweig und eine Abart von jenem ersten Hauptsprachenstamme betrachtet werden muß, läßt sich leicht erklären, so bald man „ein Zurücksinken der Sprache" als denkbar und möglich zugiebt, wie der Verfasser, der uns hier auf halbem

Wege entgegen kommt (S. 76), und jenes Zurücksinken der Sprache eben aus dem „Vergessen der Schrift," nähmlich der von jener unzertrennlichen Buchstabenschrift, nicht minder sinnreich als befriedigend erklärt. Wobei nur erinnert werden muß, daß jedes Zurücksinken des Geistes, was viele und verschiedene Ursachen haben mag, auch ein Zurücksinken der Sprache nach sich ziehen wird, und daß dieses daher auf mehr als eine Weise erfolgen kann. Was die Schriftzeichen betrifft, so hätte der Verfasser außer der Bilderschrift und den Elementarzeichen oder Buchstaben, auch noch eine andere Art von mathematischen oder Realzeichen erwähnen mögen, welche den Gedanken oder Gegenstand ganz durch Ein Zeichen wieder geben, welches ohne Bildlichkeit und ohne Willkühr dem Wesen der Sache selbst entspricht. Dahin gehören die indischen, auch uns durch die Araber zugekommenen Decimalzahlen; eine Erfindung, die wohl nicht weniger erstaunenswürdig genannt zu werden verdient, als die der Buchstabenschrift. Wenigstens ist in dem geraden Striche als Bezeichnung der Einheit, der dreigezackten Figur des Drei, dieses ganz Entsprechende eines wahren Realzeichens noch unverkennbar und besonders merkwürdig auch die Bezeichnung der Null durch den Kreis; wenn gleich nicht alle Zahlen mehr die ursprüngliche Figur erhalten haben, oder diese noch in ihnen zu erkennen sein dürfte. Dadurch unterscheidet sich nun die indische Decimalzählung, von den Zahlzeichen, welche aus neben einander gestellten Strichen oder Initial-Buchstaben zusammengesetzt sind, wie die römischen, daß diese immer nur ein Aggregat mechanisch neben einander gestellter Zahlen bilden, dagegen in dem indischen Decimalsystem die wahren, innern Elemente aller Zahl lebendig und dynamisch ergriffen und organisch erfaßt sind; daher denn auch die ganze Zahlenwelt mittelst dieser Elementarzahlen so lebendig und wundervoll wirksam gegen den Nothbehelf einer mechanischen Zahlenbezeichnung, gehandhabt werden kann. In dieser Hinsicht verhält sich die Decimalzählung zu der mechanischen Zahlenbezeichnung, genau wie die Elementarbezeichnung der Buchstabenschrift, zu der bildlichen oder conventionellen Wortschrift und findet eine große Analogie zwischen beiden Statt. In eben die Klasse gehören auch noch die merkwürdigen, meta-

physisch-mathematischen Realzeichen der Chinesen, die auf demselben Grunde beruhen; ich meine die acht Koua, und aus ihnen zusammengesetzten Symbole, die aus einer geraden und einer gebrochenen Linie, als Zeichen der Einheit und der Zweiheit oder der Anderheit (das Platonische ἕτερον) bestehen, und aus denen dann Stufe für Stufe mehrere Zusammensetzungen nach den mannichfaltigen, mathematisch-möglichen Fällen derselben, in sehr sinnreicher Bedeutung gebildet werden. Da aber diese metaphysische Linienschrift für den ganzen Umfang der Sprache und die Fülle der zu bezeichnenden Lebenserscheinungen durchaus nicht ausreichen konnte, so kam es denn in Ermanglung der Elementarzeichen doch zu jenem unermeßlichen Chiffernchaos, welches die chinesische Sprache vor allen andern auszeichnet. Diese dynamischen Realzeichen sind gewiß nicht zu übersehen bei einer künftigen Untersuchung über den Ursprung und die ursprüngliche Beschaffenheit der Buchstabenschrift, da diese ihr im Wesentlichen wahrscheinlich viel näher stehen, als jede hieroglyphische oder Bilderschrift; obwohl auch manche Alphabete noch einzelne Spuren der Bildlichkeit genug enthalten. In wie fern die Keilschrift ganz einer von diesen Gattungen angehört, oder vielleicht ein Mittelglied und einen Uebergangspunkt von der einen Sprachbezeichnungsweise zu der andern bildet, kann bis jetzt wohl noch nicht als entschieden betrachtet werden.

Ist nun in bloß historischem Sinne die Frage von einer menschlichen Ursprache, so müssen wir ganz bei Seite setzen, was über das Wesen des schöpferisch wirkenden Wortes in philosophischem Sinne oben angedeutet worden, oder in der alten Theologie vorkommt, und allerdings auch dem Zendavesta nicht fremd ist, sondern unter dem Namen des Honover, als der Zendbenennung für jene metaphysische Idee vom ewigen Worte, darin erwähnt wird, und im Wesentlichen mit dem mosaischen und christlichen Begriff des göttlichen Fiat übereinstimmt. Historisch genommen kann die Ursprache nach dem Bisherigen nur in der Klasse der organisch gebildeten Sprachen zu suchen sein, da wir diese nach allem, was der Verfasser selbst zugiebt, als den Hauptstamm menschlicher Sprachen anerkennen müssen. Nicht als sollte gerade Eine unter

diesen aufgestellt werden, von welcher alle andern abstammen müßten; wie vielleicht einiges, was ich in der angeführten (hier S. 271 folgenden) Schrift über Indien vom Samskrit gesagt, gegen meine Absicht ist mißverstanden worden, oder wie vielleicht unser Verfasser hie und da geneigt scheinen könnte, wie der Zendüberlieferung das höchste Alter, so auch der Zendsprache wenigstens die erste Stelle unter allen übrigen einzuräumen. Es kann bei der vergleichenden Sprachzergliederung sowohl der auf die etymologische Uebereinstimmung gerichteten, als bei der, die auf die Structur der grammatischen Gestaltung geht, angewandt auf die ganze Klasse aller organischen Sprachen, die alle innigst mit einander verwandt sind und durch die abweichenden Zungen der verschiedensten Nationen hindurch nur Eine einzige große Sprachfamilie bilden, nur davon die Frage sein, welche unter ihnen am meisten organisch gebildet, welche am wenigsten von dieser Structur abgewichen sind und jenen Charakter am einfachsten in schlichter Regelmäßigkeit bewahrt haben. Nach diesem Maaßstabe kann man die sämmtlichen, organisch gebildeten Sprachen leicht in verschiedene Klassen der Annäherung eintheilen; ohne die gemeinsame Mutter- und Wurzelsprache selbst, wie sie im Lande Eri oder irgend einem andern Urlande nach der letzten Natur-Katastrophe gesprochen worden, mit positiver Bestimmtheit in vergeblichem Bemühen oder nach einseitiger Vorliebe ausmitteln zu wollen. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer factischen Sprachkenntnisse, sowohl in vergleichender Grammatik als geschichtlich begründeter Etymologie, gehören nun in die erste Klasse der Annäherung zur organischen Ur- oder Mutterspache, vorzüglich das Samskrit oder Alt-Indische, nächstdem das Lateinische, und auch noch das Griechische; wie denn auch von unsern Philologen des klassischen Alterthums, welche in jene Untersuchungen eingegangen sind, die lateinische Sprache nur als eine verwandte, aber ältere Form der griechischen betrachtet wird. Eine zweite Klasse bilden wohl die persischen und die sämmtlichen germanischen und gothischen Sprachen. Die slawischen Sprachen, es mögen nun die genaueren Kenner derselben sie in die erste oder zweite Klasse stellen wollen, gehören in jedem Falle zu

der organischen Gattung; welcher die arabisch-syrischen Sprachen nur noch in einem entfernteren Grade und unter manchen Einschränkungen angehören. Wo nun die Zendsprache in dieser Reihe hinzustellen sei, und in welche Klasse sie gehöre, ist nach den vorhandenen Materialien nicht leicht, ganz bestimmt zu entscheiden, besonders so lange wir so wenig von dem Wichtigsten wissen, von ihrer Grammatik und Structur, um über ihre organische Beschaffenheit und Bildung urtheilen zu können.

Der Verfasser erwähnt mehrmals ihre nahe Verwandtschaft mit der indischen Sprache, scheint sie wohl gar für einen bloß verschiedenen Dialekt derselben zu halten. Es fragt sich aber erst, ob diese Verwandtschaft eine ganz nahe und ursprüngliche ist, oder bloß eine solche weiter entfernte, wie sie auch von zehn oder zwanzig andern Sprachen behauptet werden kann. Entscheiden will ich hier nichts, sondern nur Zweifel und von beiden Seiten die Gründe aus dem Gegebenen vortragen, wie sie für die eine oder die andre Meinung zu sprechen scheinen. Von dem Wenigen, was über die Structur und Grammatik der Zendsprache bekannt ist, hat Anquetil selbst einige äußerst merkwürdige Analogien in der Declination mit der georgianischen Sprache (im kaukasischen Lande) nachgewiesen; einiges ist mit indischen Formen übereinstimmend. Selbst im Alphabet der Zendsprache ist manches Eigenthümliche, z. B. in der großen Anzahl der Buchstaben, den besondern Charakteren für die langen Vokale, die Aufzählung des nasalen a n unter diesen, die Verschlingung des Buchstaben h mit andern Consonanten, was an die Beschaffenheit des indischen Schriftsystems und nur in diesem sich so wiederfindet. In dem durch Anquetil bekannt gewordenen Zendwörterbuche ist eine bedeutende Anzahl von Wörtern, welche unläugbar indisch sind, und bei einer vollständigeren Kenntniß und Hülfsmitteln zur Kenntniß der letzteren Sprache, als mir deren noch zu Gebothe stehen, würden sich deren vielleicht noch weit mehrere finden, auch ohne irgend ungewissen Conjecturen Raum zu geben. Eine ziemliche Anzahl von diesen Wörtern sind solche, die dem ersten Bedürfniß angehören; auch in der Form und Umbiegung den indischen völlig gleich, obwohl außerdem mehrentheils die Endung und Bildung der Wörter in

der Zendsprache sehr eigenthümlich und verschieden erscheint. Einige andere sind Kunstwörter aus dem Samskrit, fast ganz unverändert geblieben; sie tragen weniger den Charakter ursprünglich gemeinsamer Wurzeln als eingemischter fremder Kunstwörter, unter denen vorzüglich einige metaphysische merkwürdig sind *), weil sie auch über den Zusammenhang oder gegenseitigen Einfluß der Lehre und des Systems auf Vermuthungen leiten könnten. Daß die Zendsprache zu den gemischten gehöre, scheint sich nach dem Wörterbuche auch aus dem Umstande zu bestätigen, daß dieselbe nebst den Wörtern von indischer Verwandtschaft, eine so große Anzahl auch noch außer den Religionsausdrücken mit der Pehlvi-Sprache gemein hat. Wollte man behaupten, daß alle diese Wörter erst aus dem Zend in das Pehlvi aufgenommen seien, so hieße dieses doch die Frage vor der Untersuchung entscheiden. Unter den Religionswörtern der Zoroastrischen Bücher werden sich nur sehr wenige den indischen verwandte mit Sicherheit nachweisen lassen; wenn also das Zend wirklich nur ein indischer Dialekt wäre, so müßten wir vielmehr annehmen, daß diese Wörter ursprünglich dem Pehlvi angehören. Auffallend bleibt es immer, daß während die Pehlvi-Sprache und ihr Gebrauch im altpersischen Reiche durch Inschriften und Münzen hinreichend bestätigt ist, die Zendsprache dieser factischen Bestätigung durchaus entbehrt. In dem Wörterbuche findet sich auch etwas Bemerkenswerthes, was hieher gehört; die total verschiedenen Benennungen nähmlich für mehrere Grundzahlen, welches wohl eine charakteristische Eigenheit gemischter Sprachen zu sein pflegt; wie im Koptischen z. B. die doppelte, theils altägyptische, theils griechische Benennung für die ersten Zahlworte **). Sollte die Zendsprache nun, so wie sie uns bekannt geworden, ein gemischter Dialekt

---

*) Das vielbesprochene Zeruane akerene, die gränzenlose Zeit, in den Zendbüchern, dürfte vielleicht nichts anders sein, als das indische Sarvam akhyaran — **omne indivisum**, oder **indivisibile**, das πᾶν και ἓν der Vedanta-Lehre.

**) So findet sich neben ihre, drei und thretim, dritter, ganz wie in der indisch-lateinisch-germanischen Sprachfamilie, auch noch für dieselbe

jüngeren Ursprungs sein, so müßten wir ihren Sitz wohl am natürlichsten in den nordwestlichsten Gränzländern Indiens suchen, wo denn allerdings jenes zwischen Indien und Persien von Klein-Thibet aus sich weit erstreckende Sindland nach uralter Benennung der ganzen Flußregion des Indus (qui incolis Sindus appellatus) selbst in dem Nahmen eine Uebereinstimmung darbietet, wenn gleich keine völlige, da der anfangende Consonant, obwohl im Laute sehr ähnlich, doch in der Bezeichnung der orientalischen Sprachen sorgfältig unterschieden wird. Doch dadurch wird die Analogie eben so wenig ganz aufgehoben, als die höhere Bedeutung des Wortes Zend, d. h. lebend, in dem Sinne, daß das Zendvolk ein solches sei, welches — durch Erkenntniß des wahren Lichtes — allein wahrhaft lebe, die Zendbücher diejenigen, in welchen diese Lehre vom wahren Leben vorgetragen und offenbart wird u. s. w. Denn es sind der Beispiele im asiatischen Alterthume viele, daß dem wirklichen Nahmen eines geographisch bestimmten Landes durch religiöse Beziehung eine solche höhere Bedeutung und Weihe gegeben, oder auch der geweihte Nahme auf das wirkliche Land übertragen und daran fest geknüpft worden. Was aber gegen diese Vermuthung entscheidet, ist der Umstand, daß von einer eigentlichen Zendsprache und einem Zendvolke in bestimmtem, historischem Sinne in den Quellen gar nichts gefunden wird, weder in diesen zoroastrischen, noch in den neupersischen auf alte Sage und Urkunden gegründeten; sondern das Zend immer nur in dem

---

Zahl drei, Se wie im Pehlvi, und dann das ganz fremdartige Teschro. Ferner Peantche, fünf, wie im Indischen und Persischen, desé für zehn, wie in eben jener Sprachfamilie; daneben aber auch die fremdartigen pokhdé, fünf und mro, zehn. Neben dem indisch-lateinischen doué, zwei, ist auch noch besch, ebenfalls zwei, dieselbe Wurzel wie im lateinischen bis, bemerkenswerth, in der Form, betim, zweiter, auch unserm deutschen beid-e verwandt. Das Zendwort tchetvere, vier, knüpft sich an mehrere Sprachen; chatur ind., quatuor lat., tschetyr slawisch. Viele von diesen Zahlwörtern in dem Zendwörterbuche knüpfen sich der indisch-lateinisch-persisch-germanischen Sprachfamilie an; doch scheint auch noch kschouasch, sechs, ganz fremdartig.

symbolisch = religiösen Sinne genommen wird, um das wahre „Leben" der die rechte Erkenntniß Besitzenden, Zoroasters oder der noch älteren Meister Lehre und Offenbarung von diesem Leben, und die Anhänger derselben oder Theilhaber an der Offenbarung des wahren Lebens zu bezeichnen. — Völlig entscheiden läßt sich diese ganze Frage von der Verwandtschaft der sogenannten Zendsprache nicht, noch auch ein Urtheil über ihre Beschaffenheit fällen, bis wir eine Grammatik derselben haben; wo sich denn alle diese Zweifel, die ich nur als solche geben will, vielleicht auflösen und die sogenannte Zendsprache nach der Ansicht des Verfassers in ihre volle Würde als eine uralte der indischen nahverwandte Stammsprache bewähren und bestätigen wird. Daß Zoroasters Lehre und Bücher unter mehreren Nationen, die zu dem großen persischen Kaiserthume gehörten, verbreitet und mithin auch wahrscheinlich in mehrere Sprachen übertragen worden, ergiebt sich ohnehin aus dem ganzen Zusammenhange. Für die Echtheit der Ueberlieferung selbst erfolgt daraus noch eigentlich nichts Nachtheiliges, in welcher Sprache sich gerade die Bruchstücke erhalten haben; nicht durch reine Uebersetzung wird der Sinn heilig geachteter Urkunden so leicht wesentlich entstellt, wohl aber wird er durch jede absichtliche Umbildung gefährdet. Nebst der Grammatik wäre nichts so sehr zu wünschen, als der Original-Abdruck des ganzen, oder doch eines beträchtlichen Theiles des Textes in der Ursprache; da schon die wenigen Verse, die uns mitgetheilt worden (bei Kleuker, Zendav. II. S. 48), mehr Aufschluß geben, als viele einzelne Wörter; unter welchen Versen allerdings einige ganze Redensarten dem Indischen sehr nahe verwandt, ja ganz ähnlich lautend sich vorfinden.

Die ganze, obwohl so allgemein üblich gewordene Benennung einer Zendsprache scheint übrigens nach allem, was oben erinnert worden, nicht viel passender zu sein, als wenn man die Sprache der mosaischen Bücher, die Thora-Sprache, oder die hellenistische Mundart des neuen Testaments die Evangelium-Sprache nennen wollte. Wir müssen nach dem Volke fragen, welches diese Sprache geredet hat, und so wenden wir uns nun von

diesen Bemerkungen über die Ursprache und Sprache der Zoroastrischen Bücher, wie der Zusammenhang des Gegenstandes uns selbst dahin leitet, zu dem, was der Verfasser vom Urvolke und Zendvolke, und dem ursprünglichen Wohnsitze desselben, so wie von den Auswanderungen aus diesem Urlande in andere Gegenden nach Anleitung der Zoroastrischen Bücher vorträgt. — „Das Zendvolk," führt er aus einem derselben an (S. 21) „wohnte" (in der glücklichen Urzeit vor dem Entstehen des Winters und den Auswanderungen in niedrigere und wärmere Gegenden) „im Lande Eeri, Ari." — Den Nahmen „Zendvolk" finde ich in der angeführten Stelle nicht; es ist aber von dem Ersten Volke und Menschenstamme nach Lehre dieser Bücher und Sage die Rede. Wie hat denn nun wohl dieses Volk geheißen, oder welches Volk ist es gewesen, was im Lande Ari wohnte? Die Alten nennen es nach dem Lande selbst das Volk der Arier; und zweifelsohne ist auch unter dem Lande Eeriene zunächst die Provinz Aria oder Ariana der Griechen, das heutige Chorassan zu verstehen. Ich beziehe mich für das Letzte auf das Urtheil eines gelehrten Freundes, dessen Autorität im Gebiethe der persischen Alterthumskunde von dem größten und anerkannten Gewichte ist, des Herrn Hofrathes von Hammer, der mir seine Meinung darüber gefälligst mitgetheilt, zugleich aber bemerklich gemacht hat, daß auch Ver, welches im Schahname Iran heißt, keineswegs mit Persis verwechselt werden dürfe; die Stadt Verene aber, nicht Persepolis sein könne, wie Anquetil ganz recht behaupte, sondern das Hekatompylos der Griechen, die Hauptstadt des alten Parthiens und der Albordi das Gebirge Chorassans, in einem weitern Sinne aber die ganze Kette der Gebirge vom Kaukasus bis zum Himalaya sei. Die Provinz Aria ist allerdings auch ein gebirgiges Hochland, wie Eeriene beschrieben wird, und vom Paropamisus gehen zum Theil die Ströme nieder, welche Baktrien und Sogdiana wässern; was ganz auf die Stelle paßt, welche der Verfasser (S. 25) anführt. Uebrigens kann allerdings Aria wohl auch im historischen Sinne eine weitere Bedeutung und Ausdehnung gehabt haben, als die Umgränzung und Stelle, welche dieser Provinz in dem geographischen Systeme der Griechen gegeben wird. Redet doch selbst ein grie-

chischer Schriftsteller (bei Creuzer, Symbol. I. S. 698. Anm. 40, und S. 736. Anm. 90), von „dem ganzen arischen Stamm" (πᾶν το Αρειον γενος), wie von einer großen weitverbreiteten Völkerfamilie; und in dem indischen Gesetzbuche des Menu wird dem Lande der Arier, Ariaverta, eine fast unermeßne Ausdehnung durch die indischen Nordgebirge bis zum Ostmeere und Westmeere hin gegeben.

Erinnern wir uns nun, daß die Meder vor Alters Arier geheißen haben, d. h. daß die Meder ein Volk von „dem großen arischen Stamm" waren, welches erst später den medischen Nahmen angenommen, so wird mit einem Mahle vieles klar, was bisher dunkel und unauflöslich schien. Wir brauchen nun die so bestimmten historischen Zeugnisse, daß Zoroaster ein Meder gewesen, während die Zendbücher immer nur auf Eeriene hinweisen, nicht mehr zu verwerfen, weil beides durchaus nicht im Widerspruche steht. Was wir bisher Zendsprache genannt, würde vielleicht dem zufolge, was jene Zoroastrischen Quellen selbst über das wahre Stammland und Stammvolk dieser Lehre andeuten, richtiger gradezu als arische Sprache anerkannt und betrachtet werden, oder wenn man will als ostmedische, im Gegensatze der westmedischen Pehlvi-Sprache; vorausgesetzt, daß die bisher sogenannte Zendsprache, die wir als die arische bezeichnen, sich bei näherer Bekanntschaft als eine alte Stammsprache, nicht als ein gemischter Dialekt von neuerm Ursprung bewähren sollte. Aber auch der Nahme dieses großen Volks der Arier ist sehr bemerkenswerth. Die indische Wurzel Ari, von welcher sich derselbe am besten ableiten läßt, bedeutet was vortrefflich und ausgezeichnet, ruhmvoll, egregium ist; in dem Sinne, wie ein kriegerisches Heldenvolk sich dergleichen Benennungen zu geben pflegt. So bedeutet ja auch der andre, westmedische Nahme, Pehlavan, Helden; und wenn die Perser ihre Heldenahnen Artäer nannten, so hat dieser Nahme sogar noch eine Aehnlichkeit mit dem der Arier; welcher Aehnlichkeit wir jedoch noch keinesweges irgend eine etymologische Geltung beilegen wollen. Von einer ganz andern Wurzel abgeleitet, aber in ähnlicher Beziehung und Bedeutung des Nahmens, reiht sich hier noch das nah gelegene Volk der Aspier an, am östlichen

Abhange des Paropamisus, gegen den Indus. Die Bedeutung dieses Nahmens ist nicht schwer zu erklären; denn da aspo, asp im Indischen wie im Persischen und auch in der Zend- oder Ari-Sprache ein Roß heißt, so ist der Uebergang (wie im Homerischen ἱπποτα) hier leicht gefunden, und dieser Volksnahme wieder einer von denen, durch welche so oft kriegerische, roßtummelnde Völker bezeichnet werden oder sich selbst bezeichnen. Ich habe aber das Volk der Aspier deßwegen hiermit angeführt, weil jenes vielverbreitete Asp, in den alten Geschlechtsnahmen der Zoroastrischen Bücher und der medisch-persischen Heldensage so sehr häufig vorkommt, welches wohl bemerkt zu werden verdient. Für den Nahmen der Arier aber giebt es noch eine andere Verwandtschaft, die uns selbst viel näher angeht. Denn es ist jene indische Wurzel Ari allerdings und unstreitig auch eine germanische, und zwar eine gegenwärtig in der Sprache, ja selbst im Leben noch geltende; wenn man dieses anders von der „Ehre" sagen kann. Nach unserer Sprach-Analogie und der jetzigen Form dieser Wurzel würde jener Volksnahme also ungefähr eben so viel bedeuten, als die Ehren, d. h. die Ehrenhaften, die Edlen; in ähnlicher Weise, wie bei den westgermanischen Völkern die Benennung der „Erben" oder der „Wehren" als Inbegriff der freien Landeigenthümer und wehrhaften Männer, als Nahme des gesammten Volks geltend ward. In der frühern und gothischen Form lautet jene Wurzel im Deutschen ebenfalls ari oder ario; und denjenigen, welche es aufmerksam beachtet haben, wie weit diese Wurzel Ari oder Ario in der alten germanischen Geschichte und Sage, unter so vielen Helden- und Geschlechts-Nahmen und auch sonst, verbreitet und vorherrschend ist, wird es nicht befremdend sein, wenn ich hinzufüge, daß es für mich schon seit längerer Zeit zur historischen Vermuthung geworden ist, für die ich vielfältige Bestätigung gefunden habe, unsere germanischen Vorfahren, während sie noch in Asien waren, dort vorzüglich unter dem Nahmen der Arier, oder um es mit dem obenerwähnten Griechen angemeßner auszudrücken, unter „der ganzen großen arischen Völkerfamilie" zu suchen; wodurch denn die alte Sage und Meinung von der

Verwandtschaft der Deutschen, oder germanischen und gothischen Völker mit den Persern auf einmahl ein ganz neues Licht erhalten, und einen bestimmten historischen Anknüpfungspunkt gewinnen würde. Auf den Umstand, daß in dem Wörterbuche der Zend- oder wie ich nun lieber sagen möchte, der Ari-Sprache, einige wegen der völligen Gleichheit auffallende deutsche Wurzeln und Wörter vorkommen, will ich kein Gewicht weiter legen, da sich dergleichen Einzelnheiten auch wohl bei sehr entfernten oder ganz fremdartigen Völkern zusammen finden. Auch daß Chowaresm nach Mirchond (S. v. Hammers Geschichte der persischen Redekünste. S. **137**) sonst Dschermania geheißen, so auffallend es im Vergleiche mit dem bleibt, was Herodot von einem altpersischen Stamme der Germanen, als einen der drei ackerbauenden, erwähnt (S. v. Hammers Bemerkung eben daselbst), mag noch nicht als entscheidend gelten, da die Uebereinstimmung des Nahmens zufällig sein kann, wie die scheinbare Aehnlichkeit des Nahmens der indischen Samanäer, der etwas ganz andres bedeutet und die Anhänger des Buddha im Gegensatze der Anhänger des Brahma bezeichnet; da ohnehin der nachher so weit verbreitete Nahme der Germanen bei uns, unläugbaren historischen Zeugnissen zufolge, erst viel später an der westlichen Römergränze von Altsachsen entstanden ist. Ungleich merkwürdiger aber erscheint, daß Bokhara nach Mirchond (bei v. Hammer eben daselbst) „in der Sprache der alten Maghen" den Sammelplatz der Wissenschaften bedeutet, in der gothischen Sprache aber bei Ulfilas, bekanntlich Bokareis, ein Gelehrter heißt; und ich will nicht in Abrede stellen, daß ich als den ersten historisch bekannten oder erweislich wahrscheinlichen Wohnsitz unsrer teutonischen Vorfahren in Asien allerdings das Land Chowaresm und Bokhara glaube betrachten zu dürfen. Bei dieser ganzen Zusammenstellung über das arische Volk und seinen Nahmen war es nicht auf den Faden der etymologischen Sprachverwandtschaft und die Freude, diesen nur weiter zu weben, abgesehen; sondern es ergiebt sich etwas daraus, was auch in anderer Hinsicht historisch sehr wichtig ist. Denn nichts ist so wesentlich und giebt so viel Aufschluß bei der Untersuchung über ein

altes Volk (ich rede von denen aſtatiſchen und europäiſchen, die eine Ueberlieferung und Spuren alter Cultur haben), als nur erſt zu entſcheiden, ob es ein Prieſtervolk geweſen, wie die Indier, die Aegypter, Hetrurier, oder ein Kriegervolk, d. h. eines, das von der Kriegerkaſte geſtiftet worden, oder in welchem dieſe vorherrſchend geblieben. Nicht als ob die Kriegervölker keine Prieſter gehabt hätten, wie ja auch die genannten Prieſtervölker nicht ohne Kriegerkaſte geweſen; nur auf das vorherrſchende Element kömmt es an. Die Handelsvölker, ſo wie überhaupt alle diejenigen, bei welchen irgend ein andres und drittes Element, außer den genannten beiden, den vorherrſchenden Charakter in allen Lebenseinrichtungen beſtimmt hat, ſetzen wir hier bei Seite; die beiden Hauptklaſſen in der geſammten, uns bekannten alten Welt bilden einmahl die Prieſtervölker und die kriegeriſchen Helden- oder Adelsvölker. Die letzten ſind mehrentheils oder doch ſehr häufig ſchon durch ihre Nahmen als ſolche bezeichnet. So führen noch gegenwärtig dergleichen auf den Krieg geſtellte Raubvölker in Indien, wie die Mahratten (Großrajahs) und Rasputten (Söhne der Rajahs), Benennungen, die von der Kriegerkaſte entlehnt ſind. Eine ähnliche Bedeutung haben auch die beiden umfaſſendſten Nahmen der altgermaniſchen Völker: Teutonen, d. h. Thiudans, im Gothiſchen Könige, Fürſten, Herren, Edle; und Gothen, d. h. Adelige (wie Gothakunds, von edlem Stamme). So heißen nun auch die alten Meder Pehlvan, d. h. Helden, wie denn gewiß die Meder des Zoroaſter ein ſolches edles Heldenvolk geweſen ſind; und das gleiche bedeutet denn auch der Nahme der Arier, von denen die Meder abſtammten, wie wir oben aus der indiſchen Wurzel die Bedeutung dieſes Nahmens erklärt und ſelbſt in der altgermaniſchen Sprache dieſelbe nachgewieſen haben.

Die alte Kaſteneinrichtung, auf welche uns der Gang der Unterſuchung hier geführt hat, berührt der Verfaſſer ſo ganz vorübergehend (S. 49) und unbefriedigend, aus einer urſprünglich und ſchon bei der erſten Einwanderung Statt gefundenen Zertheilung und zerſtückelten Einrichtung der indiſchen Stämme, daß er uns eigentlich von dieſer Seite keinen Stoff darbiethet,

uns mit ihm darüber weiter einzulassen. Um dieses zu können, müßten wir vor allen Dingen zuvörderst wissen, ob er die Kasteneinrichtung für alt, und wenigstens den ersten Grundzügen nach für antediluvianisch hält, oder doch unmittelbar nach der großen Katastrophe vollendet, oder aber für modern, und erst seit der Entstehung der Völker und Staaten gegründet? — Was die Beschreibung von dem verwirrten und zerstückelten Zustande der Indier betrifft, so wissen wir nicht, wo der Verfasser die Gründe dazu hergenommen hat; gewiß aber ist es, daß seine Ansicht von den Indiern selbst aller Klarheit ermangelt; was bei der Menge der Quellen, der nicht historischen Chronologie, aus der wir uns immer noch in den indischen Untersuchungen nicht ganz losgewunden haben, bei den streitenden Meinungen der europäischen Gelehrten darüber u. s. w. leicht zu begreifen ist, so lange es an einem kritischen Anhalte und historischen Stützpunkte gebricht, um das Ganze zu ordnen. Der Eine große Widerstreit aber, welcher in der indischen Ueberlieferung und gesammten Literatur selbst herrscht, der nähmlich zwischen der Religion des Brahma und der Lehre des Buddha, welchen schon Alexanders Griechen dort vorfanden, in den zwei Sekten oder Religions-Partheien der Brahmanen und der Samanäer, läßt sich allerdings historisch ausgleichen und erklären; und diese Thatsache, die alles in Indien und den von Indien in ihrer Geistescultur abhängigen Völkern verändert und zerspalten hat, bildet eben jenen historischen Stützpunkt, durch den erst Licht und Ordnung in das Ganze kommt, wie ich an einem andern Orte zu zeigen versuchen werde. *)

---

*) Was die Einwendungen betrifft, welche der Verfasser gegen die Echtheit und das Alter des schon obenerwähnten indischen Gesetzbuchs von Menu, in Beziehung auf William Jones und meine Aeußerung in der Abhandlung über die Sprache und Weisheit der Indier, in der früheren Schrift (Ueber Alter und Werth einiger morgenländischen Urkunden) vorgetragen hat; so will ich hier gelegentlich nur bemerken, daß dieselben in so weit vollkommen gegründet sind, daß gar nicht die Rede davon sein kann, ob dieses Werk vom Menu selbst herrühre, da ja das Gegen-

Auch die Frage vom Urstaat, und wie er beschaffen gewesen, worüber uns Hüllmann neulich so interessante Forschungen gegeben, hat der Verfasser ganz zur Seite liegen lassen, ungeachtet er doch sonst den gesammten Urzustand in Religion und Sprache, wie auch hinsichtlich des vom ersten Menschenstamme ursprünglich bewohnten Landes so sorgfältig auszumitteln bemüht ist; welches Uebergehen des Staats in seiner Untersuchung vielleicht auch um so weniger vermißt werden darf, da er doch einmahl den eigentlichen Standpunkt dafür noch nicht in's Auge gefaßt zu haben scheint. Hier wäre vor allen Dingen die in so mancher Beziehung nicht unwichtige Frage auszumitteln und zu entscheiden gewesen, ob die Stände, d. h. in der alten Welt, die Kasten älter seien oder der Staat? Nähmlich der Staat in seiner eigentlichen Bedeutung als ein durch Kriegsgewalt gesichertes Friedens-Institut, welches, wenn gleich auf den innern Frieden gegründet, doch auf den äußern Frieden oder Krieg zunächst gerichtet ist, und wenn auch von veränderlichem Umfange, dennoch als moralisches Individuum seine nach außen streng geschloßnen Gränzen hat. Dieses lassen wir hier bei Seite liegen; nur über den Gebrauch, welchen der Verfasser von dem Begriffe eines Urvolks oder der Urvölker macht, ist hier der Ort, noch einiges zu erinnern. Eigentlich ist schon die allgemein beliebte Benennung: „Urvolk" nicht richtig, wenn man nähmlich wie der Verfasser doch in der Hauptsache durchaus thut, von der Einheit der Abstammung ausgeht; denn alsdann kann nicht von

---

theil aus dem Werke selbst klar ist. Das Urtheil von Jones gründet sich aber vorzüglich auf die Alterthümlichkeit der Sprache; und wenn ich damahls dem Urtheile und der großen Autorität des William Jones über diesen Punkt folgte, so finde ich auch jetzt noch bis auf weiteres keinen Grund, davon abzugehen. Allerdings aber ist es durchaus nur ein relativ hohes Alter, was sich aus der Alterthümlichkeit der Sprache folgern läßt; daß aber das indische Gesetzbuch des Menu, dieser großen Einschränkung des angeblichen hohen Alters ungeachtet, eine nicht gering zu achtende Quelle alter Ueberlieferung und Völkerkunde sein könne, scheint der Verfasser selbst anzuerkennen, da er dasselbe mehrmahls als eine solche berücksichtigt und gebraucht.

einem Urvolke die Rede sein, sondern nur von einem Urstamme, aus welchem die Völker alle abgeleitet werden, und worunter also gerade der Zustand der Menschheit verstanden wird, welcher vor der Zertheilung in Völker Statt fand, und der Entstehung der einzelnen Völker voranging. Diejenigen freilich, welche nicht von einer gemeinsamen Abstammung ausgehen, sondern annehmen, der Mensch sei überall aus der Erde hervorgewachsen, verschieden geartet, je nach der verschiednen Landesbeschaffenheit, haben dagegen ganz Recht in ihrem Sinne, wenn sie von Urvölkern aber nun in der Mehrzahl reden, da sie die urhistorische Einheit einmahl aufgehoben haben und nicht gelten lassen wollen. Bei dem Verfasser, der offenbar dem Systeme der Einheit den Vorzug giebt, und sich zu zeigen bemüht, wie die Völker alle aus dem Einen Urlande (dem mittleren Hochlande Asiens) ausgewandert und hergekommen, ist es daher nur eine Inconsequenz, wenn auch er einigemahl (S. 48 und 52) von Urvölkern redet, die sich hie und da in den Thalschluchten der großen Hochgebirge, gleich wie eine selten gewordne Thiergattung in einsamen Gegenden, verhalten haben sollen, und noch vorgefunden werden; welche Meinung er, wenn wir nicht irren, von Ritter entlehnt hat, einem sonst sehr vortrefflichen geographischen Schriftsteller, der aber noch etwas mit jener Hypothese von Autochthonen behaftet ist, ungeachtet eben der von ihm so geistreich aufgefaßte Reichthum ethnographischer Thatsachen und Bemerkungen, in seinen groß geordneten Grundzügen recht augenscheinlich wieder zurück führt auf eine ursprüngliche Einheit aller aus den drei Hauptstämmen hergeleiteten Völker.

Kehren wir nun zurück nach dem Urlande Eeriene, wie es im Zendavesta bezeichnet ist; so ist einleuchtend aus der Art, wie die andern Länder an dasselbe angeschlossen und um dasselbe hergereiht werden, daß es in einem ganz historisch bestimmten und geographisch genau begränzten Sinne genommen, gleichwohl aber als das Stammland des arischen Volkes, als das Hauptland des Ursprungs in die Mitte der andern Länder gesetzt wird. Nach der eignen Regel des Verfassers muß man in jeder alten welthistorischen Ueberlieferung vor allem das Allgemeine von dem Besondern, national Eigenthümlichen und geo-

graphisch Lokalen sorgfältig unterscheiden. So ist z. B. in der Zend-Sage Dschemschid ein solcher Anknüpfungspunkt an das Allgemeine, da Sem nicht bloß in dieser, sondern auch in der mosaischen und so mancher andern asiatischen Ueberlieferung eine so große Stelle in der Herleitung und Geschichte der Abstammung der Völker einnimmt. Hernach finden sich auch noch manche einzelne, fruchtbare Spuren, wie z. B. jene Sage von den neun Menschenpaaren, welche über Meer gewandert sind, mithin wie der Verfasser es auslegt (S. **54** und **55**), vielleicht Afrika zuerst bevölkert haben könnten, eine recht schöne Indication enthält. In der geographischen Welt- und Länderübersicht des Zendavesta aber scheint alles lokal zu sein. Zuerst Eeriene, oder das Ariland ist ein ganz bestimmtes, das Stammland der Arier, zunächst das Aria der Alten. Unter den fünfzehn Segensregionen und Orten, welche um diesen Mittelpunkt hergereiht werden, sind die ersten ganz deutlich und keinem Zweifel unterworfen, Sogdiana und Baktrien. Unter den nachfolgenden sind viele zweifelhaft und verschiedener Auslegung fähig; wenn auch nicht im geographischen Sinne südlich von jenem gelegen, können sie doch mehrentheils in klimatischem Sinne als Thalländer und Niederungen gegen die alte Gebirgsheimath als die wärmeren geschildert werden. Vorzüglich deutlich treten die östlichen Provinzen hervor, nahmentlich die Sindländer Kabul und Lahore oder Penjab; demnächst auch Candahar, das Arachosia der Alten, und das Land am Fluße Hindmend. Die Absicht des Abfassers der alten Urkunde ist vielleicht weniger darauf gerichtet gewesen, „die ganze große arische Völkerfamilie" in ihrer gemeinsamen Abstammung darzustellen, was wenigstens gewiß nicht sein einziger Zweck war; als vielmehr zugleich auch das große medische Weltreich, wie es dem assyrischen folgend, dem persischen voranging, nach seinem weiten Umfange aller dazu gehörenden oder zunächst daran gränzenden Völker und Länder in seiner geographischen Erdübersicht zu umfassen und zu bezeichnen. Merkwürdig ist dabei, daß nach der oben angeführten richtigeren Erklärung von Ver und Verene, Persis in dieser Ländertafel eben so wenig vorkommt, als Babylonien oder Susiana; und von Assyrien nur der

nördlichste an Armenien gelegene Theil und auch dieser noch zweifelhaft, nicht aber in dem größern Sinne des assyrischen Reichs. Die äußerste Gränze dieses großen, in jener Ländertafel bezeichneten Umkreises gegen Westen bildet eben Armenien, wenn anders die sechzehnte Segensregion Rengheiao *), im Pehlvi Arvestanove als das nördliche, gegen Armenien gränzende Assyrien richtig erklärt ist (Kleuker II. S. 303). Aus dem Angeführten scheint nun offenbar hervorzugehen, daß diese Ländertafel im Zendavesta weder eine assyrisch-babylonische, noch auch eine persische (nach dem von Cyrus gestifteten Reiche), sondern ganz bestimmt eine medische Ländertafel sei. Wenn dieser Punkt als gewiß angenommen werden darf, so kann dieses viel Licht über das Ganze verbreiten, wenn auch im Einzelnen noch manches schwierig und dunkel bleibt. Es wäre sehr zu wünschen, daß uns ein Gelehrter, der mit allen Hülfsmitteln der alten Geographie von Asien und orientalischen Sprachkunde dazu ausgerüstet wäre, dieses ganze medische Länderverzeichniß, wie es im Vendidad (Fargard 1. bei Kleuker, Th. II. S. 299 — 304) gefunden wird, aus welchem Herr Rhode nur einiges herausgewählt, was seiner Hypothese am besten entsprach, einmahl aus dem Grunde erklären wollte. Da würde sich denn auch ein definitives Urtheil darüber festsetzen lassen, ob etwa Grund vorhanden sei, ein zwiefaches und doppeltes Ariland und Eeriene anzunehmen; eines nach dem Verfasser als das erste und ursprüngliche Stammland der Arier im Norden oder Nordwesten von Sogdiana, welches aber bis jetzt nur Hypothese bleibt; das andere, das Haupt- und Centralland des medischen, vom Stammvolke der Arier gestifteten Reichs, nähmlich das Aria der Alten, welches historisch und geographisch gewiß ist. — Gegen Nordwesten erstreckt sich diese medisch-arische Ländertafel im Zendavesta, wie schon bemerkt, in keinem Fall weiter als bis gegen Armenien, oder bis zum nördlichen Assyrien. Der andere Endpunkt gegen Südosten ist desto

*) Nach Görre's Meinung in dessen so eben erschienener Uebersetzung der Schahnahme, Einleitung S. XLIX. ist Rengheia die Provinz Zarangia, Sareng.

deutlicher bestimmt; ihn bildet die fünfzehnte Segensregion, Hapte Heando, oder die sieben Indien, wovon die Urkunde merkwürdig genug hinzufügt, daß diese Segensregion „alle andern Weltreiche an Größe und Umfang übertreffe." — Schon dieser Umstand nöthigt uns, die Abfassung dieser Bücher in der Nähe von Indien zu suchen; denn nur in der Nähe von Indien konnte man wohl einen solchen anschaulichen und vollen Begriff von der Größe, Bevölkerung und Wichtigkeit dieser Weltgegend haben. Das Volk der Arier aber wird auch in einer indischen Quelle, wie mir scheint ganz deutlich, als ein dem indischen stamm- und sprach-verwandtes bezeichnet. In jener vielbesprochenen Stelle des Gesetzbuches von Menu (vom Verfasser berücksichtigt in seiner andern Schrift „Ueber das Alter und den Werth einiger morgenländischen Urkunden" S. 64), wo von den durch Entfernung von den Brahminen und Vernachlässigung der brahminischen Sitten und Gebräuche, verwilderten Kriegerkasten und den aus ihnen entstandenen Völkern die Rede ist, heißt es am Schluß: „Alle diese sind Dasyus (oder auf den Krieg gestellte Raubvölker) sie mögen nun die Sprache der Mlecchas oder auch die der Arya's reden." — Die Mlecchas sind barbarische, den Indiern in Stamm und Sprache fremdartige Völker; und da nun hier offenbar ein Gegensatz zwischen diesen und den Ariern gemacht wird; so ist es eben so viel, als ob es hieße: sie alle sind verwilderte und verworfene Raubvölker, mögen sie nun Barbaren sein, oder auch wirklich den Indiern stamm- und sprach-verwandte Arier.

Wenn der Verfasser nun sein Eeriene welthistorisch in einem viel weiteren Sinne nimmt als der Zendavesta, und das gesammte Urland nach der Fluth, also das mittlere Hochland von Asien darunter versteht, so ist dagegen in dieser Beziehung nichts einzuwenden. Nur sollte er alsdann auch dieser weitumfassenden Ansicht treu bleiben und sie nicht selbst wieder einseitig beschränken, da es sich ja von selbst versteht, daß in der urhistorischen Ueberlieferung eines jeden Volkes, nach dem besondern Lokale, der ihm zunächst liegende Punkt am meisten hervorgehoben wird. Der Verfasser giebt selbst die Möglichkeit zu, daß der Kaukasus wohl

„ein zweites Asyl" (S. 29) habe bilden, und daß es überhaupt „mehr als ein Urland" (S. 28) habe geben können; wir würden vorziehen, dem Einen Urlande lieber gleich von Anfang einen weitern Umkreis zu geben und es nicht in so enge Schranken zu fassen. Auch darf nicht übersehen werden, in wie weite Erdgegenden hinaus oft ein und derselbe Nahme großer Gebirge und Länder in der alten Welt ausgedehnt und übertragen wird; z. B. der Nahme des Kaukasus, des Imaus, und wie endlich der Nahme von Asien selbst? — Wenn also der Himalaya und der Hindukusch dem Indier am nächsten liegt (S. 24) und in der indischen Ueberlieferung vor allen genannt wird; wenn der Altai (S. 52) den Stützpunkt für die erste Einwanderung der nordasiatischen Völker bildet, und der Ural den großen, alten Völkerweg (S. 53) nach dem Abendlande, dem nördlichen und mittlern Europa bezeichnet; so sollte auch Moses nicht im Vorübergehen so geringschätzig angesehen werden, weil er den Stammvater Noah zunächst auf dem Gebirge Ararath mit seiner Arche festen Fuß fassen läßt; da uns eben alles doch im Ganzen auf dasselbe Eine mittlere Hochland und Urgebirge von Asien nach allen seinen weiten Verzweigungen hinweist. Wenn Anquetils Meinung die richtige wäre, welcher Eeriene am Fuß des Albordi in das Land setzt, welches von dem Kur und Araxes gewässert wird, so würde die Angabe des Zendavesta nach dieser Auslegung sehr genau mit dem Moses übereinstimmen. Nach dem oben Angeführten ist diese Erklärung von Eeriene wohl nicht annehmbar; es ist aber auch eine solche genaue Uebereinstimmung hier nicht zu erwarten noch zu suchen. Indessen sollte, wo die Auslegung der alten Geographie so manchen Zweifeln unterliegt, und die beste Meinung mehrentheils doch nur die wahrscheinlichere ist, dieses uns behuthsam machen, wegen einer vorgefaßten Meinung, nicht so leicht irgend eine altasiatische Ueberlieferung, geschweige denn die mosaische Urkunde verwerfend zurück zu schieben.

Hiermit beschließen wir denn diese ohnehin vielleicht allzu ausführlich gewordene Mittheilung über das Werk des Verfassers. Sollte es mir gelungen sein, die Ueberzeugung in ihm zu bewirken, daß Moses und die Genesis doch wohl auch noch anders an-

gesehen werden können, als er sie bisher verstanden hat; so sollte es mich freuen, wenn meine Erwartung hierin nicht getäuscht oder noch übertroffen würde. — In jedem Falle aber war meine Absicht mit gründlichem Ernste alle Einseitigkeit von der urhistorischen Forschung entfernt zu halten, und zu zeigen, daß, was man nur zu oft als ganz getrennt oder gar als widerstreitend darstellt, wohlverstanden recht gut übereinstimmt. Endlich ist es wohl einmahl Zeit, daß die beiden Zeugen der lebendigen Wahrheit und klaren Erkenntniß des Alterthums — die „Schrift und die Natur" — nicht länger gegen einander gebraucht und gemißbraucht werden, und todt für die höhere Erkenntniß und unbeachtet auf der Gasse liegen, dem Hohne des Unverstandes Preis gegeben; sondern der Zeitpunkt ist augenscheinlich gekommen, da sie sich wieder siegreich erheben sollen, als laute Zeugen der lange verkannten göttlichen Wahrheit, zu immer größerer Verherrlichung derselben in der Wissenschaft wie im Leben. Man leistet der Religion oder vielmehr beiden einen schlechten Dienst, wenn man die Religion in Widerspruch setzt mit der Wissenschaft, zu welcher auch dieses Esoterische der Weltgeschichte so wesentlich mitgehört. Wenn nun in diesem ersten Versuche einer tieferen Verständigung über diesen Gegenstand auch noch Manches gefunden werden sollte, was vielleicht „den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit" sein wird, wie mehrentheils was mit Wissenschaft christlich gedacht ist; so weiß ich doch, daß dieser Weg, den ich hier anzudeuten versucht, mehr und mehr anerkannt und zum allgemeinen gebahnt und ausgebildet werden wird, weil er der rechte ist.

IV.

Ueber die

Sprache und Weisheit

der

Indier.

Ein Beitrag

zur

Begründung der Alterthumskunde.

Vorrede.

Von Indien her erwarteten, besonders nach dem, was Wilkins und William Jones bekannt gemacht hatten, die Alterthumsforscher Aufschluß über die bis jetzt so dunkle Geschichte der Urwelt: und die Freunde der Poesie hofften, besonders seit der Erscheinung der Sokuntola, von daher noch manches ähnliche schöne Gebilde des asiatischen Geistes zu sehen, so wie dieses von Anmuth und Liebe beseelt.

Um so mehr darf ich auf einige Theilnahme für den Gegenstand dieser Schrift rechnen, welche die Ausbeute meiner seit dem Jahre **1803** gemachten Studien der Samskrit-Sprache und des indischen Alterthums enthält. Die Kenntniß, die es mir davon zu erwerben gelang, verdanke ich vorzüglich der Freundschaft des Herrn Alexander Hamilton (Mitglied der Calcuttaischen Gesellschaft, und jetzt Professor der persischen und indischen Sprache in England), der mir seinen mündlichen Unterricht vom Frühjahre **1803—1804** schenkte. Alle Mittel für den weitern Fortgang meines Vorhabens fand ich in der bereitwilligen Güte, mit welcher Herr Langlés (Conservator der orientalischen Manuscripte der kaiserlichen Bibliothek, und Präsident der Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen zu Paris), welcher der gelehrten Welt durch so manches verdienstvolle Werk bekannt

ist, mir alle Schätze sowohl der öffentlichen als auch seiner eignen eben so reichen, als planmäßig und geschmackvoll gesammelten Bibliothek mittheilte.

Für die indische Sprache benutzte ich außer dem schon erwähnten mündlichen Unterrichte, vorzüglich ein Manuscript der kaiserl. Bibliothek zu Paris, Nr. **283** des gedruckten Katalogs, welches einen ungenannten Missionarius zum Verfasser hat. Es enthält **1**) eine kurze Grammatik des Samskrit nach dem Mugdhobōdho des Vōpodevo; **2**) den Omorokōsha, ein Realwörterbuch des Omorosinho, mit einer lateinischen Erklärung; und **3**) ein Wörterbuch der Wurzeln, Kovikolpodruma, d. h. der Dichter-Reichthums-Baum. Die Handschrift ist im Ganzen sehr leserlich, das Indische ist in den bengalischen Charakteren geschrieben. — Bei Gegenständen, für welche es im Lateinischen an Worten fehlt, ist bisweilen, jedoch nur selten, das Portugiesische oder Französische zu Hülfe genommen. Schreibefehler oder Versehen, welche bei der ersten Abfassung eines so weitläuftigen Werks selten ganz vermieden werden, sind wohl nur wenige darin; nach dem Wurzelwörterbuche zu urtheilen, welches Herr Alexander Hamilton in meiner Abschrift zu revidiren, und mir einige Fehler darin anzuzeigen die Güte hatte. Freilich aber ist die lateinische Erklärung der indischen Worte in beiden Lexicis fast immer nur ganz kurz, oft daher, wenigstens dem Anfänger, ungenügend.

Mein Wunsch ging eigentlich dahin, eine indische Chrestomathie in lateinischer Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche außer den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäßiger indischer

Stücke mit lateinischer Paraphrase, Noten und Glossar enthalten sollte. Ich hatte alles dazu vorbereitet, und außer der Grammatik und den beiden Wörterbüchern auch einen beträchtlichen und mehr als hinreichenden Vorrath solcher Stücke in den Original-Charakteren copirt, und für jenen Zweck bearbeitet. Nebst den in dem Anhange erwähnten Stücken aus dem Bhogovotgita, Ramayon und Monu's Gesetzbuch, besitze ich auch eine Abschrift von dem ersten Akte der Sokuntola des Kalidas nach einer sehr zierlichen bengalischen Handschrift, mit Scholien, in denen das Prakrit des Textes in Samskrit übertragen ist; und einen Theil des Hitopadesa, ein Werk, das für den Anfänger vorzüglich zweckmäßig ist. Nur ist das Pariser Exemplar nicht sehr correct, und weicht oft beträchtlich von demjenigen ab, welches Wilkins bei seiner Uebersetzung vor Augen hatte. Die zu Calcutta gedruckte Ausgabe sah ich noch nicht. — Durch sorgfältiges Copiren vorzüglich schöner Manuscripte, sowohl in Devonagori als auch in bengalischen Charakteren, hatte ich mich in Stand zu setzen gesucht, einem Formschneider mit guten Vorschriften an die Hand gehen zu können; aber freilich würde die Verfertigung indischer Typen eine Unterstützung erfordern, an welcher es mir bis jetzt fehlte. Die Aufopferung des eignen Vortheils für einen Zweck der Wissenschaft, hat ihren Lohn in sich selbst; wenn aber der Zweck von der Art ist, daß er nicht ohne eine äußere Begünstigung erreicht werden kann, so ist es schmerzlich auf dem halben Wege nach dem erwünschten Ziele stehen bleiben zu müssen.

Und so mußte ich mich denn für's erste darauf beschränken, durch den gegenwärtigen Versuch nur einen Beweis mehr zu liefern, wie fruchtbar das indische Studium dereinst

noch werden könne, die Ueberzeugung allgemeiner zu verbreiten, welche reiche Schätze hier verborgen seien, die Liebe für dieses Studium, wenigstens vorläufig, auch in Deutschland anzufachen, und für die Ansicht des Ganzen einen festen Grund zu legen, auf welchem sich nachher mit Sicherheit weiter fortbauen ließe.

Möchte das indische Studium nur einige solche Anbauer und Begünstiger finden, wie deren Italien und Deutschland im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte für das griechische Studium so manche sich plötzlich erheben und in kurzer Zeit so Großes leisten sah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums schnell die Gestalt aller Wissenschaften, ja man kann wohl sagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indischen Studiums sein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen, und in den Kreis der europäischen Kenntnisse eingeführt würde. Und warum sollte es nicht? Auch jene für die Wissenschaften so ruhmvollen Zeiten der Medicäer waren unruhig, kriegerisch und grade für Italien zum Theil zerrüttend; dennoch gelang es dem Eifer einiger Wenigen, alles dieß Außerordentliche zu Stande zu bringen; denn ihr Eifer war groß und fand in der angemeßnen Größe öffentlicher Anstalten, und in der edlen Ruhmbegierde einzelner Fürsten die Unterstützung und Begünstigung, deren ein solches Studium beim ersten Anfange bedarf.

Noch führe ich die mir bekannt gewordnen Deutschen an, welche sich mit dem Studium der altindischen Sprache beschäftigt haben. Der erste, den ich erwähnt finde, ist der Missionarius Heinrich Roth, der im Jahre **1664** „die

samskretanische Sprache erlernt, um mit den Brahminen disputiren zu können.» — Großen Ruhm erwarb sich in diesem Fache der im Jahre **1699** nach Indien abgegangene Jesuit Hanxleden, der über **30** Jahre (**1732** wird sein Tod gemeldet) in der malabarischen Mission arbeitete, selbst vieles in der altindischen (im Gronthon) und in der gemeinen Landessprache (dem Malabarischen) in Prosa und in Versen geschrieben, Sprachlehren und Wörterbücher darüber verfaßt, und dessen wahrscheinlich sehr reicher und gehaltvoller Nachlaß zu Rom sich befindet. Der durch mehre gelehrte Schriften über das indische Alterthum bekannte Paulinus a St. Bartholomäo beruft sich mehrmahls auf Hanxledens Arbeiten und handschriftlichen Nachlaß.

Der Hauptmann Wilford in englischen Diensten, von Geburt ein Deutscher, ist aus seinen Aufsätzen in der Sammlung der Calcuttaischen Gesellschaft allgemein bekannt.

Auch bemerke ich, daß mein älterer Bruder, Karl August Schlegel, gestorben zu Madras den **9.** September **1789**, in den letzten Jahren seines Lebens durch Reisen und durch Umgang mit den Eingebornen ein Studium des Landes, der Verfassung und des indischen Geistes begonnen hatte, das nur zu früh durch seinen Tod unterbrochen ward.

Erstes Buch.

Von der Sprache.

Erstes Kapitel.

Von der indischen Sprache überhaupt.

Das alte indische Sonskrito, d. h. die gebildete oder vollkommne, auch Gronthon, d. h. die Schrift- oder Bücherſprache, hat die größte Verwandtschaft mit der römischen und griechischen, so wie mit der germanischen und persischen Sprache. Die Aehnlichkeit liegt nicht bloß in einer großen Anzahl von Wurzeln, die sie mit ihnen gemein hat, sondern sie erstreckt sich bis auf die innerste Structur und Grammatik. Die Uebereinstimmung ist also keine zufällige, die sich aus Einmischung erklären ließe; sondern eine wesentliche, die auf gemeinschaftliche Abstammung deutet. Bei der Vergleichung ergiebt sich ferner, daß die indische Sprache die ältere sei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.

Mit der armenischen, den slawischen Sprachen und nächstdem mit der celtischen, ist die Verwandtschaft des Indischen entweder gering, oder steht doch in gar keinem Verhältniß zu der großen Uebereinstimmung mit jenen zuvor genannten Sprachen, die wir aus ihr ableiten. Ganz zu übersehen ist diese, obwohl geringe Verwandtschaft aber dennoch nicht, da sie in der Ordnung, wie diese Sprachen genannt worden sind, sich selbst noch wenigstens in einigen grammatischen Formen kund giebt, in solchen Bestandtheilen, die nicht unter die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, sondern zur innern Structur derselben gehören.

In der hebräischen Sprache und den verwandten Mundarten dürften sich, so wie in der koptischen noch indische Wurzeln genug finden. Aber dieß beweist keine ursprüngliche Verwandtschaft, da es Folge bloßer Einmischung sein kann. Die Grammatik jener Sprachen ist, so wie auch die baskische, grundverschieden von der indischen.

Die große bis jetzt noch nicht völlig bestimmbare Menge der übrigen nord- und süd-asiatischen oder amerikanischen Sprachen, hat mit der indischen Sprachfamilie durchaus keine wesentliche Verwandtschaft. In der Grammatik dieser Sprachen, die von der indischen gleichfalls ganz verschieden ist, zeigt sich zwar bei mehren ein gleichförmiger Gang; in den Wurzeln aber sind sie auch unter sich so durchaus verschieden und so ganz abweichend, daß sich keine Möglichkeit zeigt, sie auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückführen zu können.

Die großen Folgen dieser Sprachvergleichung für die älteste Geschichte vom Ursprunge der Völker und ihren frühesten Wanderungen, werden in der Folge der Gegenstand der Untersuchung sein. In diesem ersten Buche begnügen wir uns, jene Sätze selbst, einfache aber viel umfassende Resultate gewissenhafter Forschung zu begründen und deutlich zu machen.

Zweites Kapitel.

Von der Verwandtschaft der Wurzeln.

Daß die behauptete Verwandtschaft nicht irgend auf etymologischen Künsteleien beruhe, deren man, ehe die rechte Quelle gefunden war, so viele ersonnen hat, sondern daß sie dem unbefangenen Forscher als einfache Thatsache sich darbiete, werden einige Beispiele am deutlichsten zeigen können.

Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Versetzungsregel der Buchstaben, sondern fordern völlige Gleichheit des Worts zum Beweise der Abstammung. Freilich wenn sich die Mit-

telglieder historisch nachweisen lassen, so mag giorno von dies abgeleitet werden, und wenn statt des lateinischen f im Spanischen so oft h eintritt, das lateinische p in der deutschen Form desselben Worts sehr häufig f wird, und c nicht selten h, so gründet dieß allerdings eine Analogie auch für andre nicht ganz so evidente Fälle. Nur muß man, wie gesagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie historisch nachweisen können; nach Grundsätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinstimmung muß schon sehr groß und einleuchtend sein, um auch nur geringe Formverschiedenheiten gestatten zu dürfen.

Ich führe zunächst einige indische Worte an, welche dem Deutschen eigenthümlich sind. Shrityoti — erschreitet, vindoti — er findet, shlißyoti — er umschließet; Onto — das Ende, Monuschyo — der Mensch, Shvosa, Svostri — die Schwester, Rotho — das Rad, Bhruvo — die Brauen der Augen, Torsho — der Durst, Tandovon — der Tanz, Ondani — die Enten, Noko — der Nagel, sthiro — unbeweglich, stier, Oshonon — das Essen u. s. w.

Andre Wurzeln stimmen mehr mit der Form der Worte überein, die sich in den verwandten Mundarten darbietet. Yūyon — ihr, Englisch you; shvopno — der Schlaf, Isländisch sveffn; lōkote — er sieht, das altdeutsche lugen. Upo — auf, stimmt mit dem Niederdeutschen überein; desgleichen vetsi, vetti — du weißt, er weiß, dem auch das lateinische videt verwandt, doch mit etwas veränderter Bedeutung. Das Niederdeutsche ist für die Etymologie überhaupt wichtig, weil sich die ältern Formen oft grade hier erhalten haben. Roksho und Rakshoso — Riese, könnte das alte Recke sein.

Wir haben hier nur einige wenige eigenthümlich Deutsche Wurzeln zum Beispiel angeführt, um allen Zweifeln entgegen zu kommen; nicht solche Worte, die das Deutsche mit dem Lateinischen und mit mehren der abgeleiteten Sprachen gemein hat, wie Nasa — die Nase, mishroti — er mischt, Namo, der Nahme; oder insbesondre mit dem Persischen, wie Tvari —

die Thür دَر, Bondhon — das Band بَنْد, Ghormo, — warm گَرم, Gauh — die Kuh گَو. Noch verweilen wir bei den allen diesen Sprachen gemeinschaftlichen Benennungen von Vater, Mutter, Bruder und Tochter; im Indischen Pita, Mata, Bhrata, Duhita; wobei ich nur bemerke, daß alle diese Worte im Accusativ und einigen andern Casus ein r annehmen, pitoron, den Vater u. s. w. Mehre besonders merkwürdige dieser gemeinschaftlichen Worte werden späterhin vorkommen.

Aus der griechischen Sprache wählen wir vorzüglich nur solche Beispiele aus, die zugleich die Aehnlichkeit und Gleichheit der Structur zeigen, oder einfache Grundbestandtheile der Sprache sind. Osmi, osi, osti — ich bin, du bist, er ist — stimmt ganz mit εσμι, εσσι, εστι überein, wenn wir in den ersten beiden Fällen für ειμι und εις die ältere Form nehmen. An das o stoße man sich nicht; es ist der kurze Vokal, der wenn er nicht Anfangsbuchstabe ist, im Worte selbst nicht geschrieben wird, dem grammatischen Systeme zufolge ein kurzes a bedeutet, in der herrschenden Aussprache aber meistens als kurzes o, in einigen Worten als kurzes e lautet.

Noch ein Beispiel mag die Aehnlichkeit bestätigen. Dodami, dodasi, dodati — ich gebe, du giebst, er giebt — ganz wie διδαμι u. s. w.; das lange a stimmt indessen mehr zu dem römischen das, dat. — Ma ist eine indische Negation, wie im Griechischen μη. Der kurze Vokal o oder a wird in derselben Bedeutung den Worten präfigirt, wie das α privativum. Dur wird in derselben Bedeutung präfigirt, wie das griechische δυς, im Persischen دش, wie دشمن — der Uebelgesinnte, der Feind, indisch durmonoh. Die indische Sprache hat mit der griechischen, lateinischen und deutschen nicht nur die Eigenschaft gemein, daß sie der ursprünglichen Bedeutung der Zeitwörter durch vorgesetzte Partikeln die mannichfaltigsten Nebenbestimmungen geben kann, sondern die meisten aller der Partikeln, deren sie sich zu diesem Zwecke bedient, finden sich in den genannten Sprachen wieder. Dem In-

dischen und Griechischen sind folgende: gemein son, genau dasselbe wie das griechische συμ; poti ist das alte ποτι für προς; onu bedeutet nach wie ανα. Pro findet sich in derselben Bedeutung auch im Lateinischen wie im Griechischen; ā hat die Bedeutung des lateinischen ad, des Deutschen an; die verneinende Partikel no stimmt mit dem Lateinischen und Deutschen überein; upo ist das Deutsche auf nach der niederdeutschen Aussprache, ut das Deutsche aus nach derselbigen.

Wie viel Uebereinstimmung in solchen einfachen Grundbestandtheilen der Sprache beweise, ist jedem bekannt, der sich mit Forschungen der Art beschäftigt hat. Um so mehr übergehen wir Worte, wo die Uebereinstimmung nur die Wurzel betrifft, ohne weitere Merkwürdigkeit; wie osthi — Knochen οστεον; prothomo — der erste, πρωτος; etoron — ein andres, das andre, ἑτερον; udokon — Wasser, ὕδωρ; druh und drumoh — der Baum, δρυς; labho — das Nehmen, Empfangen, lobhote — er nimmt, verwandt mit λαβω, λαμβανω; pihote — er trinkt, πιει; sevhoti, er verehrt und er wird verehrt, σεβειν u. s. w. Masoh — der Monath, μεις; Chondro, der Mond, heißt auch Chondromah, wo die letzte Sylbe wohl die Wurzel ist, von der masoh und auch das Persische ماه abzuleiten ist, wie auch das Deutsche Mond, im Niederdeutschen Mahn.

Nur aus der römischen Sprache, in welcher die Zahl der indischen Wurzel vielleicht mit am größten ist, führen wir einige Beispiele der sonderbaren Gleichheit wegen an. Vohoti — vehit, vomoti — vomit, vortute — vertitur, svonoh — sonus, nidhih — nidus, sorpoh — serpens, navhon — navis, danon — donum, dinon — der Tag, dies, vidhova — vidua, podon — pes, pedis; asyon — das Antlitz, os; hauvonoh — juvenis, modhhyoh — medius, hugon — jugum, von hunkte — jungit, und jungitur; eine sehr weitverbreitete Wurzel, welche in den abgeleiteten Bedeutungen auch in der philosophischen Terminologie der Indier

eine wichtige Stelle einnimmt. Ferner rosoh — der Saft, ros; viroh — der Held, vir; dontah — dentes, Perſiſch دندان; ſoroh — series; keſhoh — das Haar, findet ſich noch in caesa-ries, wovon Caesar, ſo viel als crinitus, wohl beſſer abgeleitet wird, als auf die gewöhnliche Weiſe; ognih — das Feuer, ignis; potih — der Gebiether oder etwas beſitzend, deſſen mächtig — wird zur Bildung zuſammengeſetzter Worte grade eben ſo gebraucht wie das römiſche potens. Worte, die man für ſchallnachbildend halten dürfte, wie ſhuſhyoti, sugit, mormoroh — murmur, tumuloh — tumultus, übergehe ich ſo wie viele andre, die bei genauer Unterſuchung wohl nicht zweifelhaft ſcheinen dürften, doch aber nicht ſo unmittelbar einleuchtend ſind als die eben angeführten.

Die indiſchen Worte, welche ſich im Perſiſchen wiederfinden, ſind dem eigenthümlichen Charakter dieſer Sprache gemäß am ſtärkſten abgekürzt, und nur ſelten ganz unverletzt erhalten, wie rōjo — der Glanz, glänzend — in روشن. Nicht nur fällt die Endung meiſtens weg und wird das zweiſylbige Wort dadurch einſylbig, wie apoh — Waſſer آب, oſpoh — das Roß اسپ, bhiſhmoh oder bhimoh — Schrecken بیم. ſhiroh — das Haupt سر, ſhakhoh — ein Zweig شاخ, kamoh — Begierde کام. Es gehen oft noch weſentlichere Beſtandtheile verloren, wie پا der Fuß — von podo oder pado, پر voll — von purnon, تن der Leib — von tonūh oder tonuh, ده zehn — von doſhoh, سیاه ſchwarz — von ſhyamoh. Aus dem dreiſylbigen pavokoh, der Reiniger, auch ein Beiwort des Feuers, wird das einſylbige پاک, rein. Kaum würde man mitroh — der Freund und dann auch ein Beiwort der Sonne — noch in مهر, wiedererkennen, wenn nicht das Mithras der Alten, überhaupt aber die Analogie bei der großen Menge ähnlicher Fälle zu

Hülfe käme. Wenn man die andern Beispiele vergleicht, möchte man immer glauben, daß auch ,, — der Hauch — noch von dem indischen Atmoh, der Geist u. s. w. komme, was sich in ατμη und Athem ganz erhalten hat. Für die Ableitung des Persischen wird es daher von großem Nutzen sein, wenn man auch auf die neuere oft schon abgekürzte Form Rücksicht nimmt, welche das alte Samskritwort im Prakrit oder in den hindostanischen Mundarten annimmt.

Daß ein so überwiegender Hang zum Abkürzen, der selbst die Wurzeln und Stammsylben angreift, sich dem Onomatopoëtischen nähere und den Geist der Sprache wieder zu dieser Stufe hinführe, kann das Persische selbst zum Beispiel dienen; denn keine unter allen Sprachen, die mit der indischen im nächsten Grade der Verwandtschaft stehen, liebt die schallnachbildenden oder doch mit dem Schalle spielenden Worte so sehr als diese.

Im Lateinischen und nächstdem im Deutschen und Griechischen leiden die indischen Worte ungleich weniger Veränderung. Doch zeigt auch hier oft die unmittelbare Vergleichung, daß die indische Form die ältere sei. Aus rōktoh oder rōhitoh kann wohl roth, aus Schleshmo — Schleim, aus vohulon — viel werden, da die Worte wie das Gepräge des Geldes im Gebrauch und Umlauf sich leicht abschleifen und verwischen, aber nicht umgekehrt.

Oft treffen auch die an sich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen in dem indischen Worte, wie in ihrer gemeinschaftlichen Wurzel zusammen. Aus putroh (dem das celtische potr am treuesten geblieben ist) kann eben so leicht puer als پسر werden; aus svedoh wird Schweiß nach der niederdeutschen Aussprache eben so gut abgeleitet als sudor; in noroh trifft das persische نر und das griechische ανηρ zusammen; in trasoh — Zittern und Furcht — das griechische τρεω, das lateinische tremo und das persische ترسیدن; samudron — das Meer — vereinigt das Deutsche See und das grie-

chiſche ὑδωρ; Knie würde man nicht von janu ableiten wollen, wenn nicht γονυ und genu den Uebergang zeigten.

Noch wichtiger iſt es vielleicht, daß einige Worte der neuern Sprachen, die ſich in dieſen ſelbſt nicht weiter auflöſen laſſen, aus dem Indiſchen ſich ableiten und nach ihrer Zuſammenſetzung erklären laſſen. Prandium z. B. wird gewiß ohne Zwang von dem indiſchen prahnoh — der Vormittag — abgeleitet, welches ſelbſt aus der Partikel pro und ohoh der Tag, im fünften und ſechſten Caſus ohnoh, zuſammengeſetzt iſt. Eben ſo monile von moni, Edelſtein. Sponte kömmt mit dem Ablativ ſvante auch in der Bedeutung überein; ſvanton aber iſt zuſammengeſetzt aus der Partikel ſvo und oton — quod finem suum in se habet.

Auffallend iſt es, wie groß mannichmahl ſelbſt in einer beſtimmten Flexion die Uebereinſtimmung iſt; ayonton z. B. und euntem, von yati, er geht, auch eti, it; oder wie dieß auch bei zuſammengeſetzten Worten zutrifft, wie Tvarſthito — der Thürſteher, Ontortvari — die innere Thür.

Auch bleibt es immer merkwürdig, obwohl man aus einzelnen Aehnlichkeiten der Art viel zu viel für das Ganze geſchloſſen hat, daß mehre griechiſche und römiſche Götternahmen, die in dieſen Sprachen ſelbſt keine Ableitung finden, aus dem Indiſchen erklärt werden können. Doch dieß gehört zum Theil einer andern Unterſuchung an; wir beſchränken uns hier einzig auf die Sprache, und übergehen alles, was nicht auf den erſten Blick gewiß iſt, und eine weitere Auseinanderſetzung fordern würde. Nur das eine mag der Merkwürdigkeit wegen im Vorbeigehen angeführt werden, daß ſelbſt der Nahme Roma's indiſch ſein dürfte. Zwar biethet ſich das griechiſche ῥωμη dar, das aber auch ziemlich allein ſteht, und welcher Sprache das Wort urſprünglich angehöre, kann wohl kein Zweifel bleiben, wenn man betrachtet, wie weit das Geſchlecht der Wurzel romo, romote, wovon roti, ramo u. ſ. w., ſich im Indiſchen ausbreitet, welche Worte ſämmtlich Freude, beſonders auch des Siegers und Helden bedeuten, und in dem alten Gedichte vom

Ramo so oft zu Anklängen und schönen Anspielungen auf den Nahmen des Helden gebraucht werden.

Ein und dasselbe indische Wort trifft in einer Umbiegung oft mehr mit der einen, in der andern mit einer andern der verwandten Sprachen überein. Chindonti z. B. ist fast ganz wie scindunt; der Infinitiv chettun aber nähert sich eher dem Deutschen scheiden; dem tonu ist tenuis ähnlicher als dünn, das Zeitwort tonōti (dessen Bedeutung tonu auch neben jener umfaßt), stimmt mehr mit dem Deutschen dehnte überein, als mit dem Lateinischen in extendit. Zerstreute Glieder der abgeleiteten Sprachen finden sich im Indischen wie an der Wurzel zusammen; ut, das deutsche aus nach der niederdeutschen Form, ist schon angeführt worden: davon ist der regelmäßig gebildete Comparativ uttoron, das deutsche äußern; der regelmäßige Superlativ uttomon, das Lateinische ultimum, in der Bedeutung aber wie summum. Alle im Lateinischen, Deutschen, Persischen zerstreute Worte von der Familie mors, mortalis, مرد, مردن, morden, Mord, finden ihren gemeinschaftlichen regelmäßigen Ursprung in der indischen Wurzel mri, wovon mrityuh, morttyah, moronon u. s. w. Dasselbe gilt von der in allen vier Sprachen, der lateinischen, griechischen, persischen und deutschen so weit verbreiteten Wortfamilie Stehen und Stand; tisthoti — er steht — kömmt am meisten mit dem Griechischen überein; sthanon — der Ort — mit dem persischen ستان; sthiro — unbeweglich — das deutsche stier, ist schon angeführt worden. Auch janami, gigno, γενναω, ist eine sehr fruchtbare Wurzel. Es sind deren zu viel, um sie alle anzuführen.

Als ein besonders lehrreiches Beispiel gemeinschaftlicher Abstammung aus dem Indischen wählen wir einige der vornehmsten Worte, die Geist, Denken, Wissen oder Reden bedeuten. Monoh, monoson ist das lateinische mens; das Zeitwort monyate — er denkt — finden wir in dem deutschen meinet. Motih ist das griechische μητις. Eine andre mit dieser und

mit dem deutschen Muthy verwandte Form liegt wohl in Amō-doh — Vergnügen, Anmuthy — zum Grunde; denn das a ist auch in dem indischen Amōdo (dem vielleicht auch das persische امید — Hoffnung, verwandt ist) nur Präposition; von eben der Wurzel wäre dann unmadohy, wo un die nach dem Gesetze der Euphonie veränderte Präposition ut ist; unmadohy — rasend, wörtlich so viel als exmens, was in dem Englischen mad noch verstümmelt übrig sein könnte. Atmohy, was ipse und spiritus bedeutet, im Griechischen und Deutschen ατμη und Athem, ist schon vorgekommen. Desgleichen die Wurzel Vedo, wovon vetti, das deutsche Wissen; etwas abweichend in der Bedeutung, aber treuer in der Form ist das lateinische video. Von der fruchtbaren Wurzel jna, die gleichfalls Wissen, Erkennen und Verstehen bedeutet, das persische شنودن, شنیدن, شناختن. Tiefes Sinnen und Nachdenken bezeichnet die Wurzel dhī, wovon dhīhyote, das deutsche dichtet in der ursprünglichen Bedeutung, wie in Dichten und Trachten; ferner dhyahyo, dhyahyoti u. s. w. verwandt mit dachte. Vox kann von vocho oder von vakhyon abgeleitet werden; beide Formen sind gebräuchlich. Die Wurzel re bezeichnet Sprache und Rede, wie dieses letzte im Deutschen. Ganon heißt cantus; von der Wurzel gi, gihyote, er singt; im Persischen خواندن singen und lesen.

Die indischen Pronomina stimmen am meisten mit dem römischen überein. Zwar tvon, Du — ist allen den abgeleiteten Sprachen gemein; ohon, ich — hingegen verschieden und höchstens nur in dem celtischen on noch sichtbar; der Dativ mohya, mir — ist dem griechischen μοι am nächsten; das me, was statt man — mich, und auch im vierten und sechsten Casus gebraucht wird, dem Griechischen mit dem Römischen gemein. Von der Wurzel svo aber (wovon suus, a, um und sein), die als Partikel oft präfigirt wird, um Beziehung auf sich selbst oder Kraft durch sich selbst zu bezeichnen, kommen auch Casus vor, die ganz den Römischen gleich sind, wie svon — suum, svan — suam

u. s. w. Das Pronomen eschoh, escha, etot ist wohl die gemeinschaftliche Wurzel von is, ea, id und iste, ista, istud, da es in den abgeleiteten Casus auch der beiden ersten Geschlechter meistens ein t annimmt; dahin gehört auch das zurückweisende iti, was bald dem id, bald dem ita entspricht. Koh (in der Construction meistens kos), ka, kon entspricht noch dem qui, quae, quod selbst in einigen abgeleiteten Casus, wie kan — quam, wie das fragende kim dem quid; das Persische ✓ ist eben daher. Dagegen entspricht das schon angeführte hühon dem Deutschen in der englischen Form you; das Pronomen soh findet sich im Hebräischen und Arabischen, und auch im Altdeutschen; der Accusativ ton ist noch ganz das griechische τον, deutsch den der Genitiv tosyo das deutsche dessen, der Pluralis te das deutsche die; tot, da der kurze Vokal eben sowohl a als o sein kann, entspricht dem deutschen das, niederdeutsch dat. Da oyom in den meisten Casus ein i annimmt, worin das y sehr oft regelmäßig übergeht, so könnte das persische این davon abgeleitet werden, womit jener verwandt. Noch mehreres andre ließe sich beibringen, was uns aber zu tief in die Etymologie führen würde.

Hieher gehören auch die Zahlworte. Eins, fünf, hundert und tausend — eko, poncho, shoto, sohosro — stimmen mit dem persischen صد, پنج, یك, هزار — überein. Die übrigen ersten — chotur — vier, im Slawischen chetyr, ausgenommen — sind genau wie in unsern Sprachen bis auf die abgeleiteten Zahl-Adjektive; tvītiyoh, — trītiyoh — der zweite und der dritte — entspricht am meisten dem Deutschen; soptomoh (die Aspiration am Ende wird in der Construction oft in ein s verwandelt, dann also soptomos) soptoma, soptomon stimmt auf das genaueste mit dem römischen **septimus, a, um** überein; desgleichen duadosho, duodecim.

Bis jetzt haben wir nur solche Fälle angeführt, wo die Uebereinstimmung in den einzelnen Worten noch unmittelbar sicht-

bar ist. Wollten wir auf die Untersuchung der Wurzeln eingehen, wo die Verwandtschaft auch sicher genug ist, aber nur mehr Analyse erfordert — wie z. B. moho oder maho in magnus, mächtig und ـمـ, oder volo, valo was Kraft bedeutet, in validus sichtbar; tomo — finster, mit dämmern, lōhitoh, roth und brennend mit dem deutschen Lohe, chestote — er sucht, begehrt — mit quaesitus und خواہش verwandt ist; oder an verschiedene Biegungen einer Wurzel gocho, goto, gomo, gamino sich viele abgeleitete, wie gehen, going, kommen, caminus anreihen; — so würden wir statt einer Abhandlung ein vergleichendes Wörterbuch entwerfen und einen beträchtlich großen Theil aller der genannten Sprachen durchgehen müssen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir uns auch solcher Beispiele enthalten, wo das Wort selbst zwar dasselbe geblieben ist, die Bedeutung aber eine kleine Ablenkung erlitten hat, wie vījon — der Saame, in vis; guno, die Eigenschaft, verschiedene Art und Weise, in گون — die Farbe. Wer kann bezweifeln, daß morden und مردن dasselbe Wort seien, obgleich das erste active, das zweite passive Bedeutung hat? دیو ist unstreitig devo, lateinisch divus und deus; obgleich دیو von bösen, devo immer nur von guten Geistern gebraucht wird. In modhuroh — in der Construction modhuros — modhura, modhuron wird man maturus, a, um nicht verkennen, obgleich das indische Wort süß bedeutet; das Substantiv modhu, Honig, ist das deutsche Meth. Eben so lōkoh, die Welt, der Weltraum — locus; vesthitoh, bedeckt — vestitus; mordjharo, die Katze, das deutsche Marder. Thiernahmen gehen oft auf noch entferntere Gattungen über, wie vulpis, Wolf; مرغ — der Vogel würde man gewiß nicht darauf kommen, mit mrigo — Wild überhaupt und besonders das Reh — zusammen zu stellen, wenn nicht die indische Wurzel auch die Jagd, überhaupt ein schnelles Fliehen und Verfolgen bedeutete. Topo und Tapo wird in

den indischen Schriften so häufig für Buße gebraucht, daß man die ursprüngliche Bedeutung Hitze fast darüber vergißt, die dem römischen tepeo allein geblieben ist; obwohl auch die indische Wurzel sie noch beibehalten hat, selbst in den abgeleiteten Formen, wie tapoyittun — calefacere, das griechische θαλπειν. Auf diese Weise treten oft sehr entfernte Bedeutungen und Worte zusammen, wenn man die Mittelglieder kennt, und die verwandten Sprachen in ihrer Verbindung betrachtet. So dürfte das persische بو — Wohlgeruch, Duft — zunächst wohl von Blumen, nach بوستان — der Garten, zu urtheilen — von dem indischen pushpo — Blume, abzuleiten sein, womit noch verwandt das deutsche Busch. Vieler andern Beispiele nicht zu erwähnen, die manche Aufschlüsse geben und manche Bemerkung veranlassen würden, über die Art, wie, und die Gesetze, nach welchen die Bedeutung der Worte sich zu verändern pflegt.

Drittes Kapitel.

Von der grammatischen Structur.

Könnte man aber nicht vielleicht diesen ganzen Beweis umkehren und sagen: die Verwandtschaft ist auffallend genug und mag zum Theil gegründet sein; woraus folgt aber, daß die indische unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinschaftlicher Ursprung sei? Kann sie nicht eben so gut erst durch Mischung der andern entstanden sein, oder doch dadurch diese Aehnlichkeit erhalten haben?

Nicht zu erwähnen, daß vieles von dem schon angeführten und auch manche andre Wahrscheinlichkeit dagegen spricht, so werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entscheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypothese, welche, was sich in Indien Griechisches findet, von den Seleuciden in Bactrien herleiten zu können meint, nicht viel

glücklicher sein als die, welche die ägyptischen Pyramiden für natürliche Kristallisationen ausgeben wollte.

Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat.

Wir sondern von den verwandten Sprachen zuerst die persische ab, deren Grammatik, welche von der arabischen durch den langen und alten Verkehr der beiden Völker sogar die persönlichen Suffixa angenommen hat, mit der indischen und den übrigen ungleich weniger übereinstimmt, als selbst jetzt noch die deutsche, der griechischen und römischen zu geschweigen. Stellt man aber alle Aehnlichkeiten zusammen, so sind sie allerdings von Gewicht.

Die Declination biethet am wenigsten dar, oder eigentlich nichts; man müßte denn den Comparativ تر, wie im Griechischen und Indischen taro, hieher rechnen; und das Diminutiv durch k, wie im Deutschen und Indischen, z. B. Manovokoh, Diminutiv von manovoh, der Mann; مشترک,—das Töchterchen. Ungleich mehr die Conjugation; Kennzeichen der ersten Person ist m, was selbst im Lateinischen verloren ist, im Indischen und Griechischen vollständiger mi lautet; von dem si der zweiten Person im Indischen und Griechischen ist nur das i geblieben; Kennzeichen der dritten Person ist t oder d, im Pluralis nd, wie im Lateinischen und Deutschen; im Griechischen vollständiger ti und nti nach der ältern Form. Das persische Participium praesens und activum auf ndeh ist wie das deutsche in nd, alt nde; das Participium praeteritum und passivum in deh mit einem vorangehenden gedehnten Vokal, stimmt mit dem lateinischen in tus, a, um und mit der altdeutschen Form im Gothischen überein; dergleichen sich auch unter den indischen Verbalibus finden, wie kritoh.

Auch darf nicht übergangen werden, daß die Endungen ,ك ,ار und ,وار die an zusammengesetzten Adjectiven einen, der auf gewisse Weise handelt und etwas macht, oder geartet ist oder etwas besitzt, bezeichnen, den indischen k a r o und k o r o, v o r o und d h o r o entsprechen; desgleichen die Endung مان dem indischen Particip auf m a n o. Die verneinenden Partikeln ,نه ,فی und ا sind die indischen n o, n i und m a; die Partikel بی, die in privativer Bedeutung präfigirt wird, wie das indische v i; ferner اندر und اندرون innen, wie das indische o n t o r und o n t o r o n, und das schon angeführte Pronomen که, indisch k o h.

Vorzüglich aber die Hülfsverba است — o s t i بود — gewesen, von b h o v o t i — er ist, im Prakrit — b h ō d i, im Praeterito des Samskrit o b h ū t. کردن — thun, machen — indisch k o r t t u n, ist, eben wie dieses in den neu indischen Mundarten, ein allgemeines Hülfsverbum im Persischen; an einige Biegungen der indischen Wurzel k r i, wie k r i y a n, k r y o t e schließt sich noch das lateinische creare an.

Es wäre zu wünschen, daß jemand, der mit allen Hülfsmitteln dazu versehen wäre, Untersuchungen darüber anstellte, wie die persische Grammatik ehedem beschaffen gewesen, ob sie sich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einst der indischen und griechischen noch ähnlicher war, als sie es jetzt ist. Dieß würde mehr Aufschluß und Bestätigung geben, als eine noch so große Anzahl übereinstimmender Wurzeln. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß das Studium dieser schönen Sprache auch in Deutschland allgemeiner würde. Für Poesie dürfte außer der Griechischen nicht leicht eine belohnender gefunden werden *). Die oft

*) Die Pariser Bibliothek ist nicht nur sehr reich an persischen Manuskripten, sondern besitzt auch an Herrn C h e z y einen Gelehrten, der die vertrauteste Kenntniß der Sprache überhaupt mit einem besonders feinen und geübten Gefühle für die eigenthümlichen Schönheiten und Schwierigkeiten der persischen Dichtersprache verbindet.

bemerkte Verwandtschaft des Persischen mit dem Deutschen ist außerdem so groß, daß die Hoffnung wohl nicht übertrieben wäre, hier vielleicht manches zu finden, wodurch eins oder das andre in der ältesten germanischen Geschichte mehr erklärt würde. Wer das Persische zu seinem Hauptstudium erwählen will, sollte sich auch die slawischen Sprachen zu eigen zu machen suchen. Ihre Vergleichung, ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit kann vielleicht über Manches Licht geben, was die Alten aus früher Zeit von Kriegen der Perser und Scythen berichten, und was jetzt einzeln und unerklärt da steht.

In der deutschen Grammatik finden sich außer denen, die sie mit der persischen gemein hat, noch mehre andre Uebereinstimmungen mit der griechischen und indischen. Im Deutschen wie im Indischen durchgängig ist n Kennzeichen des Accusativs, s des Genitivs. Die Endsylbe t v o n bildet im Indischen die Substantiva der Beschaffenheit, grade so wie das Deutsche t h u m gebraucht wird. Der Conjunctiv wird zum Theil durch eine Veränderung des Vokals bezeichnet, wie in allen Sprachen, die der alten Grammatik folgen. Eben so übereinstimmend ist die Bildung des Imperfectums durch Veränderung des Vokals in einer Gattung der deutschen Zeitwörter. Wird in einer andern das Imperfectum durch ein eingefügtes t gebildet, so ist dieß freilich eine besondre Eigenthümlichkeit, eben so wie das b im römischen Imperfectum; das Princip aber ist immer noch dasselbe, daß nähmlich die Nebenbestimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältnissen nicht durch besondre Worte oder von außen angehängte Partikeln geschieht, sondern durch innre Modification der Wurzel.

Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothischen und Angelsächsischen für den deutschen, des Isländischen für den skandinavischen Zweig unsrer Sprache; so finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechischen und Indischen, einen Dualis, genauere Geschlechts- und Verhältniß-Bestimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verloren, sondern auch viele andre Flexionen, die jetzt schon etwas abgestumpft und weniger kenntlich sind; die dritte

Person im Singularis und Pluralis der Zeitwörter zum Beispiel, zeigen sich wieder vollständig und in vollkommner Uebereinstimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieser alten Denkmahle der germanischen Sprache nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben, daß sie ehedem eine ganz ähnliche grammatische Structur hatte, wie das Griechische und Römische.

Noch jetzt sind sehr viele Spuren dieser ältern Sprachform im Deutschen, im eigentlichen Deutschen mehr, als im Englischen und in den skandinavischen Mundarten übrig; wenn aber im Ganzen hier das Princip der neuern Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpositionen zu bilden, herrschend ist, so darf uns dieß um so weniger irre machen, da auch die sämmtlichen aus dem Lateinischen abstammenden romanischen Sprachen, wie nicht minder alle hindostanische Mundarten, wie sie jetzt noch gesprochen werden, die sich zum Samskrit etwa eben so verhalten, wie jene zum Lateinischen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äußern Ursache, um diese überall gleichförmig sich zeigende Erscheinung zu erklären. Die kunstreiche Structur geht durch die Abschleifung des gemeinen Gebrauchs besonders in einer Zeit der Verwilderung gern verloren, entweder ganz allmählig, oder bisweilen auch mehr auf einmahl; und jene Grammatik durch Hülfsverba und Präposittionen ist in der That die kürzeste und bequemste, gleichsam eine Abbreviatur zum leichten allgemeinen Gebrauche; ja man könnte es fast als eine allgemeine Regel aufstellen, daß eine Sprache um so leichter zu erlernen sei, je mehr ihre Structur sich schon vereinfacht und dieser Abbreviatur genähert hat.

Mit der griechischen und römischen Grammatik stimmt die indische so sehr überein, daß sie weder von der einen noch von der andern mehr verschieden ist, als diese beiden es unter sich sind. Das Wesentliche ist die Gleichheit des Princips, alle Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, sondern durch Flexion, d. h. durch innre Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch er-

ſtreckt ſich zur mehreren Beſtätigung die Aehnlichkeit bis auf eine völlige Gleichheit mancher Biegungsſylben oder Buchſtaben. Das Futurum wird durch ein ſ gebildet wie im Griechiſchen; korōmi — ich thue, korishyami — ich werde thun; das Imperfectum durch vorgeſetzten kurzen Vokal und die Endung on; bhovami — ich bin, obhovon — ich war. Die auffallende Gleichheit der Geſchlechtsbiegung der Adjectiven mit den römiſchen, des indiſchen Comparativs mit dem griechiſchen, und der Perſonal-Endungen des Zeitworts mit den griechiſchen iſt ſchon angeführt worden, wie auch das Perfectum mit dem Augment. Dieſes ſtimmt auch darin mit dem griechiſchen überein, daß es die erſte Perſon nicht in mi oder on, wie die andern Tempora, noch die dritte Perſon in t oder ti, ſondern beide mit einem Vokal endet; chokaro — ich habe und er hat gethan, vobhuvo — ich bin geweſen und er iſt geweſen. Solche Uebereinſtimmungen bis in die feinſten Einzelnheiten der Structur ſind gewiß mehr als eine bloße Merkwürdigkeit für jeden, der über Sprache nachgedacht hat. Die Endung der dritten Perſon des Imperativs iſt otu, im Pluralis ontu; die Endung des erſten Particips im männlichen Geſchlechte on. Doch es wäre überflüßig, alles anführen zu wollen, wo manches einzelne ſo auffallend übereinſtimmend gefunden ward, daß es faſt allein entſcheiden könnte.

Der lateiniſche Infinitiv könnte mit ſeiner Endung in re eine große Abweichung ſcheinen; und allerdings iſt dieß eine eigenthümliche Beſonderheit des Römiſchen, wo es von den übrigen Sprachen gleicher Familie in der Bildung eines der wichtigſten Redetheile abgeht. Da indeſſen der indiſche Infinitiv auf tun eben ſo oft oder noch öfter in der Bedeutung dem römiſchen Supinum, das ihm auch in der Form gleicht, als dem eigentlichen Infinitiv entſpricht, ſo zeigt ſich auch hier noch das Band der Aehnlichkeit, und ein Punkt des Uebergangs.

In der Declination entſpricht der fünfte Caſus in at dem lateiniſchen Ablativ in ate, der ſiebente Caſus des Pluralis in eſhu, iſhu u. ſ. w. dem griechiſchen σσι und οισι — der vierte und fünfte Caſus in bhyoh, was in der Conſtruction

oft bhyos wird, mit vorhergehenden langem Vokal, dem lateinischen Dativ und Ablativ in bus. Den indischen Dativ des Singularis in ayo könnte man mit dem alten römischen in ai vergleichen, die Endung des Dualis in au mit der griechischen in ω. Auch in manchen Eigenthümlichkeiten oder besondern Nebenbestimmungen der Grundregel stimmt die indische Declination mit den genannten Sprachen überein; Neutra z. B. lauten auch hier durchgängig im Accusativ wie im Nominativ; im Dualis haben mehre Casus, die in den andern Zahlen unterschieden werden, nur eine und dieselbe Biegung.

Was früher beiläufig von ähnlichen Uebereinstimmungen vorgekommen ist, wiederhohlen wir nicht, übergehen auch manches, was neben dem andern immer noch von Gewicht sein dürfte. Allerdings bleibt bei der großen Uebereinstimmung im Wesentlichen und Ganzen auch eine beträchtliche Verschiedenheit im Einzelnen und mehr Zufälligen zurück. Hauptsächlich besteht aber der Unterschied doch darin, daß die indische Grammatik in derselben Art, wie die griechische und römische, noch regelmäßiger, demselben Gesetze der Structur, wenn ich so sagen darf, noch treuer und eben dadurch zugleich einfacher und kunstreicher ist als diese. Die griechische und römische Sprache declinirt, d. h. sie bestimmt die Verhältnisse des Substantivs nicht durch angehängte oder vorgesetzte Partikeln, wie größtentheils in den neuern Sprachen geschieht. Doch ist auch ihre Declination nicht vollständig genug, um der Beihülfe der Präpositionen ganz entbehren zu können. Die indische Declination bedarf derselben niemahls; für die Verschiedenheiten, welche durch die Präpositionen — **cum, ex, in** — bezeichnet werden, die den lateinischen Ablativ so oft erst näher bestimmen müssen, hat sie eigne Casus. Ob man sagen dürfe, daß die indische Sprache gar keine irregulären Zeitwörter habe, wage ich nicht zu behaupten; gewiß aber ist es, daß dieß in gar keinem Verhältnisse, weder der Zahl noch dem Grade nach, mit der Unregelmäßigkeit der griechischen und römischen Zeitwörter steht. Die Conjugation selbst ist regelmäßiger; der Imperativ hat noch eine erste Person

und steht in der Reihe der übrigen vollständigen Arten; auch ist die zweite Person des Imperativs nie so abgekürzt und verstümmelt, wie es im Persischen immer, in den andern verwandten Sprachen doch sehr häufig der Fall ist. Die Art, aus einem einfachen Zeitwort ein frequentatives oder desideratives oder eines zu bilden, was bedeutet die Handlung verursachen und durch einen andern bewirken, ist durchaus gleichförmig und auf alle Wurzeln anwendbar. Die große Anzahl der aus dem Zeitworte sammt dem Infinitiv abgeleiteten Verbalia bilden ein noch vollständigeres Ganzes. Fast alle indischen Adjectiva sind Verbalia, regelmäßig aus einem Zeitworte abgeleitet, so wie fast alle Nomina propria bedeutende Epitheta; unter allen Sprachen läßt sich keine wohl so ganz aus sich selbst erklären als die indische.

Obwohl es zu viel gesagt sein würde, wenn man es auf alles ausdehnen wollte, daß sich das Griechische und Römische in Rücksicht der Grammatik zum Indischen wieder verhalte, wie die romanischen Sprachen zur lateinischen; so ist es doch unläugbar wahr, daß sie in einigen Punkten, durch die Beihülfe der Präpositionen und durch die schwankendere Unregelmäßigkeit schon den Uebergang zu der modernen Grammatik bilden, und daß die regelmäßige Einfachheit der indischen Sprache in der gleichen Structur ein untrügliches Kennzeichen des höhern Alterthums ist. Wichtig ist auch folgender Unterschied. Im Griechischen kann man noch wenigstens einen Anschein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungssylben aus in das Wort verschmolznen Partikeln und Hülfsworten ursprünglich entstanden, obwohl man diese Hypothese nicht würde durchführen können, ohne fast alle jene etymologischen Künste und Gaukeleien zu Hülfe zu nehmen, denen man zuvörderst allen ohne Ausnahme den Abschied geben sollte, wenn man die Sprache und ihre Entstehung wissenschaftlich, d. h. durchaus historisch betrachten will; und kaum möchte sich's auch dann noch durchführen lassen. Beim Indischen aber verschwindet vollends der letzte Schein einer solchen Möglichkeit, und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organisch gebildet, durch Flexionen oder innre Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen

seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt sei, wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt. Daß eine so kunstreiche Grammatik dennoch sehr einfach sein könne, zeigt das Beispiel der indischen selbst am besten. Es wird auch nichts dazu vorausgesetzt als etwas, was man doch wohl annehmen muß, um den Ursprung der Sprache auf eine deutliche und verständliche Art zu erklären; ein sehr feines Gefühl nähmlich für den unterscheidend eigenthümlichen Ausdruck, für die ursprüngliche Naturbedeutung, wenn ich so sagen darf, der Buchstaben, der Wurzellaute und Sylben; ein Gefühl, das wir uns jetzt, da das Gepräge der Worte durch langen Gebrauch verwischt, das Ohr durch die verworrne Menge allartiger Eindrücke abgestumpft worden ist, kaum mehr in seiner ganzen Regsamkeit und Lebendigkeit vorstellen können, was aber doch wohl vorhanden gewesen sein muß, weil ohne dasselbe keine Sprache, wenigstens keine solche, hätte entstehen können.

Dieß feine Gefühl mußte dann mit der Sprache selbst zugleich auch Schrift hervorbringen; keine hieroglyphische nach äußern Naturgegenständen mahlende oder bildernde, sondern eine solche, welche den innern Charakter der Buchstaben, wie er so deutlich gefühlt ward, nun auch in sichtlichen Umrissen hinstellte und bezeichnete.

Viertes Kapitel.

Von zwei Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau.

Das eigentliche Wesen dieses in dem Indischen und allem, was aus ihm abgeleitet ist, herrschenden Sprachprincips wird durch den Gegensatz am besten deutlich gemacht werden können. Denn nicht alle Sprachen folgen dieser Grammatik, deren kunstreiche Einfachheit wir am Indischen und Griechischen bewundern, und auf deren Charakter wir im vorigen Kapitel aufmerksam zu ma-

chen suchten. In vielen andern und zwar in den meisten Sprachen finden wir die Merkmahle und Gesetze einer ganz von jener verschiedenen, ja ihr durchaus entgegengesetzten Grammatik.

Entweder werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmahl durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle sind bei näherer Ansicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieser Gegensatz auch das ganze in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit der Wurzeln unermeßliche und unbestimmbare Gebieth der Sprache umfaßt und völlig erschöpft.

Ein merkwürdiges Beispiel einer Sprache ganz ohne Flexion, wo alles, was jene Sprachen durch diese andeuten, durch eigne schon für sich bedeutende Wörter verrichtet wird, biethet das Chinesische dar; eine Sprache, die mit ihrer sonderbaren Einsylbigkeit, wegen dieser Consequenz oder vielmehr vollkommnen Einfachheit der Structur, für das Verständniß der ganzen Sprachwelt sehr lehrreich ist. In gleicher Rücksicht könnte auch noch die malayische Grammatik angeführt werden. Wichtig für die Charakteristik dieser ganzen Gattung sind die eben so schweren als sonderbaren amerikanischen Sprachen. *) Denn trotz der zahllosen Mannichfaltigkeit und gänzlichen Verschiedenheit derselben in Rücksicht der Wurzeln, wo oft bei mehren kleinen Völkerschaften, die dicht neben einander wohnen, nicht ein Laut von Aehnlichkeit sich zeigt, folgen sie doch alle, so weit sie bis

---

*) Dem berühmten Herrn Alexander v. Humboldt, verdanke ich die Mittheilung mehrer amerikanischer Wörterbücher und Sprachlehren, woraus die obigen und nachfolgenden Bemerkungen geschöpft sind. Außer zwei ziemlich ausführlichen Wörterbüchern und Sprachlehren der mexikanischen und der in Peru und im Reiche Quito herrschenden Quichua-Sprache, wurden mir noch kürzere Handbücher über die Othomi-, Cora-, Huasteca-, Mosca-, Mixteca- und Totonaca-Sprache mitgetheilt.

jetzt bekannt sind, einem und demselben Gesetze des Sprachbaues, alle Bezeichnung der Verhältnisse geschieht durch Worte und Partikeln, die hier zwar schon mit dem Wurzelworte selbst zusammenwachsen, aber doch auch durchgängig noch für sich und einzeln dieselbe Bedeutung haben, welche sie dem Wurzelworte, an das sie angefügt werden, verleihen. Es bilden die amerikanischen Sprachen ihre Grammatik durch Affixa und sind wie alle Sprachen dieser Gattung sehr reich an Pronominal-Beziehungen durch Suffixa und an den daher entstehenden relativen Zeitwörtern und Conjugationen, deren auch das Baskische *) nicht weniger als ein und zwanzig durch vorn oder hinten an das Hülfs-Verbum angefügte Pronomina zählt. Ob nun in einer Sprache dieser Art die Partikeln durchgängig dem Wurzelworte hinten angehängt werden, wie im Baskischen und in der Declination der amerikanischen Sprachen, oder vorn angefügt werden, wie im Koptischen, ob bald das eine, bald das andre Statt findet, wie in der Conjugation der peruanischen, mexikanischen und andrer amerikanischen Sprachen, oder ob die Partikeln gar dem Worte selbst eingeflochten werden, wovon man besonders in einigen amerikanischen Sprachen sehr merkwürdige Beispiele findet, ist im Grunde für die Hauptsache einerlei; genug es ist eine Grammatik durch Anfügung von außen, nicht durch Flexion.

Zwar kann ein Schein von Flexion entstehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptworte zusammenschmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabischen und in allen, die ihr verwandt sind, die ersten und wesentlichsten Verhältnisse, wie die der Person an Zeitwörtern, durch Anfügung von für sich schon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis sich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man sicher annehmen, daß das Gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden ha-

---

*) Nach Larramendi. Von dem ältern Herrn von Humboldt ist vielleicht bald eine reichhaltigere und besonders eine genauer bestimmte und deutlichere Darstellung dieser merkwürdigen Sprache zu erwarten.

be, wo sich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr so deutlich unterscheiden läßt; kann wenigstens sicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieser Hauptgattung gehöre, wenn sie gleich im Einzelnen durch Mischung oder kunstreiche Ausbildung zum Theil schon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte.

Der Stufengang der Sprachen, welche dieser Grammatik folgen, wäre also dieser. Im Chinesischen sind die Partikeln, welche die Nebenbestimmung der Bedeutung bezeichnen, für sich bestehende von der Wurzel ganz unabhängige einsylbige Worte. Die Sprache dieser sonst so verfeinerten Nation stünde also grade auf der untersten Stufe; vielleicht, weil eben durch das so äußerst künstliche Schriftsystem die Kindheit derselben zu frühe fixirt worden. In der baskischen und koptischen, so wie in den amerikanischen Sprachen wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die fast überall noch leicht zu unterscheiden sind, und zum Theil auch noch für sich eine Bedeutung haben; doch fangen die angefügten Partikeln schon an, mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalesciren. Noch mehr ist dieß der Fall im Arabischen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem größern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieser Gattung gehören, während doch manches Andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da sich sogar schon eine einzelne Uebereinstimmung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtischen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden; während im größern Theile die neuere Weise, durch Hülfs-Verba zu conjugiren, durch Präpositionen zu decliniren, die herrschende ist.

Die große Menge der amerikanischen Sprachen, worüber, so wie über die gänzliche Verschiedenheit derselben in Brasilien und Paraguay nicht minder als in Alt- und Neu-Mexiko und selbst im Norden, geklagt wird, dürfen wir gewiß nicht als zufällig ansehen. Die Erscheinung ist zu gleichförmig, und die ähnliche Structur deutet auf ein gleiches Princip der Entstehung bei noch so großer Verschiedenheit. Wir werden auch den Grund jener Sonderbarkeit dieser Sprachen leicht in ihrer Grammatik finden. In der indi-

schen oder griechischen Sprache ist jede Wurzel wahrhaft das, was der Nahme sagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnißbegriffe durch innre Veränderung bezeichnet werden, so ist der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann ins Unbestimmbare sich ausbreiten, und ist oftmahls in der That bewunderungswürdig reich. Alles aber, was auf diese Weise aus der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge seiner Verwandtschaft, hängt zusammen, und so trägt und erhält sich's gegenseitig. Daher der Reichthum einestheils, und dann die Bestandheit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, daß sie organisch entstanden seien, und ein organisches Gewebe bilden; so daß man nach Jahrtausenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt sind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der sich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeschlechtes hinzieht, und uns bis zum einfachen Ursprunge der ersten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die statt der Flexion nur Affixa haben, sind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, sondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht aus einander treiben oder zusammenführen kann; der Zusammenhang eigentlich kein andrer, als ein bloß mechanischer durch äußere Anfügung. Es fehlt diesen Sprachen im ersten Ursprunge an einem Keime lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künstlichkeit durch immer mehr angehäufte Affixa auch noch so sehr gesteigert, so wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. Der scheinbare Reichthum ist im Grunde Armuth, und es sind diese Sprachen, sie mögen roh oder gebildet sein, immer schwer, leicht verworren, und oft noch besonders ausgezeichnet durch einen eigensinnig willkührlichen, subjectiv sonderbaren und mangelhaften Charakter.

Die Betrachtung der amerikanischen Sprachen kann übrigens von großem Nutzen sein, um diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinschaftlichen Stamm zurückführen zu können, zu überführen, wie ganz unmöglich dieses sei. Wir müssen uns

damit begnügen, daß jene Sprachen, in denen Flexion herrscht, auch den Wurzeln nach, in eine gemeinschaftliche Quelle zusammengehen; die unbestimmbare Mannichfaltigkeit der andern Sprachen läßt sich nicht auf Einheit zurückführen welches zu bestätigen, außer der unzähligen Menge amerikanischer Sprachen, auch Asien und Europa Beispiele genug anführen kann. In dem wenig bevölkerten Nord-Asien finden wir vier ganz verschiedene Sprachfamilien, des tatarischen, finnischen, mogolischen und tunguſischen oder Mantchou-Stammes; und noch manche weniger ausgebreitete Mundart bleibt außerdem übrig, welcher die Bearbeiter jenes Theils der Sprachkunde noch nicht einmahl eine ganz schickliche Stelle in jener Eintheilung zu bestimmen wissen. Dazu kommt nun noch die tangutische oder thibetanische, die cingalesische, die japanische Sprache, und was nach Abzug der indischen und arabischen Einmischung im Malayischen, Eigenthümliches und Unbekanntes in den Mundarten der Inseln zwischen Indien und Amerika übrig bleibt, und wiederum noch auf zwei grundverschiedene Sprachfamilien der Malayen und der negerartigen Papuas zurückgeführt wird. Auf der östlichen Halbinsel Indiens zählt Symes sechs verschiedne Sprachen, wovon mehre selbst in den Zahlworten, diesem so wichtigen Grundbestandtheile, ganz verschieden sind; die Burma-Sprache, die wieder in vier Mundarten zerfällt, wovon die hauptsächlichste die von Ava ist, schließt sich durch ihre Einsylbigkeit an das Chinesische an; verwandt mit dieser ist die Sprache Koloun zwischen Bengalen, Arakan und Burma, so wie einige Dialecte in Pegu; die Pegu-Sprache selbst ist aber nach Symes noch ganz verschieden, so wie die im Lande Meckley, südlich von Asam, und die Sprache in Siam, von der die der südlichen Cingalesen abgeleitet sein soll. Es bleibt also, ungeachtet einiger Verwandtschaft, immer eine für eine solche Völkerzahl sehr große Verschiedenheit übrig. Wenn man nun erst das Koptische, Baskische, den nicht lateinischen Theil des Walachischen und Arnautischen und so manche andre merkwürdige Sprachreste im westlichen Mittel-Asien, am Kaukasus und in Europa, die ganz einzeln stehen, hinzunehmen wollte, so wird wohl jeder den Gedanken aufgeben müssen, alle diese Sprachen auf eine gemeinschaftliche

Ursprache zurückführen zu wollen. Abermahls also ein großer Hauptunterschied der beiden Sprachgattungen. Der Sprachen durch Affixa giebt es sehr viele unter sich ganz verschiedne; die Sprachen durch Flexion zeigen um so mehr innere Verwandtschaft und gegenseitigen Zusammenhang auch in den Wurzeln, je höher man in der Geschichte ihrer Bildung hinauf steigt.

Man würde mich indessen ganz mißverstehen, wenn man glaubte, ich wolle die eine Hauptgattung der Sprache ausschließend erheben, die andre unbedingt herabsetzen. Die Welt der Sprache ist zu umfassend reich und groß und bei höherer Ausbildung zu verwickelt, als daß sich die Sache so einfach durch einen schneidenden Richterspruch ausmachen ließe. Wer wird die hohe Kunst, die Würde und erhabne Kraft der arabischen und hebräischen Sprache läugnen können? Sie stehen wohl unstreitig auf dem höchsten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der sie übrigens nicht so ausschließend angehören, daß sie sich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern sollten. Daß aber diese Kunst ihnen später, ja zum Theil gewaltsam, auf den alten rohen Stamm angebildet sein möge, haben die vertrautesten Kenner dieser Sprachen oft geäußert. Daß die Sprachen, wo die Flexion in der Structur herrscht, im Allgemeinen den Vorzug haben, wird man nach reifer Untersuchung wohl zugeben; wie sehr aber auch die schönste Sprache entarten könne, das erfahren wir an unsrer eignen, von Natur gewiß edlen Sprache in verwahrlosten Mundarten oder bei schlechten Schriftstellern zur Genüge, ohne daß wir uns auf ähnliche Beispiele bei Griechen und Römern zu beziehen brauchten.

Der Gang der bloß grammatischen Kunst und Ausbildung ist in den beiden Hauptgattungen grade umgekehrt. Die Sprache durch Affixa ist im Anfange ganz kunstlos, wird aber immer künstlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptworte zusammenschmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen geht die Schönheit und Kunst der Structur, durch den Hang sich's zu erleichtern, allmählig mehr und mehr verloren, wie wir es sehen, wenn wir manche deutsche, romanische und jetzige indische Mundarten mit der ältern Form, aus der sie abstammen, vergleichen.

Daß die amerikanischen Sprachen im Ganzen auf einer niedern Stufe stehen, wird man nicht läugnen. Dahin gehört der auffallende Mangel mancher wesentlichen Buchstaben, wie des b, d, f, g, r, s, j, v als Consonanten, im Mexikanischen; des b, d, e, f, k und x, in der Oquichua-Sprache, wo auch das o fast gar nicht vorkommt; des f, i, k, l, r, s, in der Othomi-; des d, f, g, i, l, s, in der Cora-; des b, d, f, r, in der Totonaca-; des b, p, f, r, in der Mixteca-; des f, r, s, k, in der Huasteca-Sprache. Zwar kann bei einigen dieser Buchstaben der weiche Consonant durch den harten ersetzt werden; oder es schien den spanischen Bezeichnern einiges Mangel, was es doch an sich nicht ist. Was soll man aber sagen, wo so wesentliche und unersetzliche Consonanten fehlen, wie r, l, s, oder die ganze Familie b, p, f? — Ferner die eigensinnige Vorliebe für gewisse zusammengesetzte Laute, wie tl im Mexikanischen. Die außerordentliche Schwierigkeit, die aus den vielen über einander gehäuften Affixis bei der großen Menge von Partikeln entsteht, besonders an Zeitwörtern, um die verschiedenen Personal-Beziehungen, oder den bloßen Anfang, Wunsch oder die dauernde Gewohnheit, Verrichtung durch einen andern, Gegenseitigkeit oder häufige Wiederhohlung der Handlung zu bezeichnen, dürfte es eher bestätigen als widerlegen; wie manche Sonderbarkeit der Grammatik, die mehren in den Wurzeln ganz verschiednen amerikanischen Sprachen gemein ist. So giebt es in sehr vielen kein Genus, keinen Casus und Pluralis, auch keinen Infinitiv, dessen Stelle im Mexikanischen und Peruanischen das Futurum mit dem Zeitworte ich will vertritt, oder das Zeitwort esse fehlt, oder das Adjectiv ist wie in der Oquichua-Sprache mit dem Genitiv des Substantivs eins, so daß Runap, von Runa, der Mensch, zugleich des Menschen und menschlich bedeutet.

Aber manche dieser Sprachen sind demungeachtet gewiß nicht nur sehr kraft- und ausdrucksvoll, sondern auch verhältnißmäßig gebildet und kunstreich. Dieß mag besonders mit der Oquichua- oder peruanischen Sprache der Fall sein. Vielleicht wurden die Yncas eben durch ihre Vorzüglichkeit und schon größere Allgemeinheit bewogen, sie mit Gewalt zur ganz allgemeinen zu

machen, wie sie es nach der alten Ueberlieferung gethan haben sollen. Im peruanischen Wörterbuche habe ich auch, wie wohl sparsam, doch einige indische Wurzeln gefunden; wie veypul, groß, indisch vipulo; acini, lachen, indisch hosono u. s. w.; am merkwürdigsten ist Inti, die Sonne, indisch Indro. Ist die Sage gegründet, daß die Yncas ihre eigne ihnen allein bekannte und erlaubte, jetzt völlig untergegangne Sprache hatten, so haben sich jene Wurzeln vielleicht aus dieser in die gemeine Sprache verloren; da es ohnehin aus den chinesischen Geschichtsbüchern, die de Guignes uns bekannt gemacht hat, klar erhellt, daß die Stifter des peruanischen Reichs und der peruanischen Bildung ostwärts von China oder den indischen Inseln hergekommen seien.

Fünftes Kapitel.

Vom Ursprunge der Sprachen.

Es würden die Hypothesen über den Ursprung der Sprache entweder ganz weggefallen sein, oder doch eine ganz andre Gestalt gewonnen haben, wenn man sie, statt sich willkührlicher Dichtung zu überlassen, auf historische Forschung gegründet hätte. Besonders aber ist es eine ganz willkührliche und irrige Voraussetzung, daß Sprache und Geistesentwicklung überall auf gleiche Weise angefangen habe. Die Mannichfaltigkeit ist im Gegentheile auch in dieser Rücksicht so groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als bestätigendes Beispiel fast für jede bis jetzt ersonnene Hypothese über den Ursprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beispiel das Wörterbuch der Mantchou-Sprache durch, und man wird erstaunen über die ganz unverhältnißmäßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoëtischen Worten, da wirklich ein großer Theil der gesammten Sprache aus solchen besteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigsten

Hauptsprachen, wären noch viele andre Sprachen eben so beschaffen, so würde man der Meinung, welche alle Sprachen aus diesem Princip entstehen läßt, den Vorzug geben müssen. Aus diesem Beispiele kann man aber auch sehen, welche Gestalt eine Sprache etwa hat und haben muß, die größtentheils auf diesem Wege entstanden sein mag, und wird den Gedanken aufgeben, Sprachen, die ein ganz andres Ansehen haben, auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben. Im Deutschen ist die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoëtischen Wörter zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beispiele, aber doch noch sehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Persischen, welches man aus der Einmischung tatarischer, slawischer und andrer nordischen Sprachen erklären mag; im Griechischen und noch mehr im Römischen werden ihrer immer weniger, und im Indischen verschwinden sie so durchaus, daß selbst die Möglichkeit einer solchen Entstehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie sind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie ist das Indische, oder falls auch dieses zwar die ältere aber doch auch nur eine abgeleitete Form ist, wie ist diejenige Sprache entstanden, welche, wo nicht für alle andre, doch für diese Familie die Ursprache und der gemeinschaftliche Quell war? — Einiges wenigstens läßt sich auf diese wichtige Frage mit Gewißheit antworten; sie ist nicht aus einem bloß physischen Geschrei und allerlei schallnachahmenden oder mit dem Schall spielenden Sprachversuchen entstanden, wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr ist diese Sprache selbst ein Beweis mehr, wenn es dessen noch bei so vielen andern bedarf, daß der Zustand des Menschen nicht überall mit thierischer Dumpfheit angefangen, woran sich denn nach langem und mühevollem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angesetzt habe; zeigt vielmehr, daß, wenn gleich nicht überall, doch wenigstens grade da, wohin uns diese Forschung zurückführt, gleich von Anfang die klarste und innigste Besonnenheit statt gefunden; denn das Werk und Erzeugniß

einer solchen ist diese Sprache, die selbst in ihren ersten und einfachsten Bestandtheilen die höchsten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichsam den ganzen Grundriß des Bewußtseins nicht bildlich, sondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Mensch in seinem Ursprunge zu dieser bewunderungswürdigen Gabe lichter Besonnenheit gelangt sei, und wenn dieß nicht allmählig, sondern mit einemmahle geschah, ob es allein aus dem, was wir jetzt seine natürlichen Vermögen nennen, erklärt werden könne, darüber wird das folgende Buch wenigstens zum weitern Nachdenken Veranlassung geben, wenn es die Denkart, welche wir, so weit historische Forschung reicht, als die älteste finden, darlegt, um zu erwägen, ob sich etwa unzweideutige Spuren des noch Aeltern und Ersten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber ist durchaus überflüßig, sie anders als ganz natürlich erklären zu wollen; wenigstens liegt in ihr selbst gar kein Grund zur Voraussetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Ursprung der Sprachen streiten wir, sondern nur gegen die ursprüngliche Gleichheit derselben, da man behauptet, sie seien anfangs alle gleich wild und roh gewesen; eine Behauptung, die durch so viele der angeführten Thatsachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Mensch also zu jener Besonnenheit kam, das ist eine andre Frage; mit derselben aber, mit dem tiefen Gefühle und der Geistesklarheit, die wir darunter verstehen, ist auch die Sprache gegeben; und zwar eine so schöne, kunstreiche Sprache als die, von der hier die Rede ist. Mit dem hellen Blicke für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühle für den ursprünglichen Ausdruck aller Laute, welche der Mensch vermöge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine, bildende Sinn gegeben, der Buchstaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimnißvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, bestimmte und biegend veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun durch innere Kraft weiter fortwuchs und sich bildete. Und so entstand dieses schöne, einer unendlichen Entwicklung fähige, kunstvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache; die Wurzeln und die

Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint, denn beides ging ja aus einem und demselben tiefen Gefühle und hellen Sinne hervor. Ja auch die älteste Schrift war zugleich mit entstanden, die noch nicht sinnbilderte, wie es später beim Unterrichte wilder Völker geschah, sondern aus Zeichen bestand, die dem Wesen der einfachen Sprachbestandtheile nach, dem Gefühle der damahligen Menschen wirklich entsprachen.

In welchem Zustande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Ursprungs an sich tragen, sich befinden möchten, wenn sie der hülfreichen Einmischung jener schon ursprünglich schönen Sprache entbehrt hätten, dieß zu untersuchen, würde uns hier zu weit führen. Genug, daß auch die Sprache wohl durchaus verschieden ausfallen, und eine ganz andre Gestalt annehmen mußte, je nachdem der Mensch im Lichte der Besonnenheit einfach aber selig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Anschauung der künstlicheren Ausbildung seiner Kräfte noch leicht entbehrt, oder aber mit einem Zustande begann, der wirklich an thierische Dumpfheit gränzte. Mehre der andern Sprachen scheinen in der That nicht als ein organisches Kunstgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, sondern ihrem größern Theile nach wirklich aus mancherlei Schallnachahmungen und Schallspielen, dem bloßen Geschrei des Gefühls, und endlich den endeiktischen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweisung und Verdeutlichung entstanden zu sein, wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverständniß und willkührliche Bestimmung hinzukam.

Daß die indische Sprache älter sei als die griechische und römische, geschweige denn die deutsche und persische, scheint aus allem Angeführten wohl mit Gewißheit hervor zu gehen. In welchem Verhältnisse, als die älteste der abgeleiteten, sie aber eigentlich zu der gemeinschaftlichen Ursprache stehe; darüber wird sich vielleicht dann etwas Näheres bestimmen lassen, wenn wir die Veda's in echter Gestalt sammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verschiedenheit der Sprache in den Veda's selbst vom Samskrit schon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Ramo, der als Er-

oberer über wilde Stämme im Süden dargestellt wird, könnte auf die Vermuthung führen, daß die indische Sprache auch schon in der frühesten Zeit beträchtliche fremdartige Einmischung von einverleibten Völkerschaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indischer Bildung und Sage ist in dem nördlichen Theile des Landes; auf Ceylon finden wir noch jetzt den fremden Stamm der Cingalesen, der ehedem vielleicht sich weiter erstrecken konnte. Doch spricht die regelmäßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indischen Sprache dafür, daß die Einmischung wohl nicht so verschiedenartig und gewaltsam sein konnte, als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfassung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langsamer verändert worden, als die andrer Völker, so ist dasselbe von ihrer Sprache schon historisch wahrscheinlich, die allzu innig mit der indischen Denkart und Verfassung verwebt ist, als daß willkührliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachlässigung so leicht als bei andern Völkern statt finden konnte. Noch mehr wird dieß bestätigt, wenn man den Bau dieser Sprache selbst betrachtet. Es ist wahr, beinah die ganze indische Sprache ist eine philosophische oder vielmehr religiöse Terminologie; und vielleicht ist keine Sprache, selbst die griechische nicht ausgenommen, so philosophisch klar und scharf bestimmt als die indische; aber freilich ist es kein veränderliches Combinations-Spiel willkührlicher Abstractionen, sondern ein bleibendes System, wo die einmahl geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte sich gegenseitig erhellen, bestimmen und tragen. Und diese hohe Geistigkeit ist zugleich sehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß sinnlichen Ausdrücken erst mitgetheilt, sondern in der ersten und eigentlichen Bedeutung selbst der einfachen Grundbestandtheile schon ursprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar ist, aber doch keinen andern Sinn zuläßt, als einen ganz metaphysischen, läßt sich das hohe Alter sogar historisch aus dem Gebrauche der Terminologie, oder etymologisch aus den zusammengesetzten Worten nachweisen. Es ist eben auch eine von den ungegründeten Voraussetzungen, daß in der ältesten Epoche jeder

Sprache kühne Bildlichkeit und die Fantasie allein herrsche; bei vielen Sprachen ist es wirklich so, aber nicht bei allen, besonders nicht bei der indischen, die sich zunächst und ursprünglich wohl mehr durch philosophischen Tiefsinn und ruhige Klarheit auszeichnet, als durch poetische Begeisterung und Bilderfülle, so sehr sie auch der ersten fähig, und obwohl die letzte in den schmuckreichen Gedichten des Kalidas sogar herrschend ist.

Aber diese Poesie gehört einer ganz späten Epoche der indischen Bildung an; je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je schlichter und prosaischer finden wir die Sprache, aber freilich nicht trocken und leblos abstract, sondern durchaus sinnvoll bedeutend und schön durch die einfache Klarheit. So ist sie in Monu's metrisch abgefaßtem Gesetzbuche, wo die größere Alterthümlichkeit und Verschiedenheit von den Puranas schon sehr merklich ist, wenn gleich wohl nicht ganz so stark, als man sie sich nach dem Vergleiche des William Jones von dem Verhältnisse der Sprache in den Fragmenten der zwölf Tafel-Gesetze zu dem Styl des Cicero denken möchte. Bei der wahrscheinlich geringen und langsamen Veränderlichkeit der indischen Sprache immer genug, um einen Zwischenraum von mehren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müssen.

Sechstes Kapitel.

Von der Verschiedenheit der verwandten und von einigen merkwürdigen Mittelsprachen.

Es führt uns diese Betrachtung über die Einmischung und Veränderung, welche auch die indische, ungleich mehr noch aber die aus ihr abgeleiteten Sprachen erlitten haben, auf die Frage zurück, welche sich sogleich dem Geiste aufdringen muß, sobald man eingesehen hat, daß die Verwandtschaft dieser Sprachen zu groß sei, um für zufällig gehalten werden zu können, und einen ge-

meinschaftlichen Ursprung beweise. Woher, wird man fragen, kömmt denn die große Verschiedenheit dieser Sprachen, wenn sie ursprünglich eins waren? Allerdings darf man diese Verschiedenheit nicht nach dem ersten äußern Eindrucke beurtheilen, sondern nach derjenigen Aehnlichkeit, die sich darbiethet, wenn man den Blick, durch die äußre Hülle hindurch dringend, nur auf das Innre und Wesentliche richtet. Wie groß ist nicht die Verschiedenheit des Griechischen und Römischen für denjenigen, der nur mit einer der beiden Sprachen vertraut, die andre zum ersten Mahle kennen lernt? Er glaubt, in eine neue Welt zu treten. Derjenige aber, der nach langem Umgange mit beiden, in das Innre eingeht, und die Sprachen in der Geschichte ihrer Entstehung und in den einfachsten Bestandtheilen ergreift, so weit Thatsachen und darauf gegründete Forschung reichen mögen; urtheilt ganz anders und viel richtiger über die große Uibereinstimmung der beiden Formen, die dann fast nur als sehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verschiedne Sprachen, erscheinen.

Wenn aber auch die Verwandtschaft nach diesem Maaßstabe beurtheilt wird, so dürfte doch eine größere Verschiedenheit unter den Sprachen dieses Stamms übrig bleiben, als sich bloß aus der verschiednen Lage und der verschiednen Richtung der Geistesentwicklung während eines sehr langen Zeitraums erklären läßt. Es muß noch etwas andres hinzugenommen werden, was diese Verschiedenheit völlig erklärt; etwas, das sich theils grammatisch genau nachweisen läßt, theils aber durch historische Begebenheiten erklärt und wahrscheinlich gemacht wird.

Es haben alle diese abgeleiteten Sprachen, so wie die Völker selbst, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verschiedne Einmischung des Fremdartigen erfahren. Dieß hat sie nothwendig unter sich noch mehr entfremden müssen. Ich rede nicht bloß von solchen Einmischungen, wie die des Arabischen in der persischen, des Französischen in der englischen Sprache, wo die eingedrungnen Worte, weil sie nicht ganz in die grammatische Form der andern Sprache verschmelzen, sondern zum Theil ihre eigne behalten, sich dadurch gleich als Fremdlinge verrathen;

Beispiele übrigens, welche einen sprechenden Beweis liefern, welche hartnäckige Bestandheit jede ursprünglich edle, d. h. organisch entstandne und gebildete, Sprache hat, und wie schwer sie selbst durch die gewaltsamste Einmischung unterdrückt werden kann. Wie so ganz deutsch ist noch der Grundcharakter des Englischen, und wie ganz verschieden vom Arabischen ist der des Persischen geblieben! Ich rede auch von solchen Einmischungen, die noch älter und selbst der Form nach noch mehr verschmolzen sind, weil sie in eine Zeit trafen, da die Sprache noch jugendlich, bildsamer, aneignender und productiver war, und daher dem ersten Blicke nicht so sichtbar sind, als der Analyse.

Sie sind oft auch für Geschichte wichtig; so wie Geschichte wieder zum Leitfaden dienen kann, sie an dem rechten Orte zu suchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. Finden wir nun zum Beispiel im Griechischen weit mehr arabische Wurzeln, als man anfangs glauben möchte, da die große Verschiedenheit in Structur und Charakter der beiden Sprachen diese Uebereinstimmung dem ersten Blicke sehr verhüllt, so ist dieß nicht mehr als sich ohnehin erwarten ließ, nach dem vielfachen Verkehr der Griechen und Phönicier. Im Römischen müßte man, der Geschichte von den ältesten Bewohnern Italiens zu Folge, mehr Einmischung von celtischen und cantabrischen Wurzeln vermuthen. Die nahe Verwandtschaft des Deutschen mit dem Persischen zeigt deutlich, wo sich dieser Zweig von dem Stamme absonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutsche Sprache mit der türkischen gemein hat, kann selbst den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der sich, wie noch durch manche andre Gründe fast zur historischen Gewißheit wird, längst dem Gihon und an der Nordseite des caspischen Meeres und des Kaukasus immer weiter nach Nordwesten zog. Kaum wird man übrigens eine der Lage und der Beschaffenheit nach auch noch so entfernte Sprache nennen können, in der sich nicht einige deutsche Wurzeln fänden: wie Jarë, das Jahr — im Zend und Mantchou; laygan, span. poner, legen in der Tagala-Sprache auf den philippinischen Inseln; rangio, übelriechend, im Ja-

panischen — ranzig, auch einige wenige in der peruanischen Sprache. Dieses ist aus dem Durchzuge und Aufenthalte der germanischen Stämme in denjenigen Strichen Nord- und West-Astens zu erklären, die von jeher der Sammelplatz der Völker, und die Bühne ihrer Wanderungen waren.

Wir beschränken uns in diesem Buche allein auf die Sprache und das, was sich bloß aus dieser erklären läßt. Was sich weiter von historischen Thatsachen und Wahrscheinlichkeiten anführen ließe, um die wunderbare Uebereinstimmung so weit entlegner durch große Länderstrecken und Meere getrennter Sprachen begreiflich und die ältesten Wanderungen der Völker deutlich zu machen, bleibt für das dritte Buch verspart. Aber in dem Gebiethe der Sprache selbst findet sich noch vieles, wodurch der große Zwischenraum ausgefüllt wird und enger zusammen rückt, oder doch Punkte des Ueberganges gegeben werden. Ich rede nicht von jenen einzelnen Spuren des Deutschen, die in der Krimm, am Kaukasus und caspischen Meere gefunden wurden, noch auch überhaupt von so manchen, obgleich geringen, doch allerdings sehr merkwürdigen Ueberbleibseln sonst verlorner Sprachen; sondern von noch jetzt bestehenden und blühenden Hauptsprachen und ganzen Sprachfamilien, die durch ihre gemischte Beschaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwischenraum zwischen der indischen und persischen Sprache auf der einen, der germanischen, griechischen und römischen auf der andern Seite ausfüllen und einnehmen.

Die erste Stelle unter diesen verdient unstreitig die armenische, in der man nicht nur römische und griechische, persische und deutsche Wurzeln genug findet, und zwar solche, die zu den ersten und wesentlichsten Sprachbestandtheilen gehören; wie die Zahlen, Pronomina, Partikeln oder die nothwendigsten Zeitwörter. Um nur einige seltnere und besonders merkwürdige anzuführen: kan, die lateinische Conjunction quam; mi eins — verwandt mit dem Griechischen μια; hing, fünf — quinque, ciurch — circa; ham, das griechische ἁμα praefigirt wie συμ und con; die negative Partikel mi, griechisch μη; praefi-

girt werden im gleichen Sinne a n und a b, wie α und ab, a im Lateinischen, un im Deutschen; a m i n a j i m, das lateinische omnis. Ferner einige Zeitwörter: l u ſ a u o r i m, ich leuchte — luceo; l u z z i m, ich löſe — λυω; u r a n a m, ich läugne — αρνεομαι; z a i r a n a m, ich zürne; a r n u m, ich nehme — αρνυμι; t e n i m, ich ſetze — θειναι; a d i m, ich haſſe — odium; u d i m, ich eſſe — edo; g a r o d i m, ich habe Mangel — careo; I n u m, ich fülle an — plenus; d a m, ich gebe — do; i m, ich bin — Engliſch I am; p i r i m, ich trage — fero und بردن; p o r i m, ich grabe — bohre; k a m, ich komme — ich k a m, und viele andre beſonders auch perſiſche Wurzeln. Oft ſind es unverkennbar dieſelben, nur daß ſie etwas härter lauten, was vielleicht nicht bloß als allgemeine Eigenthümlichkeit aller gebirgigten Mundarten zu erklären iſt, ſondern auf höheres Alter deutet. Wichtiger noch aber ſind die Uebereinſtimmungen in der Structur; zum Beiſpiel l u a n a m — lavo, l u a n a s — lavas, l u a n a n — lavant; das Futurum wird gebildet durch z i z — ſ z i s — ſ z e; alſo derſelbe Hauptlaut wie im Indiſchen und Griechiſchen. Einige Participia in a l ſtimmen dagegen mehr mit den ſlawiſchen Sprachen überein, ſo wie die dritte Perſon des Singularis l u a n a y, lavat. Die Conjugation wird größtentheils durch Flexion gebildet, zum Theil jedoch auch durch Hülfs-Verba.

Gewiß iſt das Armeniſche ein merkwürdiges Mittelglied, und kann über die Entſtehung und Geſchichte der aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen manchen Aufſchluß geben. Ob nicht dasſelbe auch von der georgianiſchen Sprache gilt, fehlt es mir an Hülfsmitteln zu entſcheiden. Um über das Zend und Pehlvi etwas Beſtimmtes feſtzuſetzen, fehlt es gerade an dem wichtigſten, einer ausführlichen Grammatik nähmlich. Die Declination im Zend hat viel Aehnlichkeit mit der georgianiſchen; das Pehlvi kennt den perſiſchen Caſus obliquus in r a, mehre perſiſche Endungen der Subſtantive und Adjective in m a n u. ſ. w.; auch der eine Infinitiv in a t a n könnte mit dem perſiſchen in ن ,ا vergli-

chen werden. Dieß wenige aber, alles was bis jetzt geliefert ward, ist freilich noch sehr unzureichend. Im Arabischen und Hebräischen findet sich nichts mit der indischen Grammatik Uebereinstimmendes, als etwa die weibliche Endung in a und i, und das Pronomen הִוא, ان, indisch ſo h, gothisch ſa, wovon noch das altdeutsche ſo. In den gemeinschaftlichen Wurzeln aber dürften auch diese Sprachen Spuren die Menge enthalten von dem Gange und der Mischung der Völker in den ältesten Zeiten. Wichtig wäre es, genau zu bestimmen, in wie weit die hebräische Sprache an solchen der andern Hauptgattung gemeinschaftlichen Wurzeln einen größern Vorrath hat als das Arabische; im Phönicischen war vielleicht die Annäherung noch stärker.

Die nächste Stelle nach der armenischen, in Rücksicht der immer noch sichtbaren, obgleich entfernteren Verwandtschaft, nimmt unstreitig die große Familie der so weit verbreiteten slawischen Sprachen ein. Es ist nicht allein noch sehr viel Flexion in der Grammatik, sondern in einigen wenigen Fällen stimmt selbst das Kennzeichen der Biegung mit den übrigen verwandten Sprachen überein, wie in der ersten und zweiten Person des Präsens im Singularis und Pluralis. Bei sehr unvollkommnen Hülfsmitteln in diesem Fache sind mir doch mehre indische Wurzeln in slawischen Sprachen vorgekommen, und zwar auch solche, die in keiner andern der abgeleiteten Sprachen sich finden. Es müßte vor allem durch ein vergleichendes Wörterbuch und Sprachlehre deutlich gemacht werden, in welchem Verhältnisse die verschiedenen slawischen Mundarten zu einander stehen, und welche derselben für die älteste und reinste gehalten werden darf, damit man diese bei der Beurtheilung zum Grunde lege; ein Verfahren, das jederzeit beobachtet werden muß, wenn man einer ganzen Familie von Sprachen ihr Verhältniß zu den übrigen anweisen will.

Ob die celtische Sprache auf einen gleichen Rang der Annäherung an den edlern Stamm wie die slawischen, Anspruch machen dürfe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Die gemeinschaftlichen Wurzeln allein beweisen nur Mischung, von der diese

Sprache ohnehin alle Kennzeichen an sich trägt. Die Zahlworte allein sind auch nicht entscheidend; sind ja doch im Koptischen zugleich die griechischen und andre eigenthümliche, vermuthlich altägyptische, im Gebrauche. In der bretagnischen*) Mundart wird durch Präpositionen declinirt; in der reineren erstischen aber ist die Declination ganz anders und wird sonderbar genug durch Veränderung des Anfangsbuchstabens des Wortes gebildet, der sich auch nach den präfigirten Partikeln, welche die Personal-Beziehung bedeuten, richtet; z. B. mac — der Sohn, mhic (sprich wic) — des Sohns; pen — der Kopf, iben, sein Kopf, iphen — ihr Kopf, h'm mhen — mein Kopf. Eine Eigenthümlichkeit, die etwas Aehnliches hat mit der Art, wie die Partikeln der Personal-Beziehung mit dem präfigirten Artikel und dem Worte selbst im Koptischen zusammenschmelzen; Pos — der Herr; Paos — mein Herr; Pekas — dein Herr; Pefos — sein Herr; Pesos — ihr Herr; Penos — unser Herr; Naos — meine Herren; Nekos — deine Herren u. s. w. Die celtische Conjugation in der bretagnischen Mundart wird durch ein Hülfswort gebildet; da aber in mehren Fällen die Zusammensetzung mit dem Suffixum sich noch ganz unverschmolzen und unverkennbar zeigt, wie eomp — wir gehen; ejomp — wir gingen; effomp — wir werden gehen, von omp — wir; so führt uns diese Analogie auf den andern Hauptstamm der Sprachen, wozu auch die baskische

---

*) Nach Le Brigant und Pinkerton; Shaw's, Smith's, Vallancey's und Andrer Werke entbehrte ich. — Außerdem fehlte es mir auch für einige andre Sprachen an zureichenden Hülfsmitteln; außer den schon angeführten Fällen noch an dem Hauptwerke über die nord-asiatischen Sprachen, den neuesten und vollständigsten Bearbeitungen der koptischen und armenischen Sprache u. s. w. Ich hoffe um so eher bei Kennern solcher Untersuchungen Nachsicht deshalb zu finden, da sie am besten wissen, wie wenig auch große Bibliotheken durchaus vollständig in diesem Fache zu sein pflegen; da sie andrerseits doch auch hier im Einzelnen manches noch nicht Bekannte werden gefunden haben.

gehört, mit der die celtische jedoch nicht mehr gemein hat, als was durch Mischung erklärt werden möchte. Für diesen Misch-Charakter der celtischen Sprache dürfte auch die sonderbare Eigenheit sprechen, daß es nicht weniger als vier Wörter in der bretagnischen Mundart giebt, welche Ich bedeuten; anon — koptisch anok; on — indisch ohon, in und me. Wie sehr diejenigen irren, welche das Volk und die Sprache der Celten und der Germanen für eins oder auch nur für nah verwandt halten wollen, indem sie Spuren der Mischung besonders in der bretagnischen Mundart für Beweise der Gleichheit nehmen, ist wohl kaum nöthig, weiter zu erwähnen.

Selbst in solchen Sprachen, die am weitesten von der Familie der indischen, griechischen und germanischen entfernt liegen, findet man leicht noch irgend eine geringe Uebereinstimmung, wie die Endung der Adjective im Baskischen auf ezco, die im Spanischen nur selten vorkömmt, der deutschen auf isch, der griechischen in ικος gleicht. Die alten Völker sind durch Wanderung, Kolonien, Krieg und Handel zu sehr durch einander geworfen, als daß sich nicht solche ganz einzelne Spuren fast überall finden sollten.

Ich würde überhaupt den Leser zu ermüden und zu verwirren fürchten, wenn ich alles, was gesammelt und vorgearbeitet war, mittheilen wollte. Genug, wenn hier nur in das Ganze Ordnung gebracht und befriedigend angezeigt ist, nach welchen Grundsätzen etwa eine vergleichende Grammatik und ein durchaus historischer Stammbaum, eine wahre Entstehungsgeschichte der Sprache, statt der ehemahligen erdichteten Theorien vom Ursprunge derselben, zu entwerfen wäre. Das hier Gesagte wird wenigstens hinreichend sein, um die Wichtigkeit des indischen Studiums, auch schon bloß von Seiten der Sprache betrachtet, zu beweisen; im folgenden Buche wollen wir es nun im Verhältnisse zur Geschichte des orientalischen Geistes betrachten.

Ich schließe mit einem Rückblicke auf William Jones, der durch die aufgezeigte Verwandtschaft und Abstammung des Römischen, Griechischen, Deutschen und Persischen aus dem Indischen zuerst Licht in die Sprachkunde, und dadurch in die älteste

Völkergeschichte gebracht hat, wo bisher alles dunkel und verworren war. Wenn er aber die Verwandtschaft noch auf einige andre Fälle, wo sie doch ungleich geringer ist, ausdehnen, ferner die unbestimmbar große Menge der Sprachen auf die drei Hauptzweige der indischen, arabischen und tatarischen Familie zurückführen, und endlich, nachdem er selbst zuerst die totale Verschiedenheit des Arabischen und Indischen so schön festgestellt hat, zuletzt doch bloß der Einheit zu Liebe alles aus einem gemeinschaftlichen Urquell herleiten will; so haben wir dem vortrefflichen Manne in diesen Stücken nicht folgen können, worin uns, wer die gegenwärtige Abhandlung aufmerksam prüfen will, unstreitig beistimmen wird.

Zweites Buch.

Von der Philosophie.

Erstes Kapitel.

Vorläufige Bemerkungen.

Es ist eine fast allgemein angenommene Meinung, daß der Mensch von einem Zustande ganz thierischer Dumpfheit angefangen, durch Noth von einer Anstrengung zur andern weiter getrieben, unter mancherlei äußern Veranlassungen und Anregungen, sich erst ganz allmählig zu einiger Vernunft empor gearbeitet habe. Wenn man aber auch keine Rücksicht darauf nimmt, wie sehr diese Ansicht aller gesunden Philosophie widerstreitet, so muß man doch gestehen, daß sie durch die älteste Geschichte durchaus nicht bestätigt, sondern vielmehr vor derselben als eine willkührlich erdichtete Meinung erfunden wird, und verschwindet. Auch ohne die Mosaische Urkunde, welche wir für jetzt bei Seite setzen, um im dritten Buche darauf zurück zu kommen, zeigen die meisten und ältesten andern asiatischen Denkmahle und geschichtliche Thatsachen einstimmig darauf hin, daß der Mensch seine irdische Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe. Besonders von Indien her zeigen sich sehr merkwürdige und unerwartete Aufschlüsse über den Gang der menschlichen Denkart in den ältesten Zeiten. Einiges ist schon aus dem Wenigen klar, was wir bis jetzt haben und noch weit mehr läßt sich erwarten.

Nachdem wir im ersten Buche die Sprache der Indier in ihrem Verhältnisse zu den übrigen merkwürdigsten asiatischen und europäischen Sprachen betrachtet haben, so wäre es vielleicht in der Ordnung, in diesem zweiten Buche von der indischen Mythologie, als der Quelle so mancher andern, zu handeln; und allerdings würden wir, ohne auf einzelne oft täuschende Aehnlichkeiten so sehr einzugehen, als es bisweilen in den Schriften der calcuttischen Gesellschaft geschehen ist, auch hier zeigen können, daß es wie in der Sprache, so auch in der Mythologie eine innere Structur giebt, ein Grundgewebe, dessen Aehnlichkeit bei aller sonstigen äußern Verschiedenheit der Entwicklung, doch noch auf einen verwandten Ursprung hindeutet. Es fehlt auch hier nicht an sehr überraschenden, und gewiß nicht bloß zufälligen Uebereinstimmungen. Doch wird hier eine fast noch strengere Vorsicht erfordert, als bei der Sprache; denn die Mythologie ist in ihren Einzelnheiten noch schwankender und schwebender, und der flüchtige zarte Geist oft noch schwerer zu ergreifen, als in der Sprache. Mythologie ist das verflochtenste Gebilde des menschlichen Geistes; unendlich reich, aber auch höchst veränderlich in seiner Bedeutung, die doch allein das Wesentliche ist; darum muß alles und jedes in seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach Zeit und Ort aufgegriffen werden, und selbst die geringste Verschiedenheit ist hier wichtig. Die griechische und römische Mythologie z. B. sind wir gewohnt, wo es nicht auf historische Genauigkeit ankommt, für dieselbe anzunehmen und gelten zu lassen; wie groß aber die Verschiedenheit sei, ist denjenigen bekannt, welche in die ältern Zeiten beider Völker zurückgegangen sind, so daß man gewiß sehr Unrecht hätte, Venus und Aphrodite, Mavors und Ares u. s. w. für eine und dieselbe Gottheit zu halten. Aber auch von einer hellenischen Stadt zur andern, welch ein Unterschied! zwischen Korinth und Athen, oder zwischen Doriern in Sparta und Sicilien! Das Bild, einzelne Züge der Geschichte, der Nahme selbst einer Gottheit, ist oft weit verbreitet, erhält sich zum Erstaunen lange, sogar bei getrennten Völkern: aber der Sinn, die Bedeutung ist doch eigentlich allein wesentlich, und wie gestaltet sich diese fast immer und überall anders? Daher gehört wenigstens

ein sehr großer Vorrath von Thatsachen und Quellen dazu, um das einzige zu versuchen, was hier Aufschluß geben kann, eine ausführliche Darstellung des Ganzen nähmlich, nach allen seinen Einzelnheiten, nach den Abstufungen der innern Entwicklung und äußern Einmischung bis auf jede Spur allmähliger Veränderung. Um dieß für die indische Mythologie leisten zu können, sind unsre Hülfsmittel durchaus noch nicht vollständig genug.

Wir verlassen also hier den vergleichenden Weg des ersten Buchs, und geben statt einer vergleichenden Analyse der Mythologien, wozu es noch zu früh ist, lieber etwas, was allen Untersuchungen der Art zur sichern Grundlage dienen kann; eine Darstellung der orientalischen Denkart nähmlich, nach ihren wichtigsten Stufen und Verschiedenheiten. Freilich bleibt auch hier im Einzelnen noch vieles zu wünschen übrig; doch ist das, was wir schon jetzt haben, zureichend, um sich einen Begriff des Ganzen zu bilden, wenn man es nur versteht, sich in die alte Denkart zu versetzen; es ordnen sich die Thatsachen, wenn sie nur rein aufgefaßt werden, von selbst zur vollkommnen Deutlichkeit.

Als eben so viel Epochen der orientalischen Denkart betrachte man die einzelnen Theile der folgenden Darstellung, nicht als philosophische Systeme; denn wiewohl alle diese Denkarten wo nicht gleich, so doch später auch systematisch dargestellt worden sind, so waren sie doch ursprünglich alle mehr als bloß Philosophie. Gesondert haben wir diese Denkarten, weil sie wirklich gesondert sind, ihrem Geiste und auch der Geschichte nach; wie sich eine Denkart aus der andern durch allmählige Uebergänge entwickelt habe, oder durch den Gegensatz an sie schließe, wird im Einzelnen angezeigt werden. Bei jeder Epoche bemerken wir, was von indischer Mythologie oder Philosophie zu dieser gehört, die der andern asiatischen Nationen nur da hinzunehmen, wo es zur Deutlichkeit oder Vollständigkeit des Ganzen beitragen kann.

Zweites Kapitel.

System der Seelenwanderung und Emanation.

Unter allen Philosophien oder Religionen, welche Asien als ihr Vaterland erkennen, ist keine so zuverlässig indischen Ursprungs, keine, mit Ausschluß der mosaischen Urkunde, älter als das System der Emanation und Seelenwanderung. Das Wesentliche desselben wird im ersten Buche der Gesetze Monu's vorgetragen, einem Denkmale, dem keine gesunde Kritik ein geringeres Alter anweisen wird, als dem ältesten, was die westlich europäische Welt irgend aufzuweisen hat. Seit Jahrtausenden, wie noch heute, ist es die Grundlage der indischen Verfassung und Gesetzgebung, man kann sagen des indischen Lebens, und eben so unverkennbar das Grundgewebe indischer Sage und Mythologie, der herrschende Geist derselben. Nähern Aufschluß als die Gesetze des Monu geben, darf man außer den Veda's vielleicht von der ältesten indischen Philosophie erwarten, welche Mimanso genannt wird, und vom Joimini, dem Verfasser des Samoved, gestiftet ward.

Wie genau und nothwendig Emanation, wenn sie nur in dem ursprünglichen und ältesten Sinne genommen wird, mit Metempsychose zusammenhänge, werden wir sogleich deutlich machen. Nur muß man freilich den Gedanken an alles dasjenige entfernen, was bei Chaldäern oder Griechen in spätern Zeiten Emanation hieß, da kein System mehr in seiner ursprünglichen Reinheit vorgetragen, sondern eine aus allen zusammengeflossene Mischung mit dem unbestimmten Nahmen der orientalischen Philosophie bezeichnet ward. Besonders darf man das System der Emanation nicht mit dem Pantheismus verwechseln. Demjenigen, der bloß an die dialektische Form der jüngern europäischen Philosophie gewohnt ist, erscheint zwar die größere Kühnheit und Fantasie jedes orientalischen Systems leicht pantheistisch, und allerdings finden sich der Verbindungen in spätern Zeiten genug. Der ursprüngliche Unterschied ist jedoch sehr wesentlich; denn es wird die Individualität in der alten indischen Lehre keinesweges aufgehoben und geläugnet. Auch

ist die Rückkehr der einzelnen Wesen in die Gottheit denselben nur möglich, nicht nothwendig, das beharrlich Böse bleibt ewig getrennt und verworfen; oder, wenn wir uns eines scheinbar neueren theologischen Ausdrucks, der aber dem alten Begriffe ganz angemessen ist, bedienen dürfen: die Ewigkeit der Höllenstrafen ist mit dem Systeme der Emanation keineswegs unvereinbar, macht vielmehr einen wesentlichen Bestandtheil desselben aus. In Beziehung auf das Gute und Böse kann keine größere Verschiedenheit Statt finden, als zwischen diesem Systeme und dem Pantheismus. Der Pantheismus lehrt, daß alles gut sei, denn alles sei nur eines, und jeder Anschein von dem, was wir Unrecht oder Schlecht nennen, nur eine leere Täuschung. Daher der zerstörende Einfluß desselben auf das Leben, indem, man mag sich nun in den Ausdrücken auch drehen, und an den durch die Stimme des Gewissens überall hervortretenden Glauben anschließen wie man will, im Grunde doch, wenn man dem verderblichen Principe nur getreu bleibt, die Handlungen des Menschen für gleichgültig, und der ewige Unterschied zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht ganz aufgehoben, und für nichtig erklärt werden muß. Ganz anders in dem Systeme der Emanation, wo vielmehr alles Dasein für unselig, und die Welt selbst für im Innersten verderbt und böse gehalten wird, weil es doch alles nichts ist, als ein trauriges Herabsinken von der vollkommnen Seligkeit des göttlichen Wesens.

Auf dialektische Weise gegen die philosophische Richtigkeit dieses Systems zu streiten, dürfte sich nicht der Mühe verlohnen; denn auf Gründen der Art, auf Demonstrationen, beruht es nicht, hat vielmehr ganz die Form willkührlicher Erdichtung, so gut wie andre bloß dichterische Kosmogonien. Ein System kann es aber doch wohl genannt werden, denn es ist tiefer Zusammenhang darin, und diesem verdankt es vielleicht einen Theil der Gewißheit, die es für seine Anhänger seit Jahrtausenden mit sich führt, noch mehr der uralten Ueberlieferung und dem angeblich göttlichen Ursprunge. Und wohl lohnt es sich der Mühe, es zu verstehen, wäre es auch nur, weil es die älteste Denkart des menschlichen Geistes ist, die wir historisch kennen, und die auf die ganze nachfolgende Entwicklung und Geschichte desselben einen unüberseh-

lichen Einfluß gehabt hat. Um es zu verstehen, muß man aber vor allem das Gefühl ergriffen haben, welches ihm zum Grunde liegt. Nachdem Monu die Erschaffung aller Naturkräfte, der lebendigen Wesen, Thiere und Gewächse besungen hat, die als eben so viele eingehüllte Geister gedacht werden, schließt er mit der allgemeinen Betrachtung:

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Endes bewußt sind diese all', mit Freud' und Leidgefühl begabt.

So in Finsterniß gebunden, und doch innig gefühlvoll, des Todes und ihrer Schuld sich bewußt, wandeln sie auf der Bahn, die der Schöpfer ihnen von Anfang bestimmte, dem unausweichlichen Ziele entgegen.

Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kommend, bis zur Pflanz' herab,
In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt.

In diesen Worten ist gleichsam die Seele des ganzen Systems ausgesprochen, das herrschende Grundgefühl desselben. Was die Dichter der Alten in einzelnen Sprüchen von dem Unglücke des Daseins singen, jene traurigen Strahlen einer durchaus furchtbaren Welt-Ansicht, die sie in tiefbedeutenden Trauerspielen aus dem Gedanken eines dunkeln Schicksals über die Sagen und Geschichten von Göttern und Menschen verbreiten, sammle man sich in Ein Bild und allumfassendes Ganzes, und verwandle das vorübergehende dichterische Spiel in bleibenden ewigen Ernst, so wird man am besten das Eigenthümliche der alten indischen Ansicht aufgefaßt haben.

Daher die Lehre von den vier Zeitaltern, deren das folgende immer in einem bestimmten Verhältnisse unvollkommner und unseliger war, als das vorhergehende, bis auf das gegenwärtige vierte Zeitalter vollendeten Elends. Auf ähnliche Weise wird oft auch die Abstufung der vier Stände, als ein immer tieferes Herabsinken zur irdischen Unvollkommenheit geschildert. Daher auch die Lehre von den drei Welten, Troilokyon, oder drei Grundkräften, Troigunyon, deren die erste wahrhaft, sotwo, die andere täuschend und im Schein glänzend,

rojo, und die dritte und letzte dunkel, tomo, ist. Auch in den Emanationen selbst herrscht das gleiche Gesetz steter Verschlimmerung, sie mögen nun geistiger Art oder auch äußere Naturkräfte sein.

Aus dem Selbst des unendlichen Wesens läßt Monu den Geist hervorgehen; aus dem Geiste die Ichheit; denn der Geist ist der zweite Schöpfer, und auch Monu (nah verwandt mit monoh) erschafft alle einzelne Wesen, nachdem Brohma selbst zuvor die allgemeinen Grundkräfte des Geistes und der Natur hervorgebracht hat. Auch die Elemente läßt Bhrigu, in der nachfolgenden Erklärung aus dem Geiste, und eines aus dem andern in der Ordnung hervorgehen, wie man sich ihre Feinheit und Vollkommenheit damahls dachte. Dieses Gesetz steter Verschlimmerung und steten Verderbens, und jene unendliche Betrübniß im Gefühle der Schuld und des Todes, sind der Geist jenes Systems. Die Stufen oder Grundkräfte der Emanation sind in verschiedenen Darstellungen verschieden, da die Willkühr der Dichtung sich hierin nicht so eng beschränken läßt.

Unter den Gottheiten der indischen Fabel ist es Brohma, der diesem Systeme oder diesem Ideenkreise insbesondere angehört. Brohma ist, so wie in Monu's Gesetzbuche von ihm geredet wird, der ewige Geist, das unendliche Ich, König und Herr der Wesen, und wie er auch in spätern Schriften vorzugsweise genannt wird, Vater und Ahnherr des Weltalls. Er ist der ewig Unbegreifliche, der allein Selbstständige, der eigentliche Er, oder Gott selber. In spätern Schriften wird dasselbe auf den Sivoh und Vischnu, von den besondern Anhängern dieser Gottheiten angewandt; in Monu's Gesetzbuch nimmt Brohma die erste Stelle ein; die beschränktere Deutung dieser Gottheit als Element der Erde, ist also für später zu halten.

Wir können in der That, so sehr auch alles mit willkührlichen Dichtungen und ganz groben Irrthümern überladen sein mag, wie sehr auch ein Aberglauben von zum Theil schrecklicher und furchtbarer Art, alles entweihend und vergiftend, durch das ganze System ihrer Denkart und ihres Lebens fort hinschleicht; wir können, sage ich, den alten Indiern die Erkenntniß des wah-

ren Gottes nicht füglich absprechen, da alle ihre alten Schriften voll sind von Sprüchen und Ausdrücken, die so würdig, klar und erhaben, so tiefsinnig und sorgfältig unterscheidend und bedeutend sind, als menschliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Wie kommt nun so hohe Weisheit zusammen mit der Fülle des Irrthums?

Was aber noch mehr Erstaunen erregen muß, als die reinsten Begriffe von der Gottheit in dem ältesten Systeme des Aberglaubens zu finden, ist der damit verbundene Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der nicht bloße Wahrscheinlichkeit war, durch langes Nachdenken allmählig gefunden, oder ferne Dichtung von einer unbestimmten Schattenwelt, sondern feste und klare Gewißheit, so daß der Gedanke des andern Lebens herrschender Bestimmungsgrund aller Handlungen in diesem ward. Ziel und Seele der ganzen Verfassung, aller Gesetze und Einrichtungen, bis auf die geringsten Gebräuche.

Dieß letzte, ich will nicht sagen auf eine befriedigende, sondern nur auf eine verständliche Weise, durch allmählige Entwicklung aus jener thierischen Dumpfheit zu erklären, wovon, nach der allgemeinen Voraussetzung, der menschliche Geist ausging, dürfte wohl durchaus unmöglich sein. Den tiefverborgenen Grund aufzuhüllen, warum diese klare und gewisse Ueberzeugung von der Unsterblichkeit mit der Erkenntniß des wahren Gottes unmittelbar verbunden war, ist hier der Ort nicht. Ich will nur die Frage aufwerfen, ob das gewöhnliche Verfahren derjenigen wohl das rechte sein könne, welche den Begriff der Gottheit und den Beweis ihres Daseins aus Vernunftschlüssen, Wahrscheinlichkeiten der äußern Natur und innern Bedürfnissen oder Hindeutungen zusammensetzen; da wir doch Gott schon erkannt haben müssen, um seine Spuren in der Natur und im Bewußtsein wieder zu finden, und da auf diese Weise der erhabene Begriff seiner Einfachheit und damit seiner ganzen Würde beraubt wird? Von denjenigen rede ich hier nicht, welche den Begriff der Gottheit aus der Ichheit oder dem Gesetze der Vernunft hervorgehen lassen wollen; sie dürften wohl etwas ganz andres an die Stelle desjenigen setzen, dessen Begriff sie verloren haben. Mit einem Worte:

als natürliche Entwicklung der Vernunft betrachtet, ist das indische System der Emanation durchaus unerklärlich; als mißverstandene Offenbarung, ist alles darin ganz begreiflich. So hätten wir also schon in der bloß geschichtlichen Ansicht hinreichenden Anlaß zu vermuthen und vorauszusetzen, was vielleicht andre und höhere Gründe uns als gewiß anzunehmen bewegen müssen; daß derselbe, der den Menschen so herrlich begabt und gebildet hatte, dem Neugeschaffenen einen Blick in die unendliche Tiefe seines Wesens vergönnt und ihn dadurch aus der Kette der sterblichen Wesen für immer empor gerückt, und mit der unsichtbaren Welt in Verbindung gesetzt habe, ihm das hohe aber gefährliche Geschenk ewigen Glücks oder Unglücks verleihend.

Nicht als Unterricht des Vaters in Bild und ausdrücklichem Worte denke man sich diese ursprüngliche Offenbarung, wiewohl auch dieß kein ganz leeres und unwürdiges Gleichniß wäre; sondern als ein Aufgehen des innern Gefühls. Wo das Gefühl des Wahren einmahl da ist, da finden sich die Worte und Zeichen leicht ohne weitere Mithülfe, um so edler und bedeutender, je tiefer und größer das Gefühl ist. Wie aber konnte denn göttlich mitgetheilte Wahrheit mißverstanden werden? Nicht anders; ohne alle Offenbarung würde der Mensch wohl noch in der Reihe der Thiere stehen, vielleicht als das erste, vielleicht auch als das innerlich wildeste und unseligste; ohne freien Gebrauch und eignes Verständniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. Und eben diesen ältesten Irrthum, der aus dem Mißbrauche des göttlichen Geschenks, aus der Verdunklung und Mißdeutung der göttlichen Weisheit entstand, finden wir in den indischen Urkunden, werden dieß immer deutlicher und belehrender finden, je mehr wir das gebildetste und weiseste Volk des Alterthums kennen lernen. Es ist das erste System, das an die Stelle der Wahrheit trat; wilde Erdichtungen und grober Irrthum, aber überall noch Spuren der göttlichen Wahrheit und der Ausdruck jenes Schreckens und jener Betrübniß, die der erste Abfall von Gott zur Folge haben mußte.

Daß die Fantasie den Widerspruch und Zwischenraum zwi-

schen dem Gedanken des vollkommnen Wesens und dem Anblicke der unvollkommnen äußern Welt kaum auf eine leichtere und natürlichere Art ausfüllen konnte, als durch die Ansicht der Emanation, wird jeder gern zugeben. Sie ist nicht nur Wurzel des ältesten und allgemeinsten Aberglaubens, sondern auch eine reiche Quelle der Dichtung geworden. Alles ist dieser Ansicht gemäß ein Ausfluß der Gottheit, jedes Wesen selbst ein nur beschränkter, gebundner, verdunkelter Gott; alles also beseelt und belebt, alles voll Götter; Hylozoismus, und nicht bloß Polytheismus, sondern wenn man so sagen darf, Allgötterei, wie denn in der That die Menge der indischen Götter zahllos ist. Die unendliche, keinesweges angebildete, sondern ursprüngliche Fülle der Dichtung ist es, was eine Mythologie, die aus dieser fruchtbaren Quelle hervorgeht, von den dürftigen Vorstellungen von Geistern der Verstorbenen bei denen Völkern unterscheidet, die weniger gebildet, oder um es bestimmter auszudrücken, die weiter von dem Strome alter Sagen und Ueberlieferung entfernt waren; wiewohl noch keines gefunden ist, das ganz abgesondert wäre von aller Mittheilung mit edlern gebildetern Völkern, d. h. von solchen, die näher und unmittelbarer aus dem Quell aller Dichtung und Fantasie schöpfen konnten. Diese Fülle innern lebendigen Reichthums hat selbst die griechische Mythologie, so verschieden sonst ihr Geist und Charakter ist, noch mit der indischen gemein.

Daß auch Vergötterung großer und heiliger Menschen nicht mit diesem Systeme von Vielgötterei durch mannichfache Ausströmungen aus einem Urquell streite, sich vielmehr an demselben anschließe, bedarf kaum einer Erwähnung; da die größere innere oder äußere Verwandtschaft und Nähe des abgesonderten Wesens zu dem ursprünglichen auch die Würde und Würdigkeit desselben für Verehrung und Anbethung bestimmt.

Im Gefolge des Brohma finden wir also gleich die heiligen zehn Altväter, die eine so bedeutende Stelle in der indischen Mythologie einnehmen; die sieben großen Rischis oder Priester der Vorwelt, die nachher unter die Sterne versetzt wurden; den Kashyopo, und alle durch ihn von der Diti und Aditi, der Nacht und der Heitre, abstammenden Geschlechter, bis

auf die beiden Stämme der Sonnenkinder, und der Söhne des Mondes.

Wir begnügen uns hier mit der bloßen Möglichkeit, daß die indischen Altväter nur vergötterte Menschen seien, ohne im geringsten der Meinung einer sinnbildlichen Bedeutung im voraus widersprechen zu wollen. Das wirklich Historische floß oft mit den Ideen von Emanation, die Genealogie der Altväter und Helden mit der Kosmogonie der Natur zusammen; die sieben Monu's z. B. sind eben so viele Aeonen, untergeordnete Weltschöpfer und Weltordner, Entwicklungsperioden und Erscheinungs-Epochen des höchsten Altvaters. Wollte man aber darum alles historische in dieser Sage läugnen?

Die weitere Untersuchung würde uns jetzt zu sehr in's Einzelne führen, und wird sich künftig bei reicheren Quellen fruchtbarer behandeln lassen. In dieser Darstellung der hauptsächlichen Epochen der orientalischen Denkart beschränken wir uns auch nur auf die Hauptbegriffe der indischen Götterlehre, die so stark gezeichnet aus derselben hervortreten, daß auch, was wir jetzt haben, hinreicht, um ihre wesentliche Bedeutung nicht ganz zu verkennen.

Am vortheilhaftesten und schönsten stellt sich das System der Emanation dar, wenn wir es als Lehre der Rückkehr betrachten. Von dem göttlichen Ursprunge des Menschen nimmt es überall Anlaß, ihn an die Rückkehr zu erinnern, und sich die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einzigen Zweck aller seiner Handlungen und Bestrebungen zu setzen. Daher die heilige Bedeutung so mancher indischen Gesetze, Sitten und Gebräuche, und der erhabene Ernst ihrer ganzen Lebenseinrichtung. Doch mag der Geist schon frühe entflohen sein, so daß es nur todte Gebräuche und Bußübungen blieben; auch frühe schon sich Aberglauben und Irrthum beigemischt haben.

Nach der in diesem Systeme herrschenden Ansicht von der Abstufung und den Geschlechten der in so mannichfacher Gestalt eingehüllten lebendigen Wesen, ihrer allmähligen Annäherung und Entfernung von dem gemeinschaftlichen Urquell, entstand der Begriff von der Seelenwanderung. Noch verwandt damit

und ebenfalls ein wesentlicher Bestandtheil desselben Systems ist die Lehre von einem vorigen Leben, von der Präexistenz der Seelen, und von den Ideen oder höheren Gedanken aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zustande angeschauten göttlichen Vollkommenheit, die besonders beim Anblicke des Schönen wieder rege wird; eine Lehre, auf die sich Kalidas in der Sokuntola, einem Volks-Schauspiele, als auf eine allgemein bekannte, und ganz populäre Vorstellungsart bezieht und anspielt. Wo diese Seelenwanderung nicht bloß physisch gemeint, sondern mit der Meinung von der moralischen Verderbniß und Unseligkeit aller Wesen, und nothwendigen Reinigung und Rückkehr zu Gott verbunden ist, da ist sie sicher aus diesem Systeme entlehnt, und also indischen Ursprungs. Auf diese Weise finden wir in der Lehre des Pythagoras den Begriff der Metempsychose mit allen seinen orientalischen Nebenbestimmungen zum sichern Beweise, daß es keine hellenische Erfindung war, obgleich bald hernach mit hellenischem Geiste und Scharfsinn angeeignet und umgebildet; man müßte dann auch die ältesten und verhältnißmäßig besten Nachrichten von der pythagorischen Lehre ganz verwerfen wollen.

Daß bei den celtischen Druiden die Lehre der Seelenwanderung herrschte, wissen wir; weniger, auf welchem Wege sie dahin gelangt war. Da sie den Hetruskern und überhaupt im alten Italien noch vor Pythagoras bekannt war, ist wahrscheinlich. Von der Verbreitung dieser Lehre selbst im äußersten Norden, finden sich Spuren bei den Alten. Brachte Pythagoras sie vom Auslande herüber, so konnte er sie wohl nur im westlichen Asien oder in Aegypten kennen lernen. Die Aegyptische Behandlungsart der Leichen, die sie so weit als möglich zu verewigen suchten, dürfte allerdings eine sehr merkliche Verschiedenheit in der Ansicht von der Unsterblichkeit voraussetzen lassen; da sonst die Mythologie und Religion der Aegypter, ihrer ganzen Structur und ihrem Geiste nach, sich häufig ganz an die indischen anzuschließen scheinen. Osiris, ein Hauptbegriff der Aegyptischen Lehre als einer leidenden und sterbenden Gottheit, erklärt sich am besten aus der indischen Lehre von der Unseligkeit des Daseins, wozu die reine Vollkommenheit herabgesunken, und darin eingehüllt und gefesselt sei.

Drittes Kapitel.

Von der Astrologie und dem wilden Naturdienste.

Wenn das System der Emanation durch seine moralische Tiefe, durch seine positive Fülle und genetische Entwicklung des Weltalls, den Vorzug vor dem eigentlichen Pantheismus behält, der durch seinen bloß negativen und abstracten, und also irrigen Begriff des Unendlichen, jederzeit in leere Indifferenz geräth, so läßt es sich dagegen von dem Vorwurf des Fatalismus auch in der ältesten Gestalt, die wir bis jetzt kennen, nicht frei sprechen. Der Lehre von der Vorherbestimmung haben wir schon oben erwähnt; man wird sie ganz deutlich in der Kosmogonie des Monu finden, die wir im zehnten Bande (im zweiten der Gedichte) liefern werden. Dahin gehört auch die Lehre von dem steten Kreislaufe, und ewigen Wechsel zwischen Schlaf und Wachen des unendlichen Wesens.

„Als geschaffen dieß All hatte, der sich undenkbar entwickelt stets,
Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun vertauschend er.
Während der Gott nun wachend ist, da regt strebend sich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwindend vergeht es all."

Nun wird weiter beschrieben, wie alle irdische Wesen in den Grund jenes Erhabnen verschlungen werden —

„Weil der, so alles Seins Leben, wohl süß schlummert, der Kraft beraubt."

Und ferner:

„So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All', was sich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst unwandelbar."

„Zahllose Weltentwicklungen giebt's, Schöpfungen, Zerstörungen,
Spielend gleichsam wirket er dieß, der höchste Schöpfer für und für."

Der Begriff von der Zwecklosigkeit der Welt und einer bloß spielenden Thätigkeit Gottes, hängt wesentlich zusammen mit jener Ansicht eines ewigen Kreislaufs. In spätern Systemen ist dieß die stets wechselnde Contraction und Ausdehnung der höchsten Grundkraft, das Pulsiren der Weltseele.

Der Fatalismus hat sich bei den orientalischen Völkern zu einem sehr künstlich weit verbreiteten Systeme entfaltet. Die Astrologie, sammt aller ihrer Begleitung von Vorbedeutungen, Augurien, unglücklichen Tagen, Beschwörungen und dunkeln magischen Künsten, ist diese merkwürdige Erscheinung des Alterthums, die noch bis auf sehr neue Zeiten ihren unermeßlich großen Einfluß erstreckt. Nicht bloß als dichterische Bewunderung der Naturschönheit, sondern genau in dieser Umgebung finden wir den Gestirndienst bei den Aegyptern, mit einem dem Anschein nach rohen Thierdienste verwebt. Daß der Mensch von der Verehrung der Gottheit zur Anbethung der wilden Naturkraft, vom Schöpfer zu seinen Werken herabsinken und verirren könne, dafür giebt es in seinem Geiste und Herzen so viele Gründe und Veranlassungen, daß es wenigstens hier überflüssig sein dürfte, sie weiter auseinander zu setzen. Genug, wir finden auch im alten Asien nicht blos Spuren, sondern Beweise einer ganz eigentlich materialistischen Denkart; mag man diesen Materialismus auch zum Unterschiede von dem, was in Europa so genannt wird, den orientalischen nennen, da er, so weit wir ihn bis jetzt kennen, gewiß ein sehr eigenthümliches Gepräge an sich trägt. Wir zeigen ihm in der historischen Stufenfolge der verschiedenen orientalischen Denkarten diese Stelle an, unmittelbar nach dem Systeme der Emanation, der Rückkehr und Seelenwanderung; es würden sich außer dem astrologischen Aberglauben vielleicht noch mehr Mittelglieder und Punkte des Uebergangs und der allmähligen Entartung von einer so durchaus religiösen zu einer ganz materiellen Ansicht aufzeigen lassen; aber es bedarf dessen nicht; denn schon in der ältesten bis jetzt bekannten Urkunde der indischen Lehre, in der Kosmogonie des Monu, ist vieles sehr materiell. Das Bild von dem Welt-Ei zwar, welches sich auch bei den Aegyptern findet, kann man für ein bloßes Bild kindlichen Alterthums halten; die Matra aber, die Samentheilchen des Weltstoffes, müssen schon eine mehr philosophische Beziehung haben. Ob sie, wo nicht schon hier, so doch später, eigentliche Atome sind, ob diejenigen griechischen Gelehrten Recht hatten, welche behaupteten, daß auch das System der Atome orientalischen Ursprungs sei,

wird sich erst entscheiden lassen, wenn wir die Sekte der Paschandisten, Shoktisten, und die als atheistisch angeführten Systeme, als Charval, u. s. w., wo nicht aus den vielleicht größtenheils verlornen Urschriften, so doch wenigstens aus den Widerlegungen der Gegner bestimmter kennen lernen, da uns die Philosophie der Phönicier zu wenig und zu unsicher bekannt ist, um etwas Entscheidendes über sie festsetzen zu können, so wahrscheinlich es sein mag, daß sie ganz und gar von dieser Art war.

In der aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten und durch manche Stufen allmählig gebildeten Religion der Indier, nimmt die Anbethung der wilden Naturkraft aber eine nur allzu große Stelle ein. Bald als allvernichtende Zerstörung aufgefaßt, bald als Zeugungskraft der Natur als eines unendlichen Thieres, biethet uns der Dienst des Sivo, und der furchtbare Durga, Bilder des Todes und der Wollust, blutige Menschenopfer und bacchantische Zügellosigkeit in einem grausen Gemische dar. Was diesen Naturdienst und Materialismus so schrecklich macht, und von der bloßen Sinnlichkeit mancher Völker im Zustande der einfachsten Wildheit noch so sehr unterscheidet, dürfte gerade die beigemischte und überall einverwebte Idee des Unendlichen sein, die noch auf den bessern Ursprung zurück deutet; denn grade das Höchste und Edelste wird immer, wenn es verwildert und entartet, zur schrecklichsten Mißgestalt.

Es hat sich dieser Naturdienst so weit verbreitet, daß wir uns nur auf einige Andeutungen des wichtigsten beschränken müssen. Alle jene Götter, denen so ausschließlich durch Menschenopfer gehuldigt ward, verrathen dadurch und durch manche andre Züge, ihre Verwandtschaft mit dem indischen Sivo und der Kali; von der Art sind der Baal und Moloch der syrischen und punischen Völker; wie überhaupt dieser wilde Naturdienst und Materialismus bei keinem Volke so ausschließend geherrscht haben mag, als bei den Phöniciern. Dahin gehört auch jener Esus, dem die Gallier solche Ströme von Blut vergossen haben, wie sonst in der alten Welt kein Beispiel gefunden wird, und sich nur noch in dem Götzendienste der Mexikaner wieder findet. Auch in dem Gestirn- und Thierdienste der alten Aegypter nahm die

Verehrung des Lingam und der alles erzeugenden Yōni wohl eine weit größere Stelle ein, als man gewöhnlich voraussetzt. Den Gebrauch des Phallus bei Festen und an Bildern in Griechenland leitet Herodot aus Aegypten her. Die Geschlechtszeichen, die der siegreiche Sesostris überall aufstellte, würden sich, wenn die Thatsache anders gegründet ist, viel natürlicher aus diesem Aberglauben als allgemeine Sinnbilder desselben erklären, als nach der moralischen Deutung des Herodot auf die mannhafte Tapferkeit oder weibische Feigheit der überwundenen Völker beziehen lassen. Die phönicische Astarte, die phrygische Cybele, die ephesische Artemis, selbst die germanische Hertha, sind vielleicht nur in unwesentlichen Nebenbestimmungen von der indischen Bhovani verschieden. Den Grundbegriff der alles zeugenden unendlich thierischen Naturkraft in allen diesen ist wohl ungefähr derselbe. Vorzüglich in Babylon und in allen von dem babylonischen Reiche abhängigen Staaten scheint die Verehrung dieser Göttin Mylitta, bei den Armeniern Anaitis, Alilath bei den alten Arabern, am meisten geherrscht zu haben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter den Yavanern in den alten indischen Schriften, alle westlichen Völker, welche diesem Dienste ausschließend anhingen, gemeint seien, nicht ein bestimmtes Volk, sondern eine Religionssecte; wenigstens können die Yavaner, welche in Monu's Gesetzbuch nebst den Pehlvans und andern verwilderten Geschlechtern vom Stamme der Krieger erwähnt werden, wohl nicht Alexanders Griechen sein; wenn auch später unter jener allgemeinen Benennung westlicher Völker, die Griechen mit verstanden wurden.

Daß diese Verehrung der Naturkraft obwohl mehr verschleiert und gemildert, nicht so durchgeführt und zusammenhängend, doch der innere Geist der Religion der Römer und Griechen gewesen sei, wird niemand bezweifeln, der ihre Götterfabel nicht bloß antiquarisch betrachtet hat. Nur war bei den Römern der wilde Naturdienst durch eine strengere Sittlichkeit gezügelt; entweder weil sich mehr Einzelnes von dem ursprünglichen Bessern erhalten hatte, oder durch vortreffliche Gesetzgeber der ältesten Zeiten. Bei den Griechen ward wegen ihrer Zerstreuung und

Regsamkeit die Verfassung lose und frei, und der alte Aberglaube löste sich fast ganz in eine heitere Mythologie auf, in die aber auch einzelne Ideen aus einem noch andern und bessern Systeme gekommen sein mögen, von denen wir gleich reden werden.

Die unendliche Fülle der Fantasie hat dieser orientalische Materialismus mit dem Systeme der Emanation gemein; ja die wilde Begeisterung, welche nun an die Stelle der alten Betrübniß trat, ist die eigentliche Quelle aller Riesengeburten der Dichtung und Fabel. Auch in dieser Ansicht war die Vergötterung außerordentlicher Menschen begründet, da die bildende oder zerstörende Naturkraft in den Heroen so vorzüglich sichtbar ward, und gleichsam persönlich erschien. Der sechsarmige Kriegsgott Karttikeyo oder Skondoh, ist in der indischen Fabel der Sohn und stete Begleiter des Sivo. Vielleicht wurden aber nicht bloß Helden, sondern auch große Erfinder vergöttert. Daß die ersten Schritte in der Entdeckung der Naturgeheimnisse und Wissenschaft, dem Stolze des menschlichen Geistes nicht wenig geschmeichelt haben, läßt sich leicht denken, da sie selbst für den Geschichtsforscher fast an das Wunderbare gränzen. Mit den Gestirnen und andern Naturwesen, die ihr Gegenstand waren, ward also leicht Verstand und Wissenschaft zugleich vergöttert; und hierauf könnte man die so weitverbreitete Idee des Hermes oder Thaut beziehen, vielleicht auch wohl den ältern indischen Buddha. Ein andrer auch erfinderischer Gott, Ganeschoh, ist unzertrennlicher Gefährte des Sivo. Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Denkmahle zu Illaure auf der Insel Elephante und andre, das hohe Alter auch dieses Theils der indischen Lehre und Sage unwidersprechlich darthun und bestätigen; so wie auch der ursprüngliche Sinn der bildenden Kunst der Indier, Aegypter und selbst der Griechen nur aus dieser Denkart verstanden werden kann. Auch in den Veda's werden Menschenopfer für die Göttin Kali angeordnet; aber hier wäre vielleicht nothwendig, den Text selbst zu haben und eine reife, vielseitige kritische Bearbeitung, ob das Alter des Ganzen sich einigermaßen bestimmen, und was spätere Zusätze sein mögen, mit einiger Sicherheit unterscheiden lassen wird.

Viertes Kapitel.

Die Lehre von zwei Principien.

Wir nähern uns einer schönern Gestalt, der alten Religion des Lichts. Das System des Dualismus, die orientalische Lehre von zwei Principien und dem ewigen Kampfe des Guten und des Bösen, nimmt grade diese Stelle ein; denn überall, wo wir ihre Spuren antreffen, erscheint sie im strengen Gegensatz und Widerspruch gegen die bisher geschilderten Denkarten, als Wiederherstellung des ursprünglichen erst später verloren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Der Geist dieses Systems ist durchaus idealistisch; zwar der Begriff der selbstthätigen Ichheit ist allen indischen Systemen gemein, wie die Ableitung aller materiellen Kräfte aus geistigen Wesen um so mehr Statt findet, je höher wir in der Geschichte orientalischer Denkart hinauf steigen, so daß in diesem Sinne meist alle orientalische Philosophie idealistisch genannt werden könnte. Die eigentliche Uebereinstimmung aber mit dem, was in der europäischen Philosophie Idealismus genannt wird, liegt darin, daß in dieser Ansicht Thätigkeit, Leben und Freiheit allein als das wahrhaft wirkliche anerkannt, todte Ruhe aber und unbewegliche Beharrlichkeit als nichtig und leer verworfen wird. Zwar erheben sich auch gegen dieses System als solches, sehr bedeutende philosophische Schwierigkeiten; wird nähmlich das böse Princip gesetzt als ein solches, das ewig von dem guten und göttlichen getrennt bliebe, so wird noch außerhalb der Gottheit eine andre ihr wo nicht gleiche, doch nicht mit ihr übereinstimmende, von ihr unabhängige Kraft und Welt gesetzt, und so alle Einheit zerrissen; wird aber, wie meist geschieht, angenommen, daß in der letzten Entwicklung das böse Princip überwunden und verändert, Ahriman mit dem Ormuzd wieder vereint und versöhnt werde, so wird im Grunde der Zwiespalt aufgelöst; alles verschmilzt pantheistisch in Ein Wesen, und der ewige Unterschied des Guten und Bösen verschwindet. Ungeachtet dieser Mängel wird man der intellectuellen Religion der

Perser, nächst der christlichen Lehre, so wie diese im alten Testamente vorbereitet, im neuen ausgeführt und vollendet ist, leicht den Vorzug der Erhabenheit und relativen Wahrheit vor allen andern orientalischen Denkarten, wenigstens in moralischer Rücksicht, zuerkennen.

Der Pantheismus hebt den Unterschied des Guten und Bösen unvermeidlich auf, so sehr er sich auch in Worten dagegen sträuben mag; das System der Emanation erdrückt den freien Muth, durch das Gefühl unendlicher verborgner Schuld und den Glauben, daß alles böse und auf Ewigkeiten hin unselig sei; die Lehre von den zwei Principien und dem Kampfe des Guten und Bösen hält das Mittel zwischen diesen beiden Extremen, und ist selbst ein mächtiger Antrieb zu gleichem Kampfe, eine unversiegliche Quelle sittlichen Lebens. Welches auch der verborgene Ursprung dieser Lehre und dieses Systems sein mag, das sich vielleicht an die älteste Wahrheit anschließt, denn Zerdusht war nur Wiederhersteller derselben, und auch als solcher wohl schwerlich der erste; verehrungswürdig und wohl göttlich dürfen wir diesen Ursprung nennen; denn es kann das freie Leben der reinen und sittlichen Kraft nur durch die That ergriffen werden. Bloß erdichtet oder vernünftelt ist diese Lehre nicht, und der Kampf des Guten und Bösen ist ein Wort ohne Sinn, außer für denjenigen, der mit allen Kräften seines Wesens selbst gekämpft hat gegen das Böse, aus reiner Begeisterung für das Gute; obwohl also System in Rücksicht des einfachen Gliederbaues, ist doch diese Lehre nothwendig und ursprünglich mehr als das, ist That und Leben. Wer aber erst des eignen freien Wirkens sich bewußt ward, mag dann durch jenes auch das Leben der Natur verstehen.

In der Natur verehrt diese Religion nicht das Wilde, Zerstörende, nicht Wollust und Tod, sondern das Reinste und Wohlthätigste, Feuer und Licht; überhaupt das freie Leben und den innern Geist. Die sieben Amshaspands oder Geister der Elemente und Grundkräfte stehen als eben so viel Könige der Natur um den Thron des Herrschers, des Herrlichsten und Ersten unter ihnen. Den Himmel erfüllen die heiligen Feruers oder die göttlichen

Urbilder und Ideen aller geschaffenen Dinge. Das Gestirn des Tages, der Freund (Mithras) der Menschen ist Mittler zwischen ihnen und der Gottheit, die blutigen Opfer verschwinden, und die Weihung und Genießung des reinen Hom und Miezd durch den Priester am Altare, bedeutet die innige Gemeinschaft mit Gott durch die edelste Frucht und Kraft der blühenden Gewächse.

Aber nicht bloß die Elemente sind ein wesentlicher Gegenstand der Verehrung in dieser Religion, sondern auch die Helden. Sie sind nicht mehr bloß Zerstörer und Ueberwinder, nicht bloß gewaltige, und als solche göttlich verehrte Naturkräfte; sondern himmlische Bezwinger der Riesen, der dunkeln Mächte und höllischen Geister. Der Kampf zwischen Iran und Turan ist auf Erden dasselbe wie das Ringen der guten und bösen Grundkraft im Himmel. Feridun und Rustan, die vielbesungnen Helden, fesseln die wilde Kraft des Zohak und Afrasiab; von allen aber strahlt Dschemschid, das Urbild vollkommner Könige aus dem Dunkel des Alterthums hervor. Ein vollkommen glückliches Reich, wo alles Licht endlich in siegreicher Freude beseligend herrscht, ist eine nothwendige Idee dieser Lehre, so wie die Idee von einem ursprünglich vollkommnen Zustande, wo Meshia und Meshianes im Garten der Unschuld wandelten; der Zustand, welchen die Religion des Zerdusht nur wiederherstellen wollte.

Ein großer und zwar der schönste und lieblichste Theil der indischen Mythologie gehört dieser Denkart an. So ist der erhaltende, wohlthätige, alles durchdringende Vishnu zu deuten, mit seiner ganzen Umgebung. Sein weibliches Ebenbild gleicht nicht mehr der wilden Gefährtin des Sivo, der furchtbaren Kali; es ist die Lilie des Himmels (Podma), die selige und beseligende Göttin Lokshmi oder Sri, die schöne Tochter des milden Meergottes Voruno. Kamoh, der Gott der Liebe, findet sich meist in seiner Nähe und der Sonnengott Indroh, der Freund der Menschen, sammt allen seligen und wohlthätigen Geistern, Feen und himmlischen Nymphen. Als König und als Weiser, als wunderthätiger Held erscheint Vishnu oftmahls auf Erden, und durchdringt alle Welten, immer aber nur in der Absicht, das Laster zu bändigen, die Riesen und feindlichen Mächte zu vertilgen, alle

gute Menschen und Geister sammt ihrem Führer, dem gutgesinnten Indroh, zu beschützen.

So sehr die Idee auch durch willkührliche Dichtung und Mährchen entstellt ist, da der Gott wie ein andrer Proteus außer den menschlichen Gestalten eines Weisen oder Helden, auch die einer Schildkröte, eines Ebers, eines Mannlöwen, eines Fisches annimmt, so bleibt doch immer die hohe Idee der Menschwerdung ein Beweis für den Tiefsinn der Indier, und für die Stufe ihrer Erkenntniß. Denn in allen Gestalten bleibt es doch immer die gleiche schöne Absicht, das Gutgesinnte hülfreich zu erretten, das Schädliche und Böse zu besiegen und zu vernichten. Zwar findet man auch wohl in andern Mythologien, wenn sie schon moralischer gebildet sind, Darstellungen von Helden, die sich dem Begriffe göttlicher Tugend nähern; Helden, die einem hohen Gesetze und Berufe folgend, nur gegen das Böse kämpfen, allem Guten aber befreundet sind. In keinem Helden oder Herkules der Dichtersagen aber wird man den Gedanken der menschgewordnen Gottheit so ausdrücklich ausgesprochen sehen, als in dem indischen Ramo; dem milden Sieger, dessen freiwillige Verbannung in die Einsamkeit und bald unglückliche, bald glückliche Liebe zur Sita so dichterisch schön und rührend besungen wird.

Auf eine noch höhere Stufe tritt diese Ansicht, wenn wir die hohe Sittlichkeit in dem Leben und in den Lehren der indischen Einsiedler und Muni's betrachten, besonders wie sie in den Puranas dargestellt sind. Die Härte jener alten Büßer und Rishis, die durch selbstgewählte Qualen eine höhere Stufe der Seligkeit und übernatürliche Kräfte erzwingen und ertrotzen wollten, tritt mehr in den Hintergrund zurück, und es zeigt sich hie und da die sanfteste Ergebung in Gott, eine Gesinnung voll Demuth und Milde, reine, himmlische Liebe.

Wenn die Verehrung des Vishnu in den Veda's eine große Stelle einnimmt, so fragt sich's vor allen Dingen, ob der Begriff und die Ansicht desselben auch ganz dieselbe sei, wie in den Puranas. In dem Gesetzbuche des Monu ist dieß wenigstens durchaus nicht der Fall. Doch davon genug; denn was wir bis jetzt haben, ist wohl hinreichend, die verschiedenen Theile des indischen

Systems, die verschiedenen Entwicklungsstufen und Schichten der indischen Mythologie im Allgemeinen zu unterscheiden und nach dem Gange des Ganzen zu ordnen, aber nicht um die Zeit für jedes genau zu bestimmen, und eine vollständige Geschichte zu entwerfen.

Obwohl aus der Lehre von den zwei Principien und der damit verbundenen Verehrung des reinen Naturgeistes, vieles und zwar grade das schönste, nicht nur in der persischen und indischen Fabel hervorgegangen ist, sondern auch sogar manches in der römischen, griechischen, und nordischen erst in dem Kreise und Zusammenhange dieser Begriffe seine wahre und volle Bedeutung erhält, so ist doch dieselbe Denkart nicht bloß poetisch, sondern auch ursprünglich einer philosophischen Ansicht und Darstellung empfänglich. Selbst in den Sinnbildern der Perser nehmen wir ein bestimmtes Zahlenverhältniß der sinnbildlichen Figuren wahr, einen construirenden Gliederbau, wovon der Keim schon in der ersten Dualität der ringenden oder wechselwirkenden Grundkräfte lag. Daß ein philosophisches System des Inhalts und Geistes in Indien bekannt gewesen sei, hat die höchste Wahrscheinlichkeit. Ob die Nyayo-*) Philosophie, nebst der Mimanso die älteste, solche Grundsätze des Dualismus enthalte; ob die beiden Systeme des Madhwo und Ramanujo, in welche die Anhänger des Vishnu sich theilen, und welche beide in den Vedanto-Schriften bestritten werden, dahin gehören, wird die Zukunft lehren, und auch die Frage entscheiden, ob Zerdusht indische Lehren und Vorstellungsarten benutzt hat, oder ob vielleicht der umgekehrte Fall Statt findet. Da so vieles von Indien ausgegangen ist,

---

*) Nyayo wird in den geschriebenen Exemplaren des Amaracosha durch certamen, Kampf, erklärt; wenn der Nahme jener Philosophie nicht anders von niyote, er ordnet, constituit, abgeleitet ist, wovon Niti, die Sittenlehre. Auch könnte Nyayo nach der ersten Bedeutung ebenfalls auf Dialektik gedeutet werden, da unsre Nachrichten von der indischen Philosophie noch so unbestimmt sind, daß einige die Nyayo für einen Theil der Philosophie, die Logik, erklären, andre sie als ein bestimmtes System und besondre Secte schildern.

könnte nicht auch einiges wieder dahin zurückgeflossen sein? Wenigstens muß man sich solche Möglichkeiten immer gegenwärtig erhalten, um nicht das, was am häufigsten geschah, für ein durchaus allgemeines Gesetz zu halten, und so einzelne Besonderheiten zu verkennen.

Ist aber in irgend einer Gattung Indischer Schriften etwas Fremdes eingeflossen, so sind es wohl am ersten die Puranas, in denen die Religion und Fabel des Vishnu die herrschenden sind; freilich zum Theil schon nach der philosophischen Umdeutung eines spätern Systems. Wenn man in den Puranas aber nicht bloß solche Umstände und Personen der heiligen Schrift antrifft, die sich unter mehren Völkern verbreitet haben, wie die Geschichte des Noah, sondern auch solche, die ihr ganz eigenthümlich und speciell scheinen, wie die vom Hiob, so darf man daraus nicht gleich den Schluß machen, daß die indischen Weisen und Dichter dieses unmittelbar aus den Urkunden des alten Testaments geschöpft haben; denn es dürfte den Hebräern und den Persern, und wiederum den Persern und Indiern Mehres gemeinschaftlich sein, als man gewöhnlich voraussetzt.

So günstig nun auch diese Denkart im Vergleich mit den andern erscheint, so hat sich doch auch hier, wie überall, wo nicht eine höhere Fügung das Licht des Geistes in seiner Reinheit erhält, unstreitig Irrthum und Aberglauben schon frühzeitig an die Wahrheit angeschlossen, und ein falscher Schritt war in jenen alten Zeiten, die alles mit solcher Kraft und Einseitigkeit durchführten, oft genug, um von der schönsten Idee zu Einrichtungen und Gebräuchen zu kommen, die wir kaum ohne Abscheu betrachten mögen. Aus dem nicht nur dichterisch schönen, sondern viel tiefsinnige Wahrheit enthaltenden Gedanken von der Schönheit, Reinheit und Heiligkeit der obersten Grundwesen oder Elemente, entstand eine ängstlich furchtsame Besorgniß, diese heiligen Lebensquellen und Naturgeister ja nicht durch Berührung mit dem Todten und Leichenhaften zu beflecken und zu vergiften. Daher ist es in der persischen Religion fast das größte aller Verbrechen, einen Leichnam in die Erde zu versenken, oder gar durch die noch heiligere Flamme verzehren zu lassen; und so entstand der schreckliche

Gebrauch der alten Magier, die Leichen durch wilde Thiere zerreißen zu lassen, der sich in Thibet, obwohl sich die Religion dort seitdem änderte, erhalten, ja bis in den nordischen Winkel Kamtschatka's verbreitet hat; wie Gebräuche oft noch lange bestehen, nachdem die Verfassung oder das System, aus denen sie zuerst hervorgingen, nicht mehr vorhanden sind. Ueberhaupt ist diese Denkart nicht überall als Philosophie, am wenigsten als streng abgeschlossenes System aufgetreten, und so konnte von mehr als einer Seite vieles aus dem alten astrologischen Aberglauben in diesen reinen Naturdienst der Elemente einfließen, oder bald der Rückweg dahin gefunden werden.

Das göttliche Licht, dessen sich immer mehr verbreitenden Sieg diese Lehre vor allen feiert, ward eben dadurch als ein allmählig erst neuer entstandnes Wesen dargestellt, die Morgenröthe einer neuern bessern Zeit, der ein ganz andrer Zustand alter Finsterniß voranging, und so kam man wieder auf den materiellen Begriff eines ursprünglichen Dunkels und Chaos, der Nacht als einer Mutter der Dinge.

Ich erinnere dieß nur darum, damit man nicht glaube, daß eine Mythologie, die wie die griechische vom Chaos ausgeht, oder von der Nacht als Mutter der Dinge, darum rein materialistisch sein müsse, und gar keinen Theil an der hellern und heitern Ansicht dieser Denkart gehabt habe, deren Einfluß auch im Gebiethe der Fantasie so weit verbreitet ist.

Noch auf eine andere Art ist die ursprünglich so schöne Religion des Lichts sehr gemißbraucht worden. Nebst dem astrologischen Aberglauben hat im Alterthume nichts so viel Einfluß auf Entstehung und Ausbildung der geheimen Gesellschaften und Mysterien gehabt, als grade diese Lehre. Die höhere Erleuchtung sollte zwar Demuth und Liebe von selbst mit sich führen; wir sehen aber, daß sie oft auch dann, wenn sie wenigstens aus der wahren Quelle abgeleitet ist, dennoch mehr den Stolz der Erleuchteten als jene Gesinnungen in Bewegung setzt, und daß die, welche im Besitze höherer Einsicht und geheimer Weisheit zu sein glauben, mit verschmähender Absonderung und geheimnißvollem Eigennutze, gern im Verborgenen, sich selbst an die Stelle

der Vorsehung setzend, alles lenken, und in Allem ihre Hand haben möchten, jeden Nicht-Erleuchteten aber nur als Stoff und blindes Werkzeug ihrer Absichten zu betrachten und zu behandeln sich berechtigt halten.

Dieß mag im frühen Alterthume so gut geschehen sein wie in neuern Zeiten, öfter und mehr als man gewöhnlich voraussetzt.

Fünftes Kapitel.

Vom Pantheismus.

Von den orientalischen Denkarten und Systemen, welche wegen ihres weitverbreiteten Einflusses die meiste historische Wichtigkeit haben, ist nur noch eines zurück: der Pantheismus. In der Lehre der Buddhisten, welche etwa tausend Jahre nach ihrem Ursprunge, um die Zeit Christi, in Thibet und China eingeführt ward, in Siam und der ganzen östlichen Halbinsel wie auf Ceylon herrscht, und sich auch unter den tatarischen Völkern weit verbreitet hat, ist der Geist desselben sichtbar. Wenigstens dem Fo der Chinesen wird als seine eigentliche, wesentlichste und esoterische Lehre, das deutlichste und entschiedenste Bekenntniß zugeschrieben, daß Alles Nichts sei, wohin die Lehre, daß Alles Eins sei, so natürlich führt; denn, wenn vor dem bloß abstracten und negativen Begriff des Unendlichen alles andre erst vernichtet und verschwunden ist, so entflieht er zuletzt selbst, und löst sich in Nichts auf, weil er ursprünglich leer und ohne Inhalt war.

Es darf auch nicht befremden, daß wir diese Philosophie unter allen orientalischen als die jüngste betrachten. Die historischen Beweise dafür werden unten angeführt werden; hier bemerken wir nur, daß das lebendige tiefe Gefühl des Unendlichen und seiner Fülle der Allmacht, schon sehr geschwächt und verdunstet sein muß, ehe es sich in diesen vom Nichts schwer zu unterscheidenden Schatten und Scheinbegriff des Einen und Allen auflösen kann. Alle andre orientalische Lehrbegriffe gründen und berufen sich noch auf

göttliche Wunder und Offenbarung, so entstellt auch alles durch Fabel und Irrthum sein mag. Der Pantheismus ist das System der reinen Vernunft, und insofern macht er schon den Uebergang von der orientalischen Philosophie zur europäischen. Er schmeichelt dem Eigendünkel des Menschen eben so sehr als seiner Trägheit. Ist einmahl diese große Entdeckung gemacht, diese alles umfassende, alles vernichtende, und doch so leichte Wissenschaft und Vernunft-Weisheit, daß Alles Eins sei, gefunden, so bedarf es weiter keines Suchens und Forschens; alles, was andre auf andren Wegen wissen oder glauben, ist nur Irrthum, Täuschung und Verstandesschwäche, so wie alle Veränderung und alles Leben ein leerer Schein.

Freilich wenn noch Kraft und Tiefe des Gefühls vorhanden ist, und die Lehre in vollem Ernste wirklich ausgeführt wird, so nimmt sie einen ganz andern furchtbaren Charakter an; es entstehen dann jene in Indien nicht seltene, den kältern Beobachtern so schwer zu begreifende freiwillige, den Geist zerstörende Martern der Yoghuis und Sonnyasis, welche die Selbstvernichtung als höchstes Gut sich zum Ziel setzen. Bei kältern oder geschwächtern Naturen aber führt im Gegentheile die Ueberzeugung, daß alles Böse nur leere Täuschung, und alles weil es Eins, auch gleich vollkommen sei, einen falschen Schein von Heiterkeit und innerer Zufriedenheit mit sich.

Vielleicht aber hat nur in China, wo der Pantheismus lange vor der Zeit erstanden war, da die Religion des Buddha eingeführt ward, diese einiges von demselben angenommen. In andern Ländern finden wir in dieser überhaupt sehr gemischten Lehre vieles besonders aus dem Dienste des Sivo; dahin deute man das oftmahls noch gräßlicher verzerrte Bild der furchtbaren und zerstörenden Gottheit bei den buddhistischen Tataren. In Thibet fand Turner Feste der Kali, die Verehrung des Karttikeyo und des Ganesho; die ganze Umgebung des Sivo.

Ein älteres und ganz reines System des Pantheismus ist in der merkwürdigen Zahlen-Philosophie der Chinesen enthalten, so wie dieselbe in dem alten Y—king, dem Buche von der Einheit vorgetragen wird. Es ist dieses eine der merkwürdigsten Urkunden

des orientalischen Alterthums. Wenn gleich als erster Erfinder der fabelhafte Fo—hi genannt wird, so spricht doch der Umstand, daß Kon—fu—tse (im Jahre 550 vor Christus) der jüngste unter den classischen Erklärern war, zu dessen Zeit man schon lang über den wahren Sinn des Buchs gestritten hatte, für ein verhältnißmäßig sehr hohes Alterthum. Verändert und verfälscht kann es um so weniger sein, da es nicht in den gewöhnlichen Charakteren, sondern in sehr einfachen Symbolen abgefaßt ist. Das große Eins, wovon dieß hieroglyphische Buch handelt, wird auch Tao, Vernunft genannt, welches Tao das Eins, wie dieses die Zwei, und diese die Drei erzeugte, durch das alle Dinge hervorgebracht sind; oder Tai—ki, der große Gipfel, dasjenige, von dem alles ausgeht, und wo alles Unterscheiden und Bestimmen aufhört. Dieses große Eins wird in zwei entgegengesetzte Grundwesen zertheilt, aus deren mannichfachen Verbindungen und Zusammensetzungen alles besteht, nach einem festen Mechanismus und blinder Nothwendigkeit, die jenem Tao beigelegt wird. Das Yang und Yn; das Vollkommne, Männliche, Thätige, und das Unvollkommne, Weibliche, Leidende, wird durch eine ganze nicht gebrochne, und eine gebrochne Linie ausgedrückt; daraus entstehen zunächst vier andre Zusammensetzungen, Bilder, wie sie genannt werden; das große und kleine Yang; das große und kleine Yn, je nachdem zwei gebrochne, oder zwei nicht gebrochne Linien über einander gesetzt werden, oder in den beiden andern Fällen die gebrochne Linie über oder unter der nicht gebrochnen steht. Die acht Koua oder Symbole in der dreifachen Zusammensetzung des Yang und Yn bedeuten eben so viele Grundkräfte. In der sechsfachen Zusammensetzung aus Verdopplung jener dreifachen, können schon moralische Begriffe ausgedrückt werden. Es löst sich alles in ein Zahlenspiel auf, oder philosophisch ausgesprochen, ist alle scheinbare Individualität nur eine Verschiedenheit des Grades und der Zusammensetzung. Unter den Zahlen ist noch bei Kon—fu—tse nicht die Vier oder die Sechs, wie in andern Zahlen-Philosophien, sondern die Fünf als vollkommne Mittelzahl die erste, und die fünf ungleichen der ersten Zahlen bis Zehn sind nach ihm die himmlischen, die gleichen dagegen die irdischen.

Wenn der Pantheismus nicht bloß Denkart und Gesinnung ist, wie bei den indischen Yoghuis und Sonnyasis nach der Darstellung des Bhogvotgita, sondern mehr oder minder als wissenschaftliches System auftritt, so ist es nie etwas anders als ein solches nach einem bloßen Mechanismus der Vernunft fortschreitendes Combinations-Spiel aus Einem Positiven und Negativen, welches eine solche Zahlen-Symbolik wie diese im Grunde besser darstellt, als Worte es können. Da dieß nun schon in dieser ältesten Form des Pantheismus Statt findet, so wird es sehr wahrscheinlich, daß derselbe aus dem Dualismus entstanden sei, durch spätere Umdeutung und Ausartung desselben. Sobald die Lehre von den zwei Principien nicht mehr Religion, sondern System war, konnte der Gedanke die beiden Grundkräfte in ein Höheres zu vereinigen und aufzulösen kaum ausbleiben.

Der ursprüngliche Sinn des Yang nach de Guignes ist Licht und Bewegung; des Yn Finsterniß und Ruhe. Sehr vieles in der chinesischen Lehre und Tradition vor Kon—fu—tse hat eine unverkennbare Uebereinstimmung mit den persischen Begriffen, wie man sie auch in einigem mit der mosaischen Urkunde bemerkt hat. Die Entfernung der Länder ist nicht so groß als es anfangs scheint; die alte Cultur China's hatte ihren Hauptsitz in der nordwestlichen Provinz Shen—si und in Bactrien herrschte die persische Lehre; der Philosoph Laokiun war weit gegen Westen gereist.

Hat es mit der indischen Sankhyo oder Zahlen-Philosophie des Kopilo vielleicht die gleiche Bewandtniß? Ist, so wie späterhin die Lehre des Fo aus Indien nach China kam, dasselbe auch schon früher mit andern Systemen geschehen? — In den Scholien zu Monu's Gesetzbuch werden Mohot und Dvyokto, das Mächtige, und der Unbestimmbare, Untheilbare oder Unbegreifliche als die beiden Principien der Philosophie des Kopilo angegeben. Vielleicht war aber diese scheinbare Dualität eben so gemeint wie im Y—king; daß der Geist der Sankhyo-Lehren durchaus pantheistisch sei, läßt sich wenigstens nach dem Bhogvotgita nicht bezweifeln, man müßte denn annehmen, der Verfasser habe sie durchaus mißverstanden, oder nach seiner

eignen Denkart gewaltsam umgedeutet. Im Bhogvotgita, wie vermuthlich in allen dem Vyaso zugeschriebenen Werken, herrscht die Vedanto-Lehre, deren Urheber er war; daher kennen wir diese unter allen indischen Philosophien am besten.

Daß sie nichts anders sei, als reiner vollkommner Pantheismus, kann sich jeder leicht selbst aus der Uebersetzung überzeugen; in der philosophischen Bestimmtheit der Urschrift sind viele Stellen noch stärker. Freilich aber war es, wie schon der Nahme Vedanto anzeigt, nur Umdeutung des alten durch die Veda's geheiligten indischen Systems.

Die alte Sage also wird, wie die alte Verfassung, durchaus stehen gelassen, nur aber der neue Sinn so viel als möglich eingeschoben, und alles auf jenes große Eins bezogen; — das Höchste, Brohmo, auch Ghuinyon, oder Object des Wissens, — das hier ausdrücklich als Indifferenz, zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Sot und Osot definirt wird: (Kap. 13.) doch fehlt es auch nicht an Stellen, die ziemlich deutlich gegen die Veda's selbst angehen. Aus dem ungemessenen Lobe, was der Verfasser überall der Sankhyo-Philosophie ertheilt, scheint doch eine wirkliche Uebereinstimmung der Denkart hervorzugehen.

Von einigen Schriftstellern wird indessen angegeben: Sankhyo sei die Physik, wie Mimanso die Moral, und Nyayo die Dialektik, da hingegen andre sie als eben so viele Philosophien und Systeme erwähnen; in welchem Falle die Nyayo als eine der ältesten, die nebst der Mimanso allein in Monu's Gesetzbuche erwähnt und mit ihr unter die Upanga's gerechnet wird, eine besondre Aufmerksamkeit verdienen würde. Der moralische Geist der Mimanso, und die spekulative Beschaffenheit der Sankhyo stimmen überein mit der Stelle, die wir ihnen in der Ordnung der Systeme angewiesen haben. Es wird darüber bald eine bestimmtere Entscheidung möglich sein, je mehr indische Urschriften wir kennen lernen. Für jetzt ist es schon viel, daß wir die älteste indische Ansicht, die der ganzen Verfassung zum Grunde liegt, aus Monu's Gesetzbuche ziemlich vollständig, und die Vedanto-Lehre, die als die jüngste das ganze System der indischen Literatur beschließt, aus dem Bhogvotgita für den wesentlichen Charakter hinreichend kennen.

Man kann sich überhaupt das Ganze der indischen Literatur zur leichtern Uebersicht vorläufig in vier Epochen eintheilen; die älteste Epoche umfaßt die Veda's und was sich zunächst an diese anschließt, wie Monu's Gesetzbuch. Daß die Veda's, wenn gleich durch einzelne Zusätze verfälscht, doch nicht ganz neu umgeschmolzen sein können, wird nicht weniger dadurch bestätigt, daß schon vor so geraumer Zeit Wörterbücher zum Verständnisse derselben nöthig waren. Den in Prosa abgefaßten Rig und Yojurved wird verschiedentlich ein kosmogonischer, magischer und liturgischer Inhalt zugeschrieben; der des Samoved in Versen ist moralisch, vermuthlich aber mit manchen mythischen und historischen Einmischungen, so wie in dem Manovondhormoshastron. —

Eine andre große Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem Vyaso zugeschrieben werden; die achtzehn Puranas, der Mohabharot, und die Vedanto-Philosophie. Obgleich der Werke mehr sind, als von einem Menschen irgend möglicher Weise herrühren können, so wird doch wahrscheinlich in allen die gleiche Lehre und Ansicht angetroffen werden, und soll auch keine Verschiedenheit des Styls bemerklich sein, da doch die in Monu's Gesetzbuche schon so auffallend groß ist.

Wenn gleich die Veda's als das älteste, geheimnißvollste, begreiflicher Weise die Wißbegierde am meisten auf sich ziehen werden, so dürfte doch, was zwischen diesen und den Puranas in der Mitte liegt, vielleicht nicht minder lehrreich und wichtig sein. Dahin gehören fast alle philosophischen Systeme, die älter sein müssen als die Vedanto, weil diese sich theils an sie anschließt, wie an die Sankhyo, theils aber sie bestreitet und widerlegt. Ferner der Ramayon, und vielleicht der ersten Entstehung nach noch manche andre in den Puranas verarbeitete Dichtung. Das hohe Alterthum des Mohabharot und Ramayon, wo nicht der jetzigen Gestalt, so doch dem Kerne der Dichtung nach, wird durch die Denkmahle zu Illoure und andre unwidersprechlich bewiesen.

Dieß würden wir die zweite Epoche nennen; die Puranas und alles andre von Vyaso machte die dritte; Kalidas und

andre Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausschließendes Eigenthum der Priester waren, in Schauspielen und andern poetischen Gestalten, auch allgemeiner für alle darstellen, die vierte und jüngste Epoche der alten indischen Literatur. Die vorzüglichsten dieser Dichter blühten im Zeitalter des Vikromadityo, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiser Augustus.

Die wichtigsten Epochen aber der indischen und überhaupt der orientalischen Philosophie und Religion, sind folgende: erstens, das System der Emanation, das endlich in astrologischen Aberglauben und schwärmerischen Materialismus entartete; die Lehre von den zwei Principien, deren System des Dualismus, später zum Pantheismus umgewandelt ward.

Tiefer ist der menschliche Geist in der orientalischen Philosophie nicht herabgesunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben so verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Fantasie zerstörend ist. Zwar wird es besonders in Indien, wo unter einer anscheinenden Gleichförmigkeit eine sehr große Mannichfaltigkeit der Geistes-Entwicklung Statt gefunden hat, auch an einzelnen Beispielen der gemeinern skeptischen, oder selbst ganz empirischen Denkart vielleicht nicht gefehlt haben; ob dieselbe aber zu einem eigentlichen Systeme in wissenschaftlicher Form entwickelt ward, dafür ist noch keine Anzeige vorhanden.

Wir haben für jetzt die Aufmerksamkeit nur auf das Wichtigste lenken wollen, was Epoche macht, und den Gang des Ganzen vorzüglich erklärt; vieles, was das gegenseitige Verhältniß, den Zusammenhang der verschiedenen Systeme noch deutlicher hätte darstellen können, die allmähligen Uebergänge aus einer in das andre, oder die ganze Ausführung und Entwicklung jedes Einzelnen bis auf die Nebenbestimmungen, ist absichtlich weggelassen worden, um den Blick durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände nicht allzusehr zu zerstreuen.

Drittes Buch.

Historische Ideen.

Erstes Kapitel.

Vom Ursprunge der Poesie.

Die alten Sprachen, deren Stammbaum wir von der Wurzel bis zu den Hauptästen im ersten Buche zu verfolgen suchten, sind eine Urkunde der Menschengeschichte, lehrreicher und zuverlässiger, als alle Denkmahle in Stein, deren halbverfallne Riesengröße die späte Nachwelt, zu Persepolis, Illoure, oder an dem ägyptischen Thebä mit Erstaunen betrachtet. Die Geschichte der Religion aber, der herrschenden Ideen, darf in der ältesten Zeit eben so wenig und noch weniger als in der neuen, von der Geschichte der Begebenheiten der Völker getrennt werden. Darum haben wir eine Darstellung der successiven Entwicklung des orientalischen Geistes nach den vier merkwürdigsten Systemen, oder vielmehr nach den wichtigsten Epochen orientalischer Denkart im zweiten Buche vorangehen lassen; das gegenwärtige dritte und letzte aber bestimmen wir der Andeutung wenigstens einiger historischen Folgerungen und Betrachtungen, die sich am unmittelbarsten aus jenen beiden festen Grundlagen ergeben, worauf sich künftig endlich einmahl ein dauerhafteres und vollständigeres Gebäude alter Geschichte wird aufführen lassen, als wir bisher hatten.

Statt uns in einzelnen Vergleichungen der verschiedenen Mythologien mit der indischen zu verlieren, suchten wir vielmehr einen allgemeinen Umriß der ältesten orientalischen Denkart nach

den sichersten Urkunden zu entwerfen. Dieser Begriff des Ganzen kann allein das verworrene Dunkel erhellen, und dürfte, wenn man die Nachweisung der geschichtlichen Genealogie der Sprachen hinzunimmt, den Leitfaden geben, um aus dem alten Labyrinthe den Rückweg an das Licht zu finden. Die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Entwicklung der Mythologie setzen wir auch hier bei Seite; aber so wenig die ganze Fülle der Fantasie sich auf Begriffe zurückführen läßt, so wird man doch nicht läugnen können, daß es bei aller Verschiedenheit unter sehr entfernten Mythologien gewisse allgemeine Uebereinstimmungen gebe, und daß bei aller Willkühr spielender Dichtung, doch nicht alles bedeutungslos ist, vieles auf einen und denselben Sinn zurückweist; nicht bloß auf die Weise, welche man gewöhnlich Allegorie nennt, sondern vorzüglich in dem Geiste, in der vorherrschenden Denkart und Richtung des Gefühls. Von diesem Gemeinschaftlichen, von dieser allem Polytheismus zum Grunde liegenden Denkart, wird sich zum Theil schon jetzt der Ursprung erklären, und wenigstens die Stelle nachweisen lassen, wo Mythologie entstanden ist, und wie ihre weitere Entwicklung dem Gange des menschlichen Geistes überhaupt folgte.

Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwicklung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beseelung, enthielt den ersten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbethung der Natur und dem astrologischen Aberglauben erzeugte sich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verschönert, auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwei Principien, die Religion des Lichts, und der frommen gottbegeisterten Helden; sobald aber, wo es auch sein mag, pantheistische Denkart herrschend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als esoterische Hülle oder Spiel der Dichtung stehen bleiben. So wie die griechische Mythologie der schönen Entwicklung nach vielleicht die reichste, so dürfte die indische dem innern Wesen nach die umfassendste sein, weil sie durch alle jene Denkarten vollständig durchgeführt ist. Kaum dürfte sich ein Begriff finden, der in einer der verschiedenen intellectuellen Religionen irgend wesentlich und dem

indischen Systeme unbekannt geblieben wäre, oder eine Fabel, die in einer der bloß dichterischen Mythologien eine ausgezeichnete Stelle annähme, für die sich nicht in eben demselben etwas ganz Entsprechendes, und merkwürdig Aehnliches aufzeigen ließe.

Welche Stelle die ägyptische und syrische Mythologie in dem Cyklus des Ganzen einnehme, ist schon im vorigen Buche angedeutet; man betrachte nach derselben Ansicht auch die europäischen Sagen und Dichtungen der celtischen, römischen, griechischen, germanischen und slawischen Mythologien, und wenn auch im Einzelnen viel Dunkelheit bleibt, wird doch der Geist und der Gang des Ganzen deutlicher werden. Wir haben die Ordnung der genannten Mythologien so gestellt, wie sie der Stufenfolge der verschiedenen Denkarten entsprechen mögen. In der celtischen werden noch die bestimmtesten Spuren des ältesten Systems der Seelenwanderung gefunden; es dürften deren aber auch in der altrömischen Religion mehr gewesen sein, als bei den Griechen; in der slawischen Mythologie ist die Lehre von den zwei Principien herrschend, und auch der deutschen war diese und die Verehrung der Elemente, so wie sie damit verbunden zu sein pflegt, wohl nicht unbekannt. Die griechische steht auch hier als die vollkommenste in der Mitte, und dürfte unter allen am wenigsten an einen bestimmten philosophischen Sinn gebunden, am meisten reine Dichtung sein.

Ueber die Entstehung und das eigentliche Wesen der Poesie verbreitet sich von hier aus ein unerwartetes Licht. Zwar es hat dieselbe einen zwiefachen Ursprung; der eine ist durchaus natürlich, indem das Gefühl bei wilden, wie noch bei gebildeten Menschen, sich überall in Gesang aushaucht. Aber es giebt noch einen andern mythischen Bestandtheil der alten Poesie, der nicht so einfach zu erklären ist; hier kann man nicht sagen wie bei jener bloßen Natur-Poesie des Gefühls: daß dieß eben so überall von selbst und immer wieder von neuem entstanden sei, und noch entstehe; es ist ein tiefer Zusammenhang in diesem alten Gewebe der Fantasie.

Aus dem immer noch durch den Gedanken des Unendlichen und Göttlichen befruchteten Naturdienst und Aberglauben, ging

zuerst die Fülle der ursprünglich wilden und riesenhaften Dichtung hervor; als das schöne Licht einer sanftern und edlern Begeisterung hinzukam, ward die rauhe Fabel durch eben diese Milderung zur Poesie. Grade dieß ist auch der Charakter der griechischen Dichter, nähmlich derjenigen, die es ganz sind, in denen die Fülle und Kraft der alten Fabel noch lebendig wirkt, und die Mythologie noch nicht zu einem bloßen Bilderspiel der Dichtersprache verdunstet ist.

Sehen wir nicht bloß auf die Form wie die Buchstabengelehrten und gewöhnlichen Kunstkenner, sondern auf den Geist, auf das innere Leben; so sind es alle nur Dichter einer Art, mythische oder heroische Dichter; alle jene unwesentliche Verschiedenheiten der äußern Form verschwinden, und es ist im Homer wie im Aeschylos, im Pindar wie im Sophokles, immer nur jene Verbindung und Verschmelzung des ursprünglich Wilden und Riesenhaften mit dem Sanften, was den eigenthümlichen Reiz ihrer Darstellungen ausmacht; nur in verschiedenem Verhältnisse, in verschiedenen Stufen-Abweichungen, oder Eigenheiten der Härte und der Anmuth.

Dieß, und nur dieß allein ist eigentlich Poesie; und alles was in spätern Zeiten, wo die Kunst so manches an den ursprünglichen Kern angebildet hat, so genannt wird, ist es nur, weil es einen ähnlichen Geist athmet wie jene alte Heldenfabel, oder weil es sich noch auf sie bezieht; Anwendung, Entfaltung, oder Nachbildung derselben ist. Wäre es nicht zu kühn, nach so wenigen Bruchstücken schon eine Vermuthung zu wagen, so würde ich dafür halten, daß die indische Poesie diesem ihren eigentlichen Wesen nach, von der ältern griechischen so sehr verschieden nicht sei; nur daß sie dasselbe, wenn ich so sagen darf, nach einem noch größern Maaßstabe darbiethet, indem theils die ursprünglich zum Grunde liegende Fabel ungeheurer und wilder, theils aber auch die spätere Milderung noch geistig sanfter und lieblicher, noch sinnlich und sittlich schöner ist als selbst in der Anmuth des Pindar und Sophokles.

Der Charakter und der Ursprung auch der bildenden Kunst bei den Indiern, Aegyptern und ältern Griechen ist im Ganzen

völlig derselbe wie der der heroischen Poesie; und eben jene Verbindung des riesenhaft Kühnen und des Sanften, worin das Wesen der alten Poesie besteht, ist auch die eigentliche Bedeutung der plastischen Schönheit der Griechen, wenigstens so lange als noch Spuren vom großen Styl vorhanden, die alte Erinnerung noch nicht verloschen, und der Sinn der Kunst noch nicht verloren war.

Zweites Kapitel.

Von den ältesten Wanderungen der Völker.

Poesie, die in jenem Alterthume mit Religion innig verbunden und fast eins mit ihr war; gewisse, uns auf den ersten Anblick vielleicht ganz fremde und unerklärliche Ideen, die aber aus der innersten Tiefe der damahligen Denkart hervorgingen, haben unstreitig einen sehr bedeutenden Einfluß auf die ältesten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt, wenn gleich der Drang des Bedürfnisses, und die Lockung des äußern Vortheils neben jenen Ideen auch mit gewirkt haben, wie dieß selbst in spätern Zeiten mehr als einmahl geschehen ist. Sind einmahl Ackerbau und Städte, die ersten Künste des Kriegs und des Friedens vorhanden, so finden ungefähr eben die Verhältnisse des Anbaus und Erwerbs, des Handels und der Eroberung auch im hohen Alterthume Statt, die in der neuern Geschichte so ausschließend zu herrschen scheinen. Ehe wir aber den Einfluß der Religion auf die Stiftung der indischen Kolonien betrachten, müssen wir zuerst einige allgemeine Betrachtungen voranschicken, über die Art, wie man die ältesten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verschiedenheit und Entstehung, zu betrachten hat.

Will man die ganze Mannichfaltigkeit der so verschiedenen Völkerschaften zum Gegenstande der Untersuchung machen, so muß man vor's erste jede willkührliche Voraussetzung und Meinung über ihren gemeinschaftlichen Ursprung, und etwaige Ursache der Trennung bei Seite setzen, und die Völkerschaften bloß nach den

Kennzeichen des höhern oder geringern Alters sondern, so wie der Naturforscher die Lagen der verschiedenen Erdarten in den Gebirgen und auf der Oberfläche des festen Landes, der Natur aufmerksam folgend, ordnet. Das erste Kennzeichen ist auch hier die Sprache; mehr aber die innre Structur als der materielle Theil derselben, die Wurzeln, auf deren oft weitgesuchte Aehnlichkeit man gewöhnlich allein sieht. Das nächste an Wichtigkeit nach der Sprache ist der Gebrauch der Metalle, sowohl des Kupfers und Eisens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zum allgemein geltenden Zeichen des äußern Werths der Dinge; und die Zähmung derjenigen Thiere, die dem Menschen am nützlichsten, und zu jenen Künsten am unentbehrlichsten sind. Doch kann der Umstand, daß sich in Amerika, als es entdeckt ward, die in der alten Welt allgemein verbreiteten dienstbaren Thierarten nicht fanden, noch keinen vollständigen Beweis abgeben, daß die Amerikaner ein eigner von dem asiatischen verschiedener Menschenstamm seien, worauf so manche allen amerikanischen Sprachen gemeinschaftliche Seltsamkeit, so manche sehr auffallende und doch allen diesen Völkern gemeinsame Sitte, und die allgemeine Unbekanntschaft mit dem Gebrauche der Metalle, führen könnte; denn auf den ostindischen Inseln, wo doch Sprache und andre Anzeichen die asiatische Abstammung beweisen, fehlen jene Thierarten gleichfalls; und wenn die fremden asiatischen oder europäischen Ankömmlinge, welche, wie es theils aus chinesischen Urkunden historisch gewiß, theils der Mexikaner glaubwürdigen Sage gemäß ist, die beiden Reiche von Peru und Mexiko stifteten, diese Thierarten nicht mitbrachten, oder die mitgebrachten nicht zu erhalten wußten, so konnte ja dieß auch bei den ersten Einwanderern eben so der Fall sein.

Ueberhaupt findet sich an den östlichen Enden Asiens schon manches mit Amerika Uebereinstimmende. Eben so kann auch der im innern Afrika weiter verbreitete Gebrauch der Metalle und der dienstbaren Thierarten noch nicht hinreichen, die asiatische Abstammung der Neger zu beweisen, wofern sich nicht noch andre Gründe finden, um dieß wahrscheinlich zu machen, und was dieser Meinung entgegensteht, zu entkräften.

Die physische Verschiedenheit der Menschenstämme ist, we-

nigstens so weit sie bis jetzt entwickelt worden, von nicht so großer historischer Wichtigkeit. Der merkwürdigste und größte Unterschied ist wohl der, daß die Amerikaner weder im Süden so negerartig werden, noch im Norden die Weiße und übrigen Eigenschaften der Europäer und Bewohner des westlichen Mittel-Asiens in dem Grade annehmen, als dieß beim asiatischen Stamme geschieht. Dieß würde also eine größere physische Biegsamkeit und Bildsamkeit zur Abartung vielleicht nicht minder als zur Veredlung bei dem asiatischen Menschenstamme voraussetzen, als bei jenem; da die asiatische Abstammung weißer Stämme in Europa und der schwarzen Bewohner des südlichsten Indiens, so wie der indischen Inseln, durch Sprache und alle mögliche andre Beweisgründe, historisch erwiesen ist.

In diesen Völkerschichten nun sehen wir, wie der Naturforscher im innern Bau der Gebirge, einen Theil der verlornen Urgeschichte gleichsam in einem Grundrisse vor Augen, der uns hier und da mit der überraschendsten Klarheit anspricht, an andern Stellen aber unverständlich bleibt, weil wir wohl das Allgemeine und den Zusammenhang des Ganzen zu vermuthen und uns zu denken, aber nie die ganze Fülle alles Einzelnen zu errathen vermögen.

Ein andrer für die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers fast noch wichtigerer Gegenstand, ist die Mischung der Völker, die vorzüglich im persischen Reiche, längst dem Gihon und Euphrates, am Kaukasus und in Klein-Asien, überhaupt in dem mittlern westlichen Strich jenes alten Welttheils Statt fand. Wenn es im Kreise dieser Untersuchung läge, diese Sache vollständig in's Licht zu setzen, so würden wir uns zu zeigen bemühen, wie durch Wanderung allein neue Völker entstehen können; wie nähmlich plötzliche Veränderung des Klima's und des ganzen äußern Lebens auch in Sprache und Sitten eine große Revolution hervorbringen müsse, und wenn einige Mischung mit Stämmen andern Geschlechts hinzukömmt, eine wirklich neue Nation daraus werde von ganz eigenthümlichem Charakter und individuellem Gepräge, das, wenn der Moment der Gährung und des Entstehens einmahl vorüber ist, sich nun Jahrtausende fast unverändert erhalten kann. Es würde sich alsdann bestimmen lassen, mit welchem Rechte Mittel-

Asien von den Geschichtforschern so oft als die Mutter und unversiegliche Quelle immer von dort auswandernder Völker betrachtet und geschildert worden, und in wiefern und in welchem Sinne dieß wirklich gegründet sei, da der zweifache Strom der Wanderung, deren gewöhnlicher und gleichsam natürlicher Lauf fast immer nach Nordwesten gerichtet war, hier vom Osten und vom Süden her zusammentraf, hier also die Mischung am mannichfaltigsten und fruchtbarsten, und dieser Erdstrich wirklich die Stätte war, wo von Alters her Nationen entstanden und sich bildeten.

Man wird nie eine klare und verständliche Ansicht der ältesten Geschichte erhalten, so lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach bloß mechanischen Gesetzen betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rücksicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm sich in mehre kleine theilen, und immer individueller absondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Mischung aus mehren verschiedenen Völkern ein drittes ganz neues entstehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet ist. Nur durch eine solche genetische Ansicht kommt Licht in das Chaos von Thatsachen und Ueberlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir alte Geschichte nennen.

Auch darf man nicht alle Nationen, die wir jetzt in Asien kennen, bei den Alten wieder finden wollen, noch weniger alle diejenigen, deren sie erwähnen, in der heutigen Erdkunde aufsuchen; manche Nationen, die auf solche Weise entstanden, sind auf eben die Art auch wieder von andern verschlungen worden und gänzlich untergegangen, wie wir ja auch in der Sprache der Basken, so wie der Arnauten und Walachen nur noch schwache Reste und bloße Anzeichen von ehedem vielleicht großen und weit verbreiteten Nationen übrig haben. Andre Nationen dürften jüngern Ursprungs und erst in noch ziemlich neuen Zeiten zu dem, was sie jetzt sind, zusammengewachsen sein.

Drittes Kapitel.

Von den indischen Kolonien und der indischen Verfassung.

Wir haben diese Fragen hier nur, so weit der Zusammenhang des Ganzen es forderte, im Vorbeigehen berühren wollen; denn zu unsrer gegenwärtigen Untersuchung gehört eigentlich nur der dritte Gegenstand, der das Nachdenken des Forschers in der ältesten Geschichte auf sich zieht; die Verwandtschaft nähmlich der ältesten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Hindeutend auf diesen Zusammenhang sind Religion und Mythologie, erwiesen wird die Verwandtschaft durch die Sprache, und nächstdem biethet auch die Architectur, so wie wir sie an den alten ägyptischen, persischen und indischen Denkmahlen bewundern, noch einiges Gemeinsame dar, und ist eine Bestätigung mehr für die Einheit des Ursprungs aller asiatischen Bildung; und diese letzte ist doch der eigentliche Gegenstand und Zweck aller Geschichte. Von Amerika und von dem südlichen Afrika würde es gar keine Geschichte geben, wenn alles in demselben Zustande dürftiger Wildheit stets verharrt wäre, und wenn nicht auch diese Länder von Asien und Europa aus, manchen Zufluß und Samen höherer Geistesthätigkeit, Bildung und Bewegung erhalten hätten.

Wenn wir hingegen bei den asiatischen Völkern selbst im frühesten Alterthum etwas Höheres als Wanderungen ohne einen andern Zweck, als den Drang des Bedürfnisses, wenn wir Einheit und Aehnlichkeit einer tief begründeten Verfassung und Denkart bei ihnen wahrnehmen, so müssen wir uns an die Riesengröße und Festigkeit der Bauart in ägyptischen und indischen Denkmählern, im Gegensatze der gebrechlichen Kleinheit moderner Gebäude erinnern, um den Gedanken, daß die größten Reiche und vornehmsten Nationen von einem Stamme ausgegangen, daß sie Kolonien eines Volkes, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar indische Kolonien seien, nicht zu ungeheuer zu finden. Die Kolonien der Griechen und Römer erscheinen im Einzelnen nicht sehr bedeutend gegen jene alte Größe, und doch welche wichtige

Veränderungen und Wirkungen haben auch diese im Ganzen hervorgebracht.

Freilich braucht die Verbindung nicht immer unmittelbar gewesen zu sein; durch wie viele jetzt verlorne Zwischenglieder mag die Lehre von der Seelenwanderung gegangen sein, ehe sie von Indien aus bis zu den Druiden des alten Galliens gelangte? Wenn wir noch in Peru einen Königsstamm der Sonnenkinder, ein altes Reich auf die Verehrung des Sonnengottes gegründet, und so manche andre indische Spuren finden, so würden wir, wenn uns die chinesischen Geschichtsbücher nicht einigen Aufschluß darüber gäben, Vermuthungen auf Vermuthungen bauen, wie alles dieß sich so weit hierher verlieren konnte.

Die Stärke der Bevölkerung bei den abgestammten Nationen, besonders der germanischen und persischen, darf dabei am wenigsten Schwierigkeit machen. Wenn die Anzahl der sämmtlichen Slawen, nach den Angaben der Geographen, die freilich meistens andre Gesichtspunkte haben als die Stammverschiedenheit, mit Inbegriff aller in der Türkei und in Deutschland zerstreuten, eher über als unter fünfzig Millionen sein dürfte, wenn auch die der Germanen nah an vierzig angeschlagen werden möchte, auch ohne noch die nicht celtisch redenden Bewohner Engellands und die Engelländer in Nord-Amerika hinzu zu rechnen, so ist keinesweges nothwendig, anzunehmen, daß der ursprüngliche Stamm das gewöhnliche Maaß einer großen wandernden Horde überstiegen habe, wie wir deren mehre noch ziemlich historisch genau kennen; da außer dem allmähligen Anwachs, der oft vielleicht durch die Verbreitung und Zerstreuung noch befördert ward, ganze kleinere Stämme und Völker beim ersten Entstehen von dem herrschenden verschlungen und ihm einverleibt wurden.

Bedenke man nur, wie sich die lateinische Sprache, anfangs nur dem mittlern Italien eigen, da im Norden Celten, im Süden Griechen wohnten, von diesem kleinen Fleck aus, fast über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Noch in ihren Töchtern, den romanischen Sprachen, herrscht sie fast in allen Welttheilen; das Italienische ist die Handelssprache des Morgenlandes, wie das Portugiesische der afrikanischen und aller indischen Küsten; das

Spanische ist die Sprache des größten Theils der neuen Welt geworden; des gesellschaftlichen Einflusses der französischen Sprache, des Gebrauchs der ausgestorbenen lateinischen zur Gelehrsamkeit und in mehren Ländern noch jetzt zur Unterredung und zur Religion, (wie das Samskrit, oder wenigstens einzelne Formeln desselben in Siam und Thibet liturgisch gebraucht werden), der beträchtlichen römischen Einmischungen endlich in der englischen, deutschen und walachischen Sprache gar nicht zu erwähnen. So weit hat ein anfangs wenig zahlreiches Volk noch nach zwei Jahrtausenden seinen Einfluß und seine Sprache verbreitet, dessen eigentliche Herrschaft doch, da sie am stärksten war, wohl nur selten die Bevölkerung des ganzen Indiens überstiegen hat. Denn das darf nicht übersehen werden, daß Indien eins der volkreichsten Länder immer gewesen und auch noch gegenwärtig nach so vielen zerstörenden Revolutionen der letzten Jahrhunderte, bei allgemeinem Verfall und hartem Druck es geblieben ist. Wie leicht mochte also in den Zeiten des alten Wohlstandes der Ueberfluß selbst die Auswanderung zum Bedürfniß machen!

Fast noch weiter und ungleich schneller als die Römer haben die Araber durch Eroberungen, Handel und Kolonien ihren Einfluß und ihre Sprache über einen großen Theil von Asien, den ganzen Norden, die Küsten und bis tief in das Innere Afrika's, ja bis auf die entlegenen indischen Inseln verbreitet, wo unsre Geschichte oft nicht zureicht, zu erklären, wie das Arabische, was wir daselbst in Sprache und sonst unläugbar finden, in so ferne Gegenden gekommen sei. Kann etwas Aehnliches nicht auch zu einer viel frühern Zeit in Rücksicht der Indier Statt gefunden haben, wenn gleich sie niemahls eigentliche Eroberer waren? Wir haben Grund genug, es zu behaupten, und können wenigstens im Allgemeinen nachweisen, wie es möglich war.

Was die weite Entfernung der Römer und Griechen und noch mehr der germanischen Völkerschaften von dem Mutterlande betrifft, so sind schon im ersten Buche einige Sprachen und Völker, die mit jener Familie in einer geringeren aber doch noch in einiger Verwandtschaft stehen, als Mittelglieder angeführt worden; dazu kommt, daß der Norden der westlichen Halbinsel Indiens,

bis an die Gränzen von Persien und Turkhind, von den ältesten Zeiten an der Sitz der indischen Bildung nicht nur, sondern auch der mächtigsten Reiche und Dynastien war.

Auch waren die Kolonien nicht immer zugleich Auswanderungen; eine geringe Anzahl konnte oft hinreichend sein, eine solche Kolonie zu stiften, wenn es nicht bloß Eroberer und Krieger, sondern die Einsichtsvollsten jener Zeit, wenn es Priester waren, die irgend eine Ursache hatten, ihr Vaterland zu verlassen, und unter wilde Völker zu gehen, um sie zu bilden und zu beherrschen. Der Irrthum führt oft einen eben so starken Bekehrungseifer mit sich als die Wahrheit, wo sich die Absichten eigennütziger Herrschsucht um so besser anschließen können. So wie an der persischen Auswanderung der Kriegerstand und Adel wohl den größten Antheil genommen haben mag, so trägt dagegen Aegypten ganz das Ansehen einer solchen Priesterkolonie. Daß es nur das und nicht zugleich Auswanderung war, beweist der so gar nicht indische Charakter der koptischen Sprache; sei es nun, daß diese Priester aus dem Mutterlande selbst unmittelbar dahin gekommen, was nicht undenkbar ist, oder daß südlich von Aegypten ein älteres gebildetes Aethiopien gewesen sei, und die ägyptische Bildung erst von daher abgeleitet worden.

Daß noch ganz andre Ursachen und Bewegungsgründe zur Auswanderung mitgewirkt haben möchten, als der bloße Andrang einer überströmenden Bevölkerung, ist schon früher angedeutet worden. Wir wollen nur eines erwähnen. Welche unüberseh-liche und ungeheure Veränderung und Zerstörung mußte nicht das erste Verbrechen, Mord und Krieg, der erste bestimmte Abfall von Gott, in dem Bewußtsein des Menschen hervorbringen? Angst und wüste Begierde war die gewisse Folge; und was zuvor ein stilles Sinnen, ein ruhiges Denken und unmittelbares Schauen gewesen war, ward nun wilde Einbildung, Schreckniß und Lüge. Was mußte nicht alles vorgehen, ehe das gottbefreundete Wesen sich entschließen mochte, am Leichname ermordeter Thiere eine greuelvolle Nahrung zu suchen? Der Abscheu der Brahminen vor thierischer Nahrung hat ein so altes Gepräge, daß er wohl als ein übrig gebliebenes Erbtheil des frühesten

Zustandes angesehen werden könnte. Hat nicht dieselbe innre Furcht, die den Gefallnen antrieb, in den Eingeweiden des Opferthieres nach dunkeln Anzeichen bevorstehenden Unheils angstvoll zu forschen, und aus dem Innern der Erde die Metalle hervorzureißen, in denen er, noch nah an der Zeit, da man das Wesen der Naturdinge unmittelbar in Gott erblickte und begriff, bald die irdischen Gestirne und Lenker seines künftigen Geschicks, die Mittel friedlicher Nahrung, aber auch die Werkzeuge neuer Verbrechen und Kriege erkannte; hat nicht eben diese Unruhe den fliehenden, gleich dem ersten mit Blut gezeichneten Mörder, noch weiter verfolgt und bis an die äußersten Enden der Erde umher getrieben? — Doch wir wollen uns hier nicht auf solche Thatsachen gründen, für die es wohl eine andre aber keine eigentlich historische Gewißheit geben kann, weil sie älter sind als alle Geschichte, die erst dann entstehen konnte, nachdem jene erschreckte Einbildungskraft, wovon wir in den ältesten Denkmahlen des menschlichen Geistes noch so viele Spuren finden, bis zur Erinnerung gemildert und beruhigt war.

Ein Denkmahl für die früheste Geschichte Indiens haben wir, was zuverlässiger und älter ist als alle, die in Worten abgefaßt und durch Schrift erhalten sind; dieses ist die indische Verfassung selbst. Konnte eine für die niedern Stände so harte Verfassung wohl anders als durch Gewalt und eine Zeit des Kampfs eingeführt werden, dessen Schwankungen und Gährungen zahlreiche Stämme zur Auswanderung zwingen und bewegen konnten und mußten? Durch die Mischung solcher aus dem Mutterlande fliehenden Stämme mit wilden Völkerschaften ließe sich die entferntere Annäherung und Verwandtschaft der slawischen an die Familie der edlen Sprachen erklären. Doch brauchten es nicht bloß unterdrückte zu sein, die da flohen; andre konnten bloß, weil sie das Verderben und die Zerrüttung, die der Einführung einer solchen Verfassung nothwendig vorhergegangen sein müssen, verabscheuten und rein geblieben waren, gleichfalls fliehen, um sich in weiter Ferne noch unbefleckte Wohnsitze zu suchen und dort der alten Frömmigkeit getreu zu leben.

Aber nicht bloß die erste Einführung der indischen Verfassung

mußte Zeiten der Unruhe und Gährung mit sich führen; auch in ihr selbst lagen Keime genug zum Zwiespalte und zum innern Kriege. Zwar seit Alexander biethet uns die indische Geschichte fast nichts dar, als eine Reihe von Unterjochungen durch ausländische Sieger und eine Reihe innrer Revolutionen, die aber mehr ein bloßer Wechsel der Herrscher und der Dynastien waren, als eine wesentliche Veränderung der Verfassung selbst herbeiführten. Die einzigen Buddhisten machen eine Ausnahme, die wohl nicht so der Lehre als der Verfassung wegen, weil sie die Eintheilung der Stände antasteten und den erblichen Unterschied derselben aufheben wollten, verfolgt und vertrieben wurden; doch ward die Verbreitung ihrer Lehre in die nah gelegnen großen Länder nicht durch eine förmliche Auswanderung, sondern mehr nur durch einzelne Missionen bewirkt. In früheren Zeiten aber, ehe die Verfassung so fest und zu einer andern Natur geworden war, mußte es noch größere Unruhen und Veränderungen geben. Auch, nachdem die unbezwingliche Uebermacht des erblichen Priesterstandes einmahl entschieden war, blieb dem Kriegerstande desto freierer Spielraum zu einzelnen Fehden unter sich, die der Verfassung ja doch keinen wesentlichen Eintrag thun konnten. Und wovon handelt eine der ältesten indischen Dichtersagen im Mohabharot anders als von dem großen Bürgerkriege zweier verwandten uralten göttlichen Königs- und Heldenstämme? Ehe sich aber die Kshetrya's, die ursprünglich derselben Abkunft waren, von den erblichen Priestern absonderten, und das Verhältniß der beiden Stände ganz so bestimmt ward, wie es nachher blieb, mußte mancher harte Kampf und manche Erschütterung vorangehen. Nicht umsonst wird vom Pocosramo gerühmt, daß er die bösen Könige vertilgt, den verwilderten Adel bestraft und seine Macht beschränkt habe.

In den Stammverzeichnissen der Indier wird nicht selten von einem oder dem andern Geschlechte bemerkt, daß sie ausgeartet und Barbaren — Mlecchа's — geworden, d. h. zu andern für wild gehaltnen Völkern ausgewandert und übergetreten seien. Monu's Gesetzbuch (**X, 43 — 45**) nennt uns eine ganze Reihe solcher verwilderter und barbarisch gewordner Kshetrya-

Stämme, unter denen wir die Nahmen mehrer großen und berühmten Nationen wieder finden; die Sakas, die Chinas und die Pahlavas; dieses sind wohl die alten Pehlvans oder Meder, von deren Sprache das Pehlvi ein obgleich entstelltes Ueberbleibsel sein mag; zu welchem Volksstamme dem Nahmen nach auch die Paphlagoner gerechnet werden könnten. Ferner die Yavaner; wenn diese, wie behauptet wird *), in den Puranas mehr als eine dem sinnlichen Naturdienste ergebne Secte geschildert werden, die auch der Religion wegen Kriege geführt haben, so streitet dieß doch damit, daß sie hier unter den übrigen verwilderten Kshetryas aufgeführt werden, eigentlich nicht, da beides mit einander bestehen kann.

Wir müßten freilich erst mehr Urkunden haben, um zu prüfen, was in den indischen Büchern von Religions-Kriegen aus uralten Zeiten vorkömmt. An sich aber ist nicht unwahrscheinlich, daß schon sehr frühe, was später bei Gelegenheit der Buddhisten, geschehen sein mag, da die Neuerung zu sehr auch die alte Verfassung berührte, als daß sie ohne Krieg hätte vorübergehen können. Stoff genug zu Unruhen und Zwiespalt enthielt die große Verschiedenheit der Seeten und Denkarten, die in Indien ehedem geherrscht haben, von denen allen das heutige System, welches sie nur in eine erträgliche Vereinigung zu bringen suchte, noch Spuren enthält. Der gegenseitige Religionshaß der Perser und Aegypter könnte allein hinreichen, um die gewöhnliche Meinung, daß der Polytheismus der alten Welt durchaus tolerant sei, zu widerlegen. Wenn die Geringschätzung der Anhänger einer intellectuellen Religion, wie die persische war, gegen den polytheistischen Aberglauben oft in gewaltsame Bekehrungssucht übergeht, wie beim Kambyses, so erzeugt der mythische Volksglaube gegen die, welche sich absondern und höher erleuchtet dünken, oft einen Haß voll Erbitterung, wie bei den syrischen Griechen gegen die Juden. In Indien waren beide streitende Elemente,

---

*) Nach Stellen bei Wilford, der in eignen Vermuthungen oft sehr gewagt, wo er aber bloß citirt und übersetzt, bei seiner Kenntniß der Sprache zuverlässig ist.

deren Kampf von jeher so viele große Religions=Kriege bis auf die neuesten Zeiten hervorgebracht hat, schon vor Alters beisammen; aber gewiß nicht immer so friedlich als jetzt, da alles lange geschwächt und das ganz unverträgliche so oft schon ausgestossen worden ist, oder sich selbst freiwillig abgesondert hat.

Wenn es gegründet ist, daß unter den Yavanern der indischen Bücher mehre westlich gewanderte, dem sinnlichen Naturdienste ergebne, Völker zu verstehen sind, so müssen wir vielleicht längst dem Euphrat und Tigris herauf durch Phönicien und Klein=Asien den Weg suchen, auf welchem altastatische Stämme, und mit ihnen indische Sprache und Vorstellungen sich bis nach Griechenland und das mittlere und untere Italien verbreitet haben. Gesetzt auch, was noch gar nicht erwiesen ist, daß Babylon und das umher liegende Hauptland in den ältesten Zeiten schon von einem syrisch redenden Volke bewohnt ward; so war doch gewiß so frühe, als hier ein großes Reich war, dieses eben wie auch später aus sehr verschiednen Völkern zusammengesetzt. Phrygien, ein von Babylon abhängiger Lehnstaat, giebt schon ein Mittelglied mehr, da wohl kein Geschichtskundiger mit den Alten, die sich so gern zu Autochthonen machten, die zahlreichen Hellenen in Klein=Asien erst aus Europa wird ableiten wollen. Zwar sind in spätern Zeiten unstreitig viele dieses Weges wieder nach Asien gekommen, wie vielleicht bei jeder großen Wanderung einzelne Helden und Kriegsheere oder auch friedliche Anpflanzer denselben bekannten Weg, den sie gekommen waren, auch wieder zurückwanderten. Denn die großen Wanderungen geschahen fast immer allmählig, fast immer blieb noch Verkehr und gegenseitige Kundschaft zwischen denen in der Ferne und den Zurückgebliebenen, bis die weite Entlegenheit und noch mehr die Länge der Zeit die allmählig Entfremdeten für immer so ganz trennte, daß oft beide Theile bei einem spätern Wiederbegegnen über die unläugbaren Beweise einer gemeinsamen Abkunft gleich sehr erstaunten.

Wie manches Königs= und Heldengeschlecht in Hellas und Italien ward nicht aus Klein=Asien hergeleitet! Babylon, oder wie man sonst das große alte Reich am Euphrates und Tigris

nennen will, das noch vor den Persern seine Herrschaft bis tief in Klein-Asien hinein erstreckte, war, was es seiner ganzen Lage nach sein mußte, eine Seemacht *); und auch die Hellenen waren schon in den ältesten Zeiten ein seefahrendes Volk. Daß die italischen Völkerschaften des mittleren Landes, die mit den Lateinern von gleicher Abkunft waren, zur See gekommen seien, beweist die ganze Lage der verschiedenartigen Völkerschaften in Italien, denn wenn sie zu Lande etwa über die carnischen Alpen durch Venetien ihren Weg genommen hätten, so müßten bei einer solchen Einwanderung mehr Spuren dieses Weges im nördlichen Theile Italiens übrig geblieben sein.

Von der indischen Verfassung finden sich bei den ältesten Römern vielleicht bei genauer Ansicht noch mehr Ueberbleibsel als man beim ersten Blicke denken sollte. Die Patricier, die ausschließend das Recht der Augurien hatten, waren wohl ursprünglich nichts anders als der erbliche Priesterstand; und nur dadurch, daß dieser auch den Krieg übte und die Rechte des Kriegerstandes mit an sich riß, ward der eigentliche Adel (die equites) zurückgedrängt, bis die Alleinherrschaft dieses übermächtigen kriegerischen Priesteradels den Widerstand des Volks aufreizte und jener Kampf begann, der uns noch jetzt in den alten Geschichten so lebhaft anzieht.

Wenn die Griechen Alexanders eigentliche Republiken bei den Indiern zu finden glaubten, so dürfen wir dieses doch wohl schwerlich nach der Weise der hellenischen, phönicischen oder italischen Freistaaten verstehen. Die Griechen hatten keinen Begriff von einer ständischen Verfassung, wie es die indische von Alters her war; noch von einem auf unverletzlich heilige ständische Rechte gegründeten, gesetzlichen und freien Königthume; sie werden also nach ihrer Weise für isolirte Freistaaten gehalten haben, was nur dem größern Ganzen einverleibte selbstständige Glieder desselben waren. Nur das eine ist in der Verwirrung der ältesten indi-

---

*) Was über die Wasserbaukunst der Babylonier und andres dahin gehörige bei den Alten vorkommt, findet sich zusammengestellt in Heerens Ideen über den Handel der alten Welt u. s. w.

schen Geschichte klar, daß es schon damahls große Monarchien in Indien gab, obgleich ständische, durch die erblichen Rechte der Priester und des Adels vielfach beschränkte. Auch bei den von Indien abstammenden Nationen und Kolonien dürfte die republikanische Verfassung erst später entstanden, die monarchische in den ältesten Zeiten die herrschende gewesen sein, besonders wo der Kriegs- und Adelstand den größten Antheil an der Bildung des Ganzen hatte, wie in Persien. Merkwürdig bleibt es immer, daß die geschichtlichen Urkunden des westlichen Asiens, wie die Dichtersagen des an Asien gränzenden südöstlichen Europa's, beide mit Erzählungen von einer uralten Königs-Burg, einem herrlichen Reiche beginnen, dessen durch Ueppigkeit und Uebermuth erfolgte Zerstörung, zur Zerstreuung der Stämme und Völker, zu vielen Abentheuern und auch zur Stiftung mancher kleinern und neuern Staaten Gelegenheit gegeben habe. Hat die Sage vom trojanischen Kriege einen historischen Sinn, wie ihr altes Gepräge vermuthen läßt, so sind wir berechtigt, sie aus der hellenischen Beschränktheit heraus zu rücken, und an die größere asiatische Ueberlieferung anzuknüpfen. Daß Nahmen von Orten, Bergen oder Städten, die in der Sage eine große Stelle einnehmen, im Verlaufe der Zeiten mit dem Fortrücken der Sage und des Volkes selbst, oft noch weiter, immer näher und mehr westlich gerückt worden seien, ist zu bekannt, als daß es der Beispiele bedürfte.

Es darf wohl kaum erinnert werden, daß alle diese Bemerkungen nichts weiter sollen, als nur ungefähr die Aussicht eröffnen, wie fruchtbar das indische Studium auch an historischen Folgerungen sein dürfte. Manches Einzelne in der ältesten Völkergeschichte Asiens wird sich erst ganz fest entscheiden, ein vollständiges Bild des Ganzen erst dann entwerfen lassen, wenn noch mehre Hülfsmittel gegeben sind; besonders eine kritische Bearbeitung der eigenthümlichen indischen Erdkunde aus den Quellen, die vielleicht auch noch in andrer Rücksicht sehr lehrreich sein würde, und eine vollständige Uebersetzung des Skondopurano, der für Geschichte unter allen Puranas am meisten enthalten soll. Indessen läßt sich doch schon aus dem wenigen, was wir bis jetzt haben, vieles erklären und aufhellen, und oft grade was das

Schwerſte und Befremdendſte ſcheint. So kann z. B. wohl nichts ſo viel Zweifel erregen, als wie eine Völkerſchaft aus dem fruchtbarſten und geſegnetſten Erdſtriche Aſiens bis in den äußerſten ſkandinaviſchen Norden hinauf habe wandern mögen; denn ſie immer wieder durch andre Horden hinauf drängen zu laſſen, dürfte beſonders bei einem ſo zahlreichen Stamme, wie der der germaniſchen Völker war, eine Erklärung ſein, wobei der Geſchichtskundige ſich wohl ſchwerlich befriedigen möchte. In der indiſchen Mythologie findet ſich etwas, was dieſe Richtung nach Norden vollkommen erklären kann; es iſt die Sage von dem wunderbaren Berg Meru, wo Kuvero, der Gott des Reichthums, thront. Mag nun dieſer Begriff aus einer mißverſtandenen Ueberlieferung, oder aus was immer für einer dunklen Naturanſicht und Naturaberglauben entſtanden ſein; genug, dieſe hohe Verehrung des Nordens, und des heiligen Berges im Norden iſt da und ſie iſt nicht bloß eine Nebenſache in dem ganzen Syſteme der indiſchen Denkart, ſondern ein überall wiederkehrender, allen ihren Dichtungen tief eingeprägter Lieblingsbegriff. Es wäre nicht das erſte und nicht das einzige Mahl, daß dichteriſche Sagen und alte Geſänge, tief im innigſten Gefühle und Glauben mit Religion verwebt, auf die Züge und Abentheuer der Helden mehr Einfluß gehabt haben, als diejenigen glauben möchten, die von der Geſchichte nur die Politik kennen.

Geſetzt alſo, nicht bloß der äußere Drang der Noth, ſondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indiſchen Sagen überall verbreitet finden, habe ſie nordwärts geführt, ſo würde ſich der Weg der germaniſchen Stämme von Turkhind längs dem Gihon bis zur Nordſeite des caspiſchen Meers und des Kaukaſus leicht nachweiſen laſſen; ob ſie aber von da aus vorzüglich mehr die Gebirge aufgeſucht und ſich da angeſiedelt, oder ob ſie mehr den großen Strömen nachgegangen ſeien, wie die alten aſiatiſchen Nationen dasſelbe Leben an einem weit herrſchenden Fluſſe, wie am Ganges, ſo auch am Nil und Euphrat, überall wieder ſuchten; dieſe für unſre vaterländiſche Geſchichte ſehr wichtige Frage weiter zu verfolgen, iſt hier der Ort nicht.

Viertes Kapitel.

Von dem orientalischen und indischen Studium überhaupt, und dessen Werth und Zweck.

Nachdem wir die Fruchtbarkeit des indischen Studiums für Sprachforschung, Philosophie und alte Geschichte gezeigt und angedeutet haben, bliebe nichts mehr übrig als noch das Verhältniß der orientalischen Denkart überhaupt zur europäischen zu bestimmen, und den Einfluß darzustellen, welchen die erste auf die letztere gehabt hat oder haben soll, um auch von dieser Seite die Wichtigkeit des indischen Studiums deutlich zu machen, welches der Zweck dieser ganzen Abhandlung war.

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden ist, wodurch auch die europäische Denkart und Bildung an das orientalische Alterthum sich anknüpft, so ist hier der schicklichste Ort, das Verhältniß des indischen Alterthums zur mosaischen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenstand, den wir bei dem historischen Theile bis jetzt absichtlich vermieden haben, um den Leser nicht auf den unsichern Ocean so verschiedener Auslegungen und Hypothesen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieses sich in fast zahlloser Menge, eine über die andre wälzen. Die kritische Sichtung so vieler Meinungen würde eine eigne ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlassen.

Eins zwar, was für die Religion das Wesentlichste und allein zu wissen nothwendig ist, sagt uns die mosaische Urkunde in solcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Mensch nach Gottes Bilde erschaffen sei, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, dessen er sich anfangs erfreute, durch eigne Schuld verloren habe. Wenn die mosaische Urkunde in dem Verfolge ihres ältesten geschichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer

Wißbegier und zum historischen Unterrichte ward sie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweist, wie ein Strahl des ursprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung sei gerettet und erhalten worden; so zeigen uns die indischen Urkunden die Entstehung des Irrthums, die ersten Ausgeburten, deren der Geist immer mehre ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmahl die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlassen und verloren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch so herrliche Lichtspuren übrig geblieben sind.

Der Gegensatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt ist die Geschichte der ältesten Philosophie, d. h. der orientalischen Denkart, der schönste und lehrreichste äußere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionssysteme der ältesten Bölker Asiens kennt, nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, besonders aber von der Unsterblichkeit der Seele im alten Testamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundsäulen der Lehre aufgestellt werden. Der Meinung, daß Moses, er, dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von diesen bei den gebildetsten Völkern des alten Asiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben sollte, wird man wohl schwerlich irgend eine auch nur historische Wahrscheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele der meiste und gröbste Aberglauben sich fest und fast unabtrennlich angeschlossen hatte, so erklärt sich daraus das Verfahren des göttlichen Gesetzgebers auch in äußerer Rücksicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beschränktheit auslegt, daß sie, alles andre streng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk so hart absonderten, würde von selbst weggefallen sein, wenn man gewußt hätte, sich in den Zustand der orientalischen Völker der damahligen Zeit zu versetzen. Man stelle es sich vor Augen, wie damahls

bei den gebildetsten und weisesten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entstellt und entartet, *) und oft grade das Edelste auch bei Persern und Indiern am übelsten angewandt und mißdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Absonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles andere bei Seite setzend, gerichtet sein mußte, daß doch nur ja das kostbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Israeliten Jehova nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag sein; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer selbst es so gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und besondern Verhältnisse mit der Vorsehung, in welches der Mensch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Christenthums, so ganz verkennen, daß man sie mit jenem Irrthume verwechselte, der den Vorwurf der angeblichen jüdischen Beschränktheit des alten Testaments begründen soll.

Mit dem Christenthume hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und selbst der äußern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falsche Aehnlichkeit. Das Einzelne stimmt oft sonderbar überein, aber es ist alles entstellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es ist die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menschen. Von ganz andrer und höherer Art ist jene, gewiß auch dem Leser bei der Uebersicht der orientalischen Systeme, im zweiten Buche bemerklich gewordne Verwandtschaft und Aehnlichkeit, besonders der persischen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Bösen, mit der heiligen Schrift sowohl des alten als des neuen Bundes. Eben

---

*) Herrliche Winke darüber finden sich in Herders ältester Urkunde des Menschengeschlechts. Nur daß ich jeden trüben Strom entarteter Mystik nicht so unmittelbar aus dem reinen Quell göttlicher Offenbarung herleiten möchte. Sonst aber weht die Fülle des orientalischen Geistes in diesem Werke, wie in mehren der frühern theologischen Schriften Herders. —

daß man diesen Spuren zu ausschließend folgte, die ächte oder gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, ist oftmahls Ursache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Persern jener Lehre Irriges beigemischt war, findet sich in den heiligen Schriften nichts; was sie lehren, ist nicht System, sondern aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verstanden wird, leiten sie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils scheinbar so verwandten Denkart dazu dienen, es sogar historisch und ganz äußerlich zu zeigen, daß nur eine und dieselbe Ansicht, im alten Testamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrsche; nur das was dort bloß angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erscheint. Es dürfte daher die alte christliche Erklärungsart des alten Testaments die einzige richtige sein, und als solche durch eine vollständige Kenntniß der Geschichte des orientalischen Geistes auch von außen bestätigt werden. Es ist dieß sogar blos aus dem Gesichtspunkte der Kritik angesehen, ganz deutlich; es würde selbst dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift für nichts mehr hielte, als für eine der orientalischen Denkarten, gewiß in diesem Falle, von allen die erhabenste und tiefsinnigste. Denn wie läßt sich wohl ein Werk verstehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zum Grunde liegt? und wo kann wohl diese Denkart selbst ergriffen werden, als da, wo sie ganz ausgesprochen worden, und in vollkommner Klarheit erscheint? Daß dieß im neuen Testamente geschehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommnen Andeutung des alten, oder mit dem zum Theil irrigen persischen Systeme zusammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Testaments durch keine bloße Exegese aufgeschlossen werden, wenn dieselbe auch an Sprach- und andrer Neben-Gelehrsamkeit alle Meister des Talmud übertreffe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen.*)

*) Ein vortreffliches Beispiel dieser ältern Erklärungsart ist in der Geschichte der Religion Jesu von Fr. L. Grafen zu Stol-

Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren göttlicher Wahrheit finden sich überall, besonders in den ältesten orientalischen Systemen; den Zusammenhang des Ganzen aber und die sichre Absonderung des beigemischten Irrthums wird wohl niemand finden, außer durch das Christenthum, welches allein Aufschluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher ist, als alles Wissen und Wähnen der Vernunft.

Wir betrachten nunmehr mit einigen Worten den Einfluß, welchen die orientalische Philosophie, von der wohl gewiß ein bedeutender und nicht der schlechteste Theil indischen Ursprungs ist, auf die europäische gehabt hat. Sehr groß war dieser Einfluß von jeher, obgleich vielleicht kein einziges orientalisches System ganz rein nach Europa gelangt ist, und die Griechen eben so wohl als die Neuern alles, was sie von daher annahmen, sich selbstthätig aneigneten, und auf mannichfache Art umgebildet und verändert haben.

Aber wir müssen einen Begriff von dem Gange und eigenthümlichen Charakter der europäischen Philosophie voranschicken, ehe wir den Einfluß der orientalischen Ideen auf dieselbe deutlich machen können. Beim ersten Aufschwunge der noch ungeschwächten Geisteskraft ist die europäische Philosophie überall Idealismus, worunter wir nicht bloß die Lehre von der Ichheit oder von der Nichtigkeit des äußern Scheins verstehen, sondern jede Philosophie, die von dem Begriffe der selbstthätigen Kraft und lebendiger Wirksamkeit ausgeht, also auch das System der Stoiker, des Aristoteles und mancher von den noch ältern Griechen. Wenn der Begriff des Unendlichen noch vorhanden, die Kunde der alten Offenbarung aber schon verloren ist, was ist natürlicher, als daß der Mensch alles aus sich selbst zu nehmen glaubt, alles auf eigne Kraft und Vernunft gründen will? Alle die höhern Begriffe, die ihn in Sprache und Religion, in alten Gedichten

---

berg aufgestellt; einem Werke, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernst und jene schöne Klarheit herrscht, die nur da hervortritt, wo die höchste Erkenntniß zugleich das tiefste und lauterste Gefühl und Seele des Lebens geworden ist.

und Sagen von Kindheit an umgeben und unbewußt angeregt haben, hält er nun für sein Erzeugniß und sein Eigenthum; denn es waren nur einzelne Spuren des Göttlichen, deren Zusammenhang für ihn verloren war. Freilich hat man noch nicht gefunden, daß eine solche Philosophie bei irgend einem Volke entstanden sei, das wirklich sich selbst überlassen und von den Quellen und Strömen der alten gemeinsamen Ueberlieferung ganz weit entfernt lag; und wenn diese Weisheit wirklich so ganz aus sich selbst geschöpft wäre, als sie es vorgiebt, so würde sie sich wohl auch selbst besser aus den unsäglichen Verirrungen helfen können, in die sie sich auf diesem Wege jederzeit verwickelt hat. Diese häufen sich immer so sehr und so schnell, daß die Philosophie bald skeptisch wird, bis sie endlich, wenn die Verstandeskräfte durch langes Zweifeln hinlänglich geschwächt worden, zu der blos empirischen Denkart herabsinkt, wo der Gedanke der Gottheit, wenn er auch dem Nahmen nach stehen bleibt, doch im Grunde vernichtet wird, überhaupt die Idee ganz verschwindet, und der Mensch unter dem Vorwande einer vernünftigen Beschränkung auf den allein nützlichen Erfahrungskreis, den höheren Geist, der ihn doch allein wesentlich vom Thiere unterscheidet, als ein falsches Streben aufgiebt. Das Trostlose dieses letzten Geisteszustandes pflegt einzelne Denker zu wecken, denen es unmöglich bleibt, darin zu verharren, und die also irgend einen Rückweg zur ältern und bessern Philosophie suchen, und so es ihnen Ernst ist, gewiß auch finden.

Dieses ist der einfache Gang aller europäischen Philosophie von den ältesten Griechen bis auf die neuesten Zeiten. Dieser Kreislauf von einer Philosophie, die wenigstens den Begriff des Unendlichen und der selbstthätigen Kraft noch nicht verloren hat, zur Skepsis und endlich zur empirischen Denkart hat sich mehr als einmahl wiederhohlt; jede neue Wiederhohlung aber war von der vorigen verschieden, grade weil man mit dieser bekannt war und sie benutzte, das Neue zum Theil wenigstens sich an das Alte durch Umbildung oder durch den Gegensatz anschloß.

Noch mehr Unregelmäßigkeit aber und noch mehr Schwan-

kendes kommt in den Gang des europäischen Geistes, durch das immer von Zeit zu Zeit geschehene Eingreifen der orientalischen Philosophie als eines fremden Gährungsstoffs. Ohne die stets erneuerte Anregung dieses belebenden Princips würde der europäische Geist sich wohl nie so hoch erhoben haben, oder doch frühe wieder gesunken sein. Auch die höchste Philosophie der Europäer, der Idealismus der Vernunft, so wie ihn griechische Selbstdenker aufstellten, würde wohl, an die Fülle der Kraft und des Lichts in dem orientalischen Idealismus der Religion gehalten, nur als ein schwacher prometheischer Funke gegen die volle himmlische Gluth der Sonne erscheinen, nur geraubt und immer wieder zu erlöschen drohend; aber je geringer der Gehalt, desto künstlicher ward die Form ausgebildet.

Freilich aber ist die orientalische Weisheit bei den Griechen wie bei den Neuern oft aus trüben Quellen geflossen. Wie sehr in den Zeiten der Neu-Platoniker und Gnostiker alles schon in der spätesten Entartung und Mischung der Systeme, in den Kreis der europäischen Bildung gelangt sei, ist zu allgemein bekannt, als daß es weiter angeführt werden dürfte. In dem, was man orientalische Philosophie nennt, ist dem alten Systeme der Emanation mehr oder weniger Pantheistisches und Dualistisches aus der orientalischen Zahlen-Philosophie oder aus der Lehre von den zwei Principien Hergenommenes, beigemischt.

Es ist dieß auch wohl nicht bloß in jenen spätern Zeiten der Fall, sondern es dürfte schon beim Pythagoras so sein, wenn wir anders den Nachrichten von ihm, die uns für die ältesten und besten gelten, irgend trauen dürfen. Wenigstens gehört die Zahlenlehre der Pythagoräer, von der nicht so leicht auszumachen, ob sie eigne Erfindung oder auch orientalischen Ursprungs war, durchaus nicht zu dem Systeme, aus dem sie die Lehre von der Seelenwanderung annahmen, so wenig als ihre Entgegensetzung zwiefacher Grundwesen und Grundbegriffe. Ja wir haben gesehen, daß in Asien selbst schon in frühen Zeiten, die spätere Lehre an die ältere sich durch Mischung oder Umdeutung angeschlossen habe;

hat man aber jede der abgesonderten Denkarten erst für sich rein aufgefaßt, so wird man wenig Schwierigkeit finden, sich auch die zusammengesetzten und verwickelteren Erscheinungen zu erklären.

Die Kenntniß der Philosophie ist wie zur Erforschung des orientalischen Alterthums überhaupt, so insbesondere für das indische Studium sehr wesentlich und kaum zu entbehren. Wohl verstehen wir unter der Kenntniß der Philosophie etwas mehr als einige dialektische Uebung, nach irgend einem eben umlaufenden Systeme, was denen neu scheint, welche die alten nicht kennen, alles construiren zu können; vor allem eine vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste jener großen alten Systeme, die auch auf das äußere Schicksal der Menschheit einen so mächtigen Einfluß gehabt haben. Diesen Geist aber wird freilich niemand begreifen, dem nicht die Bedeutung speculativer Gedanken durch eignes Forschen klar geworden ist.

Welche große Stelle Philosophie in der indischen Literatur einnehme, wird deutlich erhellen, wenn man sich der Uebersicht des Ganzen nach den vier wichtigsten Epochen aus dem zweiten Buche erinnern will. In der ersten Epoche der Veda's und alles ältesten, was sich zunächst an diese anschließt, so wie in der dritten Epoche der Puranas und des Vyaso ist Philosophie mit allem unzertrennlich verflochten und kein Verständniß ohne sie zu hoffen. In der mittlern zwischen jenen beiden, in der zweiten Epoche, mag Philosophie und Poesie etwas mehr gesondert erscheinen, aber wohl schwerlich so sehr als sie es bei den Griechen und überhaupt den Europäern fast immer waren; und selbst die vierte und letzte Epoche des Kalidas und der andern Dichter unter Vikromadityo, wo die indische Poesie vorzüglich und mehr abgesondert blühte, ist doch noch durchaus auf die ältern gegründet und nicht von ihnen abzusondern möglich.

Möchte doch überhaupt das indische Studium dazu beitragen, uns zu der größern Art und Ansicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte das griechische und das orientalische Studium zuerst gestiftet haben, da man noch nicht glaubte, daß bloße Sprachkenntniß Anspruch

auf den Nahmen eines Gelehrten gebe, und fast keiner unter jenen genannt werden kann, bei dem nicht seltne Sprachkenntniß mit der Fülle historischer Kenntnisse und mit einem ernsten Studium der Philosophie wäre vereint gewesen.

Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniß als ein untheilbares Ganzes vereint mit desto größerer Kraft wirken und es würden die Herrlichkeiten des Alterthums auch in unsre Zeit lebendig eingreifen und sie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemahls entstand noch ein wahrhaft Neues, das nicht durch das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch seinen Geist belehrt, an seiner Kraft genährt und gebildet worden wäre. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geiste derselben sich lenken und beherrschen lassen, fast ohne Ausnahme dem verderblichen und zerstörenden Grundsatze ergeben sind, alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erschaffen zu wollen, ist auf der andern Seite wahre Kenntniß des Alterthums und der Sinn für dasselbe fast verschwunden, die Philologie zu einer in der That sehr schaalen und unfruchtbaren Buchstabengelehrsamkeit herabgesunken, und so bei manchen erwünschten Fortschritten im Einzelnen, doch das Ganze zersplittert und weder Kraft noch lebendiger Geist darin sichtbar.

Ein Vorurtheil, was in dieser Rücksicht viel geschadet hat und noch schadet, ist die Trennung, die man sich zwischen dem orientalischen und dem griechischen Studium und Geist mehr selbst erdacht und willkührlich angenommen hat, als daß diese gänzliche Verschiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeschichte sind die Bewohner Asiens und die Europäer wie Glieder einer Familie zu betrachten, deren Geschichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verstehen will. Aber auch was man in der Literatur gewöhnlich den orientalischen Styl und Geist nennt, ist nur von einigen asiatischen Völkern hergenommen, besonders von den Arabern und Persern, und von einigen Schriften des alten Testaments, insofern sie blos als Poesie beurtheilt werden; auf mehre andre Völker paßt es gar nicht. Es besteht diese orientalische Eigenthümlichkeit nach der

gewöhnlichen Vorstellungsart, in einer hohen Kühnheit und verschwenderischen Fülle und Pracht der Bilder nebst dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das südliche Klima kann nur als mitwirkende Ursache, nicht als Hauptgrund dieser Richtung der Fantasie gelten, da dieselbe bei so manchen sehr südlichen und auch sehr dichterischen Nationen, wie die Indier, so gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Ursache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Ueberall wo eine solche herrscht, sie sei nun philosophisch tief, und aus göttlicher Liebe hervorgegangen, oder aber roh und wüst wie die Begeisterung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed; es wird überall, so lange noch poetischer Geist vorhanden ist, die Fantasie, nachdem sie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden, als den jener kühnen allegorischen Bildlichkeit. Daher finden wir diesen sogenannten orientalischen Charakter eben so wohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italienischen und deutschen, nicht bloß in spanischen) als in den romantischen Dichtungen der Perser und Araber, ohne daß wir deßfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unsere Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umstände in Europa wie in Asien dieselben Folgen hervorrufen mußten. Wie paßt nun aber diese Farbengluth zu der prosaischen Trockenheit der chinesischen Bücher, oder zu der schönen Einfalt des indischen Styls? Zwar in der Sokuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenschmuck und Bilderfülle; doch auch hier ohne alle Ueberspannung. Die ältern indischen Gedichte vollends, sind noch bildloser als selbst die einfachsten und strengsten Werke der Griechen; die tiefe Seele, die in allem lebt und athmet, die helle Klarheit, in der alles dasteht, bedarf nicht dieses wilden Feuers, und keiner unerwarteten Schläge und Strahlen der glühenden Fantasie.

Eine andre Eigenschaft, die man auch als eine charakteristische Eigenthümlichkeit orientalischer Werke ansieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und selbst die Anordnung und Composition, die sich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterscheidet. Auf die indischen Werke ist dieses wiederum gar nicht anwendbar, sondern vorzüglich auf die vorhin

genannten Nationen. Theils hängt dieß wohl zusammen mit der eben geschilderten Ueppigkeit bildlicher Fantasie, und dem Hange zur Allegorie; wo diese im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieselbe blos andeutende Kühnheit herrschen, und daher Dunkelheit entspringen. Zum Theil dürfte es sich aber auch aus denjenigen Grundverschiedenheiten der Grammatik, die wir im ersten Buche entwickelt haben, erklären lassen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Gesetze ihrer Sprache von Natur folgen, wenn nicht ein höherer Geist es anders lenkt, oder da, wo man durch Vernachlässigung noch tiefer hinabsinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Präfixa bilden, die Construction im Einzelnen schwer ist, so wird auch der Gedankengang leicht verworren oder dunkel sein. In den Sprachen, die sich ihr Geschäft durch Hülfs-Verba und Präpositionen für den Gebrauch am bequemsten abkürzen, wird die Composition zwar leicht und verständlich, gern aber auch nachlässig und formlos sein; Sprachen aber, die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbestimmungen des ursprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechische und die indische, führen von selbst zur schönen Form, wie im Einzelnen der grammatischen Construction so auch im Ganzen der Anordnung und der Composition.

Auch in dieser letzten Beziehung also hat, was man orientalischen Geist und Styl nennt, nur eine sehr beschränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebt's der Ausnahmen und Uebergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Aeschylus besonders in den Chören, obwohl in einer ganz hellenischen Form, dennoch wirklich etwas Orientalisches, was aber mehr von der leidenschaftlichen Aufregung, dem gewaltsamen Zustande der Fantasie überhaupt herrührt, als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfähigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyrische Kühnheit der Gleichnisse und Anspielungen, und die Abgerissenheit der Uebergänge einen orientalischen Anstrich; seine Milde und Weichheit bei der heroischen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Charakter der indischen Gedichte, so weit wir sie bis jetzt kennen. So wie die größten Den-

ker, die tiefsinnigsten Philosophen Europa's sich fast immer durch eine entschiedne Vorliebe für das orientalische Alterthum auszeichneten; so näherten sich mehre und zwar besonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weise, der orientalischen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergeschichte die Asiaten und die Europäer nur eine große Familie, Asien und Europa ein unzertrennbares Ganzes bilden, so sollte man sich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten, wo denn manche einseitige und beschränkte Ansicht von selbst verschwinden, vieles im Zusammenhange erst verständlich, alles aber in diesem Lichte neu, erscheinen würde.

Wenn es natürlich ist, daß der tiefsinnige Geist des Mittelalters, auf den unsre ganze Verfassung und jetziges Leben sich gründen, und noch lange gründen werden, uns in der Geschichte, Dichtkunst und Sittenlehre vor allen am nächsten steht, und die Kenntniß desselben für das Leben am wichtigsten ist; wenn das griechische Studium die beste nicht nur, sondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrsamkeit bleibt, weil nirgends sonst wo die Kritik als Kunst so vollständig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunst, die Philosophie und Poesie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äußern Form stehen bleiben, wie die Buchstabengelehrten und gewöhnlichen Aesthetiker und Kunstkenner, theils an sich von hohem Werthe, theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europäischen Bildung und der orientalischen Ueberlieferung sind, so wie die römische Literatur den Uebergang von den Griechen zum Mittelalter bildet; so dürfte doch das indische Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekannten Gegenden des frühesten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichterischen Schönheiten und philosophischem Tiefsinn nicht minder reiche Schätze darzubiethen haben.

Und wenn eine zu einseitige und bloß spielende Beschäfti-

gung mit den Griechen den Geist in den letzten Jahrhunderten zu sehr von dem alten Ernst oder gar von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, so dürfte diese ganze neue Kenntniß und Anschauung des orientalischen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um so mehr zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Gesinnung wieder zurückführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben giebt.

Inhalt.

Seite

I. Beiträge zur Kenntniß der romantischen Dichtkunst.

1. Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio. 1801. - - - - = 5
2. Nachricht von einigen seltneren italienischen und spanischen Dichterwerken; nebst einer Charakteristik des Camoëns und der portugiesischen Dichtkunst, und Uebersicht von den provenzalischen Handschriften zu Paris. 1803. 30
3. Ueber nordische Dichtkunst. 1812. - = - 51
4. Nachtrag über Shakespeare's ältere dramatische Werke. 83

II. Neue Kunst und Literatur.

1. Charakteristik der Meisterischen Lehrjahre von Goethe. 1798. - = - - - - 95
2. Anzeige von Goethe's Werken. 1808. Nach der Cottaschen Ausgabe von 1806. Erster bis vierter Band. Erster Band. Lieder. Vermischte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegien. Episteln. Epigramme. Zweiter und dritter Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Vierter Band. Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Die Geschwister. Mahomet. Tancred. Elpenor, Fragment. = - - - = 117
3. Ueber die deutsche Kunstausstellung zu Rom, im Jahre 1819. - = - - - - 155
4. Ueber La Martine's religiöse Gedichte. 1820. - - 185

III. Alte Weltgeschichte.

Recension der Schrift von Rhode: Ueber den Anfang unserer Geschichte und die letzte Revolution der Erde. Breslau 1819. - = - = - 203

Seite.

IV. Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

Vorrede. = - - = - - 273

Erstes Buch. Von der Sprache.

1. Von der indischen Sprache überhaupt. = - 278
2. Von der Verwandtschaft der Wurzeln. - - 279
3. Von der grammatischen Structur. - = = 290
4. Von zwei Hauptgattungen der Sprache nach ihrem innern Bau. - - - - = 298
5. Von dem Ursprunge der Sprachen. = - - 306
6. Von der Verschiedenheit der verwandten und einigen merkwürdigen Mittelsprachen. - - - - 311

Zweites Buch. Von der Philosophie.

1. Vorläufige Bemerkungen. = - = - 320
2. System der Seelenwanderung und Emanation. = - 323
3. Vom astrologischen Aberglauben und wilden Naturdienste. 332
4. Die Lehre von zwei Principien. = - - 337
5. Vom Pantheismus. - - - = = 344

Drittes Buch. Historische Ideen.

1. Vom Ursprunge der Poesie. = - - - 351
2. Von den ältesten Wanderungen der Völker. - - 355
3. Von den indischen Kolonien und der indischen Verfassung. = - = = - = 359
4. Von dem orientalischen und indischen Studium überhaupt, und dessen Werth und Zweck. - - - 370

Staatliche Bibliothek Passau

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke

Bd.: 8

Wien 1846
Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Hf 75/2-7/8(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341344-1